

Ergebnisse

einer

Zoologischen Forschungsreise in den südöstlichen Molukken

(Aru- und Kei-Inseln)

im Auftrag

der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft

ausgeführt von

Dr. Hugo Merton.

Reisebericht.

Mit 10 Tafeln, 2 Karten und 60 Abbildungen im Text.

Forschungsreise in den Südöstlichen Molukken

von

Dr. Hugo Merton.

Dem Andenken meiner Mutter.

Vorwort.

Die Erlebnisse und Eindrücke einer zu wissenschaftlichen Forschungszwecken unternommenen Reise in die südöstlichen Molukken, von Oktober 1907 bis August 1908, auf die mich mein Freund Dr. Jean Roux, Custos am Naturhistorischen Museum in Basel, begleitet hat, habe ich im folgenden wiederzugeben mich bemüht. Hauptsächlich tiergeographische Fragen waren es, die bei der Erforschung der Aru- und Kei-Inseln, die als spezielles Reiseziel ausersehen waren, ihrer Lösung näher gebracht werden sollten. Es handelte sich in erster Linie darum, festzustellen, inwieweit die Fauna dieser beiden Inselgruppen, der östlichsten im ganzen indo-australischen Archipel, mit derjenigen der benachbarten großen Festlandmassen von Australien und Neu-Guinea übereinstimmt, und, ob diese Inseln auch von Westen her Zuzug erhalten haben; weiter, ob die Aru- und Kei-Inseln, die durch ein tiefes Meer voneinander getrennt werden, eine wesentlich verschiedene Tierwelt besitzen, was auch für die Geologie dieser Gebiete in verschiedener Hinsicht von Wichtigkeit sein müßte.

Abgesehen von diesen und anderen Fragen von faunistischem Interesse, die eine gründliche Kenntnis der Land- und Süßwasserfauna erforderten, sollte die Tierwelt der Flachsee in der Umgebung dieser Inselgruppen einer möglichst eingehenden Untersuchung unterzogen werden. Inwieweit die gestellten Aufgaben ihre Lösung gefunden haben, wird sich erst nach Bearbeitung der mitgebrachten, ziemlich umfangreichen Sammlungen feststellen lassen. Die „wissenschaftlichen Ergebnisse“ der Reise, mit deren Veröffentlichung unmittelbar nach Erscheinen dieses Berichtes begonnen wird, sind mir zurzeit nur zum Teil bekannt; aus diesem Grund konnten die Resultate hier nur in großen Zügen wiedergegeben werden, und ich muß es mir für später vorbehalten, hierüber zusammenfassend zu berichten. Im übrigen habe ich mich bei der Abfassung dieses Reiseberichtes hauptsächlich auf das eigentliche Forschungsgebiet beschränkt und mich bei der „Hinreise“, die durch gut bekannte Gegenden führte, möglichst kurz gefaßt.

Es ist wohl selbstverständlich, daß derjenige, der als Naturforscher zum erstenmal die Tropen bereist, nicht blind an alledem vorübergeht, was nicht seinem eigenen Forschungsgebiet angehört, sondern diese ganze neuartige, wunderbare Welt mit allen

seinen Sinnen in sich aufzunehmen sucht. Daher wird man es begreiflich finden, wenn in diesem allgemein gehaltenen Bericht die Zoologie nicht allein im Vordergrund steht. Bei einzelnen Touren und der Beschreibung mancher Gegenden bin ich vielleicht allzusehr ins Detail gegangen; hierbei war es aber meine Absicht, demjenigen, der gleich mir später einmal jene fernen Eilande aufsucht, als Führer zu dienen. Am Schluß habe ich die mir bekannt gewordene Literatur über die Aru- und Kei-Inseln angeführt, ohne dieselbe sonst eingehender zu berücksichtigen, da ich nicht vor hatte, die von uns bereisten Gebiete hier monographisch zu behandeln; dazu wäre wohl ein längerer Aufenthalt nötig gewesen, denn von den knapp zehn Monaten, die wir unterwegs waren, entfielen nur fünf auf unser eigentliches Forschungsgebiet und davon wiederum vier auf die Aru- und nur einer auf die Kei-Inseln.

Daß uns in Indien alle Wege geebnet wurden, habe ich in erster Linie den wertvollen Einführungsschreiben bei der niederländisch-indischen Regierung und den deutschen Konsulaten zuzuschreiben, die ich der gütigen Vermittlung der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft zu verdanken hatte, in deren Auftrag diese Reise ausgeführt wurde; es sei mir daher gestattet, an dieser Stelle der Gesellschaft für das ehrende Vertrauen, das sie mir erwiesen, meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen.

Herr Prof. Dr. Fritz Römer, der verstorbene hochverdiente Direktor des Senckenbergischen Museums, hat mir in umfassender Weise bei den Vorbereitungen für die Reise seine Hilfe geliehen und seiner reichen Erfahrung, seiner tatkräftigen Unterstützung habe ich es zuzuschreiben, wenn sich die Ausrüstung allen Anforderungen gewachsen zeigte. Ferner hat mich ein hervorragender Kenner des ostindischen Archipels, Herr Prof. Dr. Max Weber in Eerbeek aufs beste beraten und seinen wertvollen Empfehlungen haben wir viel zu verdanken; ebenso war Herr Dr. Fritz Sarasin in Basel so freundlich, uns mit Rat und Tat zu unterstützen.

Viel Entgegenkommen und Hilfe ist uns draußen in den Tropen zuteil geworden und es ist mir ein Bedürfnis, hier wenigstens die Namen derjenigen hervorzuheben, denen wir uns besonders zu Dank verpflichtet fühlen: Herr Prof. Dr. M. Treub, Direktor des botanischen Gartens in Buitenzorg, Herr Dr. P. N. van Kampen in Batavia, Herr Major Ouwens in Buitenzorg, Sech Said Ben Abdullah Baädilla, Kapitän der Araber in Banda-Neira und schließlich, aber nicht zum wenigsten, Herr Kontrolleur H. W. du Cloux, der alles aufgeboten hat, uns die Bereisung der Aru-Inseln zu erleichtern, wodurch wir ihm einen guten Teil des Erfolges zuzuschreiben haben.

IX

Es geht wohl vielen Menschen so, daß eine Reise für sie bedeutend an Reiz gewinnt, wenn sie die Möglichkeit haben, ihre momentanen Eindrücke und Empfindungen an Ort und Stelle anderen mitzuteilen. Daher war es für mich von großem Wert, meinen Freund Dr. Roux zum Reisegefährten zu haben; ich danke ihm herzlich für seine tatkräftige Mitarbeit.

Die Abbildungen von Menschen und Landschaften sind bis auf drei, die ich Herrn Dr. P. N. van Kampen in Batavia und Herrn C. Schmid in Makassar verdanke, Reproduktionen eigener photographischer Aufnahmen. Herr Fritz Winter in Frankfurt a. M. hatte die Freundlichkeit, die ethnographischen Gegenstände zu photographieren und hat mir überhaupt bei der Illustration dieses Berichts in entgegenkommender Weise mit sachkundigem Rat zur Seite gestanden.

Heidelberg, Juni 1910.

Hugo Merton.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
I. Die Hinreise	1
Singapore. Aufenthalt auf Java. Unsere Reiseausrüstung. Über Bali und Lombok nach Makassar. Ambon und Banda.	
II. Die Aru-Inseln.	
1. Aufenthalt in Dobo	13
Unsere Wohnung. Beginn der Sammeltätigkeit. Die Bevölkerung von Dobo. Topographie der Aru-Inseln. Schwierigkeiten bei der Anwerbung von Trägern.	
2. Im westlichen Terangan	27
Ankunft in Ngaiguli. Das Alang-Alang. Schulhaus in Fatural. Ameisenpflanzen. Erste Bekanntschaft mit den Bewohnern des Inlands. Ichthyosis (S. 38). Schlammpringer. Sirihkörnchen. Das Haus des Orang-kaja. Tätigkeit der Arunesen. Verhandlungen mit den Häuptlingen (S. 49). Die Bevölkerung von Popdjetur. Aufstände unter den Eingeborenen. Kriegsschild und Waffen der Arunesen. Tanzaufführung. Einiges über die Fauna (S. 61). Die ersten Dredgezüge. Ngaiboer (S. 72). Beobachtungen am Strand. Die Lebensmittelfrage. Einbootung bei Sturm. Exkursion auf Wammer. Einsiedlerkrebse (S. 83). Der Kuskus. Kokosnüsse.	
3. In den Sungis um Manumbai	88
Ein intelligenter Arunese. Erläuterungen zur Karte der Aru-Inseln. Sammeleifer der Bevölkerung. Breite und Tiefe der Hauptsungis. Die Ufer eines Seitensungis (S. 95). Meeresbewohner im Süßwasser. Umgebung des Sungi Kololobo. Unser Leben an Bord der „Marie“ (S. 105). Beim Stelldichein der Paradiesvögel. Verbreitungsgebiet der Paradiesvögel. Wie sie von den Arunesen gejagt werden (S. 111). Auffallende Spinnen.	
4. Sungi Maikoor	115
Herstellung von irdenen Gefäßen. Häuptlingswahl und Vereidigung. Wirkung der Strömung in den Sungis (S. 119). Felsenmauern. Die Frauen von Erersin. Tour in das nördliche Terangan.	
5. Blakang tana	126
Eine Nacht auf dem Meer. Dredgezüge im Sungi Manumbai. Beim Fischfang. Häuser und Opferstätte in Meriri. Arunesenfrau. Eine gute Ausbeute. Verschiedene Gräber (S. 138). Die Bewohner der Ostseite. Pomalibalken. Besuch bei den Perlfischern (S. 143). Perlmutter und Perlen. Schutzmittel gegen Krankheiten. Batu-Bandera.	
6. Die Sungis. Ausflug nach Wokam und Udjir	152
Die Tierwelt des indo australischen Archipels. Unterschied zwischen der Fauna der Aru- und Kei-Inseln. Historische Betrachtungen über die Sungis. Wie sind sie entstanden? Beschaffenheit der Gesteine (S. 157). Korallenfauna bei Wokam. Vielseitige Verwertung der Sagopalmen (S. 162). Polychaethen und Echinodermen. Udjir. Verpackung der Ausbeute.	

III. Die Kei-Inseln.	Seite
A. Klein-Kei	169
Beziehungen der Kei-Inseln zu den umliegenden Landmassen. Tual. Das Eisenholz. Verschiedene Exkursionen. Bei den Missionaren (S. 176). Seegarten bei Tual. Überfahrt nach Groß-Kei.	
B. Groß-Kei	181
Bevölkerung. Kunstvolle Töpfereien. Heiratssitten. Die Vogelfauna (S. 186). Verschiedene Gebrauchsgegenstände. Flugbentler. Großes Haus in Warka. Ein ungemütliches Milieu (S. 194). Unser Laboratorium. Primitives Gebirgskampong. Fächertanz. Rückreise.	
Anhang.	
1. Verzeichnis von arunesischen Wörtern	203
2. Verzeichnis der Dredge-Stationen	205
3. Bemerkungen über die von den Aru-Inseln mitgebrachten Gesteinsproben von Dr. R. D. M. Verbeek	206
Literaturverzeichnis	207

Verzeichnis der Abbildungen.

Wo nichts dazu bemerkt ist, sind die Bilder nach photographischen
Aufnahmen des Verfassers hergestellt.

a) Textbilder.

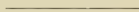
	Seite
Palais des Gouverneur-Generals in Buitenzorg	3
Baumfarn in den Tenggerbergen	6
Straße in Makassar	9
Perlfischerboote vor Banda-Neira	12
Straßenjugend in Dobo	16
Buginesischer Fischer	16
Araberviertel von Dobo	19
Arunesen kommen nach Dobo	21
Arunesen in Dobo	25
Häuser von Ngaiguli	28
Marafenfen	34
Haus des Orang-kaja (Plan)	44
Sagozange, Reiserührer und Schöpflöffel, F. Winter phot.	46
Inlandarunesen	51
Arunesen der Westküste	51
Arunesischer Kriegsschild, F. Winter phot.	60
Wichtige Beschäftigung	67
Schuljugend von Ngaihoor	71
Am Strand bei Ngaiguli	78
Abfahrt	79
Wangil	86
Unsere Hütte in Manumbai	92
Ufer des Sungi Manumbai	94
Felsenpartie im Sungi Waskai	96
Im Sungi Waskai	99
Sungiursprung	100
Skizze der Sungis bei Manumbai	103
Die „Amboina“ im Sungi Manumbai	114
Die „Marie“ im Schlepptau	115
Felsenmauer im Sungi Erersin	120
Isolierte Felsen im Sungi Erersin	120
Erersin	122
Pandaneen	125
Die „Marie“ in Reparatur, C. Schmid phot.	127
Arunesen auf der Fahrt	132
Meriri	133
Haus in Meriri	135
An Bord der „Marie“	137
Häuptlinge von Baimun, Longar und Apara	138
Häuser von Longar	141

XIII

	Seite
Pomalibalken von Apará, F. Winter phot.	142
Pomalibalken von Papakula, F. Winter phot.	142
Kindergrab bei Gomo-Gomo	147
Arunesen kommen zur Begrüßung, v. Kampen phot.	148
Batu-Bandera	151
Opferstätte in Meriri	161
Arunesentypen a) von Meriri	164
b) } von Baimun	164
c) }	
d) von Longar	164
Strand bei Dobo, C. Schmid phot.	168
Karte der Kei-Inseln	170
Hauptstraße in Tual	173
Unsere Nachbarn in Tual	178
Blick auf Elat	181
Vor einem Töpferladen in Elat	183
Bei der Töpferarbeit	184
Keinesisches Gebirgskampong	187
Leute von Ohoinangan	188
Opferstein und Monolith in Ohoinangan	190
Keinesen von Waor	190
Kleine Felseninsel, Westküste Groß-Kei	192
Keinesen von Ohilim	197
Kurz vor der Abfahrt	199

b) Tafeln und Karten.

- I. Sungai Erersin.
- II. Seekarte des indo-australischen Archipels.
- III. { Ansicht von Dobo von der Westseite.
StraÙe im Buginesenviertel von Dobo.
- IV. Arunesen von Popdjetur.
- V. Karte der Aru-Inseln.
- VI. { Arunese im Alang-Alang.
Pandaneen im Alang-Alang.
- VII. { Arunesen von Longar.
Arunesinnen von Erersin.
- VIII. { Sungai Udjir.
Sungai Kololobo.
- IX. Aru-Inseln: Gebrauchsgegenstände.
- X. Aru-Inseln: Schmuck.
- XI. Aru-Inseln: Waffen und Trommeln.
- XII. Aru- und Kei-Inseln: Töpfereien.



I. Die Hinreise.

In Ceylon hatten wir uns vierzehn Tage aufgehalten und hier zum erstenmal eine Vorstellung bekommen von der wunderbaren Welt der Tropen; mit dem nächsten Dampfer der Ostasien-Linie des Norddeutschen Lloyd setzten wir von Colombo die Reise fort und trafen Ende November in Singapore ein. Hier blieben wir mehrere Tage, um auch von dem Getriebe dieser großen Handelsmetropole, die in dem Welthandel eine so hervorragende Rolle spielt, und in der zahllose Verkehrslinien von Osten und Westen zusammenlaufen, wenigstens einen flüchtigen Eindruck zu gewinnen. An dem starken Überwiegen des chinesischen Elements bemerkt man, daß man sich hier an der Eingangspforte zu Ostasien befindet. Das Personal in den Banken, die Bedienung in den Hotels und Läden, die Kulis, die die Rikshas ziehen, sind alle Chinesen. Durch ihre zähe Leistungsfähigkeit und vor allem ihre große Anspruchslosigkeit haben sie es verstanden, die Konkurrenz vollkommen auszuschalten und sich geradezu unentbehrlich zu machen. Und trotz allem ist dem ganzen Leben hier der Stempel englischer Kultur aufgeprägt worden; das ist besonders abends nach 5 Uhr bemerkbar, wenn die Banken und Läden schließen und die Europäer sich von ihren Geschäften nach Hause begeben oder mit schönen Gespannen auf dem Raffles-Square oder Orchard-Road entlang fahren, und wenn die Tennis- und Fußballplätze sich füllen. Dank der liebenswürdigen Gastfreundschaft von Captain A. Young, dem Kolonial-Sekretär der Straits Settlements und der freundlichen Aufnahme bei dem deutschen Generalkonsul, Herrn von Kiliani, wird uns der hiesige Aufenthalt in angenehmster Erinnerung bleiben.

Von Singapore fuhren wir mit einer niederländischen Linie in 44 Stunden nach Tandjong Priok, dem Hafen von Batavia; wir trafen dort am 8. Dezember ein. Erst in einem Monat ging der Dampfer ab, der uns nach den Molukken bringen sollte. Wir hatten also reichlich Zeit, alle Vorbereitungen für die eigentliche Forschungsreise zu Ende zu führen und Java, dieses herrliche Land, mit seinen imponierenden Vulkanen, seiner üppigen tropischen Vegetation, den ausgedehnten Kulturen und einer interessanten Bevölkerung näher kennen zu lernen. Auch auf der Rückreise von den Aru- und Kei-Inseln haben wir uns nochmals 14 Tage dort aufgehalten. Darüber hier Genaueres zu erzählen, darf ich wohl

unterlassen, da zahllose Reisebeschreibungen über Java existieren, die ich nicht durch eine weitere vermehren möchte. Nur über unsere Vorbereitungen für die Weiterreise, die übrigens viel mehr Zeit erforderten, wie sich voraussehen ließ, soll noch Einiges erwähnt werden.

Den größten Teil unserer Ausrüstung hatten wir von Deutschland mitgenommen. Es waren an die 60 Kisten und Koffer, die wir wohlbehalten im Lagerraum in Tandjong-Priok wieder vorfanden. Unsere persönlichen Effekten waren in kleinen Blechkoffern verstaut, die Feldbetten, Feldstühle, das Zelt usw. in Säcke eingenäht, der Speisekorb mit einem Leinwandüberzug versehen, kurz alles so verpackt, daß Schädigungen durch die Feuchtigkeit der tropischen Atmosphäre oder der Seeluft nach Möglichkeit ausgeschlossen waren. Kochgerätschaften und Lebensmittel kauften wir erst in Batavia. Viel Platz beanspruchten schon allein die Konserven, Zwieback und sonstigen Nahrungsmittel, ferner die verschiedenen Kisten mit getrocknetem Fisch und Säcke mit Reis, welche wir als Proviant für unsere Diener, die wir auf Java engagierten, und auch für die Träger, welche wir später noch in unsere Dienste nehmen wollten, brauchten. Wir konnten uns natürlich nur ungefähr die Quantitäten ausrechnen, deren wir bedurften, da wir noch nicht genau wußten, wieviel Leute wir zu verpflegen hatten. Für uns nahmen wir zunächst nur eine bestimmte Portion von Lebensmitteln mit und ließen später eine frische Sendung nachkommen.

Auch unsere Apotheke, in einem besonderen Blechkasten, wurde hier noch vervollständigt; einen Hauptbestandteil bildete eine große Quantität Chinintabletten, die im Laufe der Reise größtenteils aufgebraucht wurden. Wir selbst nahmen während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts in den Tropen, auf Anraten von Dr. Castellani (dem Entdecker des Erregers der Schlafkrankheit), dessen Bekanntschaft wir in Colombo gemacht hatten, zweimal wöchentlich je $\frac{1}{2}$ gr. Chinin und sind dadurch vollkommen von Malaria verschont geblieben, während unsere Diener und Träger, denen wir es auch verabreichten, die es aber nicht regelmäßig einnahmen, verschiedene Fieberattacken durchzumachen hatten.

Die meisten Kisten unserer Bagage waren mit der wissenschaftlichen Ausrüstung vollgepackt. Sie enthielten hauptsächlich verschließbare Blechkasten, Deckelgläser und Glastuben von verschiedener Größe, zur Konservierung und Aufbewahrung der Tiere; ferner allerlei Werkzeuge, Nägel, Schrauben usw. und Dredgen, Planktonnetze, Schwabber, Lote, starke Seile und allerhand Fang- und Hilfsapparate für die marine Zoologie. Verschiedene Schmetterlingsnetze und Ketscher hatten wir zum Fang der Insekten mit und kleinere Handnetze aus Müller-Gaze dienten zur Verwendung im Süßwasser. An Waffen verfügten wir über zwei Doppelfinten, einen Drilling, ein Mannlicher Repetiergewehr und zwei Browning-

Pistolen. Patronen mit Messinghülsen für die Flinten besorgten wir erst in Batavia. Weiter besaßen wir verschiedene Hand- und eine Stativlupe, ein Zeißsches Reisemikroskop, Konservierungsflüssigkeiten, Betäubungsmittel und noch manches andere, was hier nicht weiter aufgezählt werden soll. Formol hatten wir von Deutschland mitgebracht, den noch wichtigeren Alkohol kauften wir erst hier ein. Es steht darauf in Niederländisch-Indien sehr hoher Zoll. Durch die freundliche Vermittlung von Dr. Reil, dem Direktor der Schola Doktor Djava, (einer medizinischen Schule, in der Eingeborene zu Ärzten ausgebildet werden) und Sekretär der Gesellschaft für die wissenschaftliche Erforschung von Niederländisch-Indien, war es möglich,



Palais des Gouverneur-Generals in Buitenzorg.

den Alkohol steuerfrei zu bekommen. Wir bezogen ihn von einer Zuckerfabrik in Pekalongan — einer Stadt an der Nordküste von Java, — meines Wissens die einzige auf Java, die sich mit der Spiritusdestillation befaßt. Es waren etwa 1000 Liter 96prozentigen Alkohols, den wir in Eisenfässern von dort direkt nach Dobo auf den Aru-Inseln senden ließen.

Der Liter kostete uns so 25 Cents, statt 1 fl. 20. Da wir den Alkohol erst einen Monat nach unserer Ankunft in Dobo erhalten konnten, mußten wir für die erste Zeit noch solchen zu teurerem Preise mitnehmen.

Ein wichtiger Artikel, ohne den wir nicht hätten auskommen können, waren die Tauschwaren, für die, wie wir gehört hatten, die Bewohner der Aru-Inseln größtenteils viel empfänglicher sein sollten, als für Geld. Einen Teil derselben hatten wir bereits in Singapore besorgt, wobei uns ein Orchideenhändler beriet, der einige Monate auf den den Aru-Inseln benachbarten Tenimber-Inseln zugebracht hatte. Den Rest kauften wir in dem Chinesenviertel von Batavia. Unsere Tauschartikel bestanden

in Tabak, rotem Tuch, Küchenmessern, kleinen Handspiegeln, Angelhaken, Draht und Glasperlen.

Durch ein Empfehlungsschreiben des preußischen Kultusministeriums an den deutschen Generalkonsul in Batavia und ein Einführungsschreiben des holländischen Kolonialministers an den Gouverneurgeneral von Niederländisch-Indien wurden uns die Wege zur Erreichung unseres Zieles in angenehmster Weise geebnet. Herr Prof. Melchior Treub, der hochverdiente und langjährige Direktor des berühmten botanischen Gartens in Buitenzorg, empfing uns aufs Liebenswertigste und versah uns mit weiteren wertvollen Empfehlungsschreiben. Wie wir in Buitenzorg erfuhren, waren wir den Regierungsbeamten auf den Aru- und Kei-Inseln bereits avisiert worden. Von offiziellen Schreiben erhielten wir zunächst einen Paß, womit uns die Reise nach dem östlichen Teil des Archipels gestattet wurde, dann ein Schreiben, das uns die zollfreie Ein- und Ausfuhr unserer ganzen Bagage zusicherte und eine Anweisung an die Kon. Paketvaart-Maatschapij, die Schifffahrtsgesellschaft, die den gesamten Personen- und den größten Teil des Frachtverkehrs in Niederländisch-Indien bewerkstelligt. Dadurch wurde uns, als Naturforschern, eine Preisermäßigung von 15 % auf die Billets und das Gepäck zugestanden.

Schwerer war es für uns, geeignete Diener zu finden, da dieselben auch das Präparieren von Vögeln und Säugetieren verstehen sollten. Herr Major On w e n s, der Konservator der zoologischen Sammlungen in Buitenzorg, der selbst immer einige Präparatoren im Dienst hat, war uns beim Engagement derselben sehr behilflich. Freilich allzu hohe Ansprüche durften wir an diese Malayen nicht stellen. Der eine, „Piong“, ein Sundanese, 33 Jahre alt, war ein schwächtiger, aber ganz intelligent aussehender Mensch, der zweite, „Naiman“, ein junger Bursche von 18 Jahren, bewährte sich nicht; wir sahen uns veranlaßt, ihn nach zwei Monaten nach Java zurückzusenden. Am sympathischsten in seinem Aussehen und am anhänglichsten war „Dénén“, den wir in erster Linie zur persönlichen Bedienung mitnahmen, er war 24 Jahre alt. Alle drei waren verheiratet, ihre Familien lebten hier in Buitenzorg. Daher vereinbarten wir mit ihnen, auf Vorschlag des Majors Folgendes in betreff der Lohnauszahlung. Da sie mindestens ein halbes Jahr von ihren Familien getrennt sein würden und diesen während dieser Zeit kein Geld zusenden konnten, deponierten wir bei dem Major eine Summe, von der dieser den Angehörigen der Diener monatlich zwei Drittel ihres Lohnes auszahlte, während sie selbst von uns das übrige Drittel erhielten.

Unsere drei Leute sprachen natürlich nur malayisch; wir hatten also jetzt die beste Gelegenheit, unsere Kenntnisse des Malayischen, das wir auf der langen Reise von Genua

bis Singapore erlernt hatten, anzuwenden. Anfangs ging es noch nicht sonderlich gut, aber nachdem wir einmal einen gewissen Wortschatz beherrschten, konnten wir uns bald leicht verständigen, zumal die äußerst einfache Grammatik keine Schwierigkeiten bereitet. Die malayische Sprache ist außerordentlich vokalreich, sehr wohlklingend und erinnert im Tonfall an Italienisch, ohne indes mit irgend einer indogermanischen Sprache näher verwandt zu sein; sie gehört einem ganz anderen Sprachstamm an. Einige Worte entstammen dem Arabischen, andere wurden später aus dem Portugiesischen und Holländischen aufgenommen. Dieses Malayisch wurde ursprünglich nur auf der Halbinsel Malakka und einem Teil von Sumatra gesprochen, hat sich aber allmählich von dort über den ganzen Archipel ausgebreitet, ohne jedoch die verschiedenen Sprachen der einzelnen Länder zu verdrängen, und gilt jetzt hier ganz allgemein als Verkehrssprache.

In der Zeit unseres Aufenthalts auf Java — wir standen mitten in den Vorbereitungen für die Weiterreise — erreichte mich ein Telegramm, das mich in tiefste Trauer versetzte. Meine liebe Mutter war gestorben. Wie furchtbar und niederschmetternd es ist, eine derartige Nachricht so fern von der Heimat zu erhalten, vermag nur derjenige zu ermessen, der etwas Ähnliches durchgemacht hat. Für eine Zeitlang war ich in meiner ganzen Aktionsfähigkeit wie gelähmt, und die Fortsetzung der Reise stand vorübergehend in Frage. Diese sonnige Welt, in der ich mich hier befand, sie schien nun auf einmal wie in einen trüben Schleier gehüllt zu sein!

In den letzten Tagen vor der Abreise nach den Aru-Inseln kamen wir wenig zur Ruhe. Immer gab es noch etwas zu packen oder zu besorgen. Auf der Bank mußten wir sämtliches Geld erheben, das wir für die nächsten sechs Monate nötig hatten; wir nahmen es fast ausschließlich in Geldstücken von 10 Cts., 25 Cts., 1 fl. und 2¹/₂ fl. mit, die zusammen ein ganz großes Gewicht repräsentierten, das auf die verschiedenen Koffer verteilt werden mußte.

Auf dem Marinedepartement zu Batavia erkundigten wir uns nochmals nach den Karten, die über die Aru- und Kei-Inseln existierten; die meisten hatten wir schon vor unserer Abreise aus dem Haag bezogen, neu war für uns nur eine englische Seekarte der Aru-Inseln, die an Übersichtlichkeit die anderen Karten noch übertraf.¹ Sie war nur in einem Exemplar vorhanden. Trotzdem waren die Offiziere so liebenswürdig, uns dieselbe für die Dauer der Reise zur Verfügung zu stellen.

Unsere Bagage hatte sich in Batavia bedeutend vermehrt. Sie mußte natürlich mit dem gleichen Dampfer expediert werden, mit dem auch wir fuhren, denn nur alle vier

¹ Diese englische Seekarte ist auch der dem Bericht beigegebenen Karte der Aru-Inseln zugrunde gelegt.

Wochen geht ein Schiff der Paketvaart-Matschappij nach den Kei- und Aru-Inseln.¹ Am 6. Januar 1908 verließ die „Mossel“ den Hafen von Tandjong Priok. Wir hatten es des Gepäcks wegen vorgezogen, auf der Hinreise von hier abzufahren; auf der Rückfahrt stiegen wir schon in Surabaja aus und fuhren von dort mit der Bahn nach Batavia.

Die Fahrt von Tandjong-Priok bis Dobo, dem Hauptplatz auf den Aru-Inseln, währt, die teilweiselängeren Aufenthalte in den einzelnen Hafenplätzen mitgerechnet, 15 Tage. Die Luftlinie Batavia-Dobo beträgt dagegen nur etwa 1630 Seemeilen, eine Entfernung, die ein mittelgroßer Ozeandampfer in etwa vier Tagen zurücklegen könnte. Aber die Dampfer der Paketvaart müssen eine größere Zahl von Häfen anlaufen und dabei allerlei Umwege machen. Doch wird die Fahrt demjenigen, der zum erstenmal den Archipel



Baumfarn in den Tenggerbergen.

bereist, nicht zu lang und ist reich an Abwechslung.

Unser Dampfer, die „Mossel“, faßt 2000 Tonnen und gehört zu den Booten mittlerer

¹ Kurz nach unserer Rückkehr hat die Paketvaart-Maatschappij eine neue Dampfverbindung von Java über Makassar und Dobo nach Australien eingeführt; dadurch ist es jetzt möglich, viel schneller wie bisher nach den Aru-Inseln zu gelangen.

Größe der Paketvaart-Maatschappij. Die Schiffe sind natürlich in erster Linie Frachtdampfer. der Passagierverkehr spielt nur eine untergeordnete Rolle. Im ganzen waren wir 18 Passagiere in der I. Klasse, von denen die meisten nach Makassar und Ambon fuhren. Wir beide sollten wohl am längsten ausharren. Die I. Klasse befindet sich im hinteren Teil des Schiffes, die II. liegt davor und die III. einen Stock tiefer. Die Zwischendeckpassagiere sind ausschließlich Eingeborene, aus den verschiedensten Gegenden des Archipels; es ist meistens eine bunte Gesellschaft, die sich hier zusammenfindet.

Wir fahren an der Nordküste von Java entlang und laufen nacheinander verschiedene wichtigere Handelsplätze an: Cheribon, Tegal, Pekalongan und Semarang. Da wir an den einzelnen Orten immer nur einige Stunden und ziemlich weit von der Küste entfernt hielten, mußten wir darauf verzichten, an Land zu gehen, und liefen wir Nachts einen Hafen an, so wurden wir häufig durch das unaufhörliche Rasseln der Ketten der Dampfwinde und das ständige Pfeifen beim An- und Abstellen der Maschine aus dem Schlaf geweckt. Am Morgen des 9. fuhren wir durch die Straße von Madura, die Java von Madura trennt; in der Ferne im Osten, von der aufgehenden Sonne beschienen, sehen wir ein hohes Gebirge mit vielen Vulkankegeln. Dem höchsten von ihnen entsteigt eine dichte Dampfwolke in Intervallen von wenigen Minuten. Es ist der Smeru, und das Gebirge die Tenggerberge, eine Gruppe teilweise noch sehr tätiger Vulkane, an deren Hängen sich eine wunderbar üppige Vegetation hinaufzieht. Auf der Rückreise von den Molukken lernten wir diese schöne Landschaft auf einem mehrtägigen Anflug näher kennen.

Wie wir uns dem Hafen von Surabaya nähern, kommen mehrere Ruderbote uns entgegen, deren gewandte Insassen, während wir schnell an ihnen vorbeifahren, sich mit Enterhaken an das Schiff festklammern; rasch klettert einer von ihnen auf das Deck und bindet das Boot an der Reling fest. Piraten hätten das Manöver nicht geschickter ausführen können! Es sind Bootsleute, die die Passagiere und das Gepäck an Land fahren und uns nun im Wettstreit ihre Dienste anbieten.

Surabaya ist die größte Stadt und der wichtigste Handelsplatz von ganz Niederländisch-Indien; in der weiten Bucht liegen viele Dampfer und Segler vor Anker. Unser Schiff blieb hier bis zum übernächsten Tage, sodaß wir reichlich Zeit hatten, uns in der Stadt umzusehen. Sie besitzt eine sehr große Ausdehnung und zählt jetzt ca. 150 000 Einwohner; die Häuser werden hier höchstens zweistöckig gebaut, infolgedessen beansprucht eine Stadt mit derselben Einwohnerzahl wie eine in Europa, hier nahezu den doppelten Flächenraum. Vom Hafen bis an das im Europäerviertel gelegene Hotel Simpang fahren wir

dreiviertel Stunden. Die Rikshas, die wir von Ceylon und Singapore her kannten, und die in Indien und Japan allgemein üblich sind, haben merkwürdigerweise nirgends in Niederländisch-Indien Eingang gefunden. Statt dessen hat man hier Fuhrwerke, die von kleinen javanischen Pferden gezogen werden. Am verbreitetsten sind die Sados (dos-à-dos), zweirädrige Wagen, auf denen Kutscher und Passagier sich den Rücken kehren, und die in der Regel nur von einem Pferd gezogen werden. Außer ihnen hat man die bequemeren Viktorias, die mit zwei Pferden bespannt sind. In einem solchen fuhren wir jetzt durch die Stadt, zunächst an einem Kanal entlang, dann durch das schmutzige Chinesenviertel und durch den Stadtteil der Kontore der verschiedenen Schiffahrts- und Handelsgesellschaften und Banken, weiter durch das europäische Ladenviertel, wo auch verschiedene Klubs ihre Häuser haben, und schließlich durch das Wohnungs Viertel der Europäer. Die meisten Häuser sind hier von schönen Gärten umgeben und die Straßen von hohen Tamarinden überschattet. Die feingefiederten Blätter der Bäume verleihen ihnen ein lichtes, duftiges Aussehen, und in ihrem Schatten verbreitet sich im Gegensatz zu der sonst so grellen Beleuchtung ein mildes Licht. Im Hotel treffen wir zufällig Herrn Dr. Bernard von dem botanischen Garten in Buitenzorg, mit dem wir hier einige Stunden zusammen verbringen. Auf der späteren Rückreise fanden wir in Buitenzorg bei ihm und seiner Gemahlin sehr gastfreie Aufnahme, derer wir stets dankbar gedenken werden.

Auch in Surabaja gab es für uns noch mancherlei Vorbereitungen zu treffen. Am 11. ging es weiter, zunächst nach Boleleng auf Bali, das sich östlich an Java angliedert. In der Straße zwischen Bali und Lombok, der Insel, in die sich die Sundakette weiter nach Osten zu fortsetzt, herrschte eine starke Strömung, das Meer war hier etwas bewegt. Zwischen diesen beiden Inseln verläuft die „Wallacesche Linie“, (die sich nach Norden zu in die Borneo und Celebes voneinander trennende, Makassarstraße fortsetzt,) welche in der Tiergeographie eine so große Rolle gespielt hat. A. R. Wallace, der Begründer der neueren Tiergeographie, vertrat auf Grund eingehender Kenntnis des malayischen Archipels die Ansicht, daß durch diese Linie, die nach ihm benannt worden ist, das indische Faunengebiet gegen das australische scharf abgegrenzt werde. Wenn diese Hypothese in dieser Form heute nicht mehr zu Recht besteht, so hat diese Linie doch noch eine gewisse, wenn auch untergeordnete Bedeutung für die Verbreitung der Tierwelt im indoaustralischen Archipel. Sie bildet die westliche Begrenzungslinie einer gewissermaßen neutralen Zone, die zwischen beiden Tierreichen existiert. Östlich der Wallaceschen Linie beginnt dieses indoaustralische Übergangsgebiet mit einer Mischfauna, an der die indische wie die australische Region Anteil haben. (Siehe II, 5.)

Ampenan, unser Ankerplatz auf Lombok, liegt an der Westseite dieser Insel, an einer weiten Bucht. Vor uns im Nordosten und Osten steigen hohe Berge auf, deren Gipfel in Wolken gehüllt sind; auf Lombok befindet sich der Rindjani, der höchste Berg des ganzen Archipels, ein Vulkan von 4100 m Höhe. Auch weiterhin nach Süden, wo die Küste halbinselartig vorspringt, sehen wir noch Berge, zu Lombok gehörig, und bekommen einen schwachen Begriff von der großen Ausdehnung einer Insel, die man zu den „kleinen“ Sunda-inseln rechnet! Von Lombok nehmen wir nordöstlichen Kurs auf Celebes. Am Morgen des ersten Tages fahren wir in dichtem Nebel; gegen Mittag klärt es sich auf, die See ist spiegelglatt, kein Lüftchen weht, eine Gluthitze herrscht auf dem Schiff. Wir nähern uns wieder dem Äquator. Übrigens haben wir ihn während unserer ganzen Reise durch den Archipel nie überschritten und uns nur zwischen dem 3. und 8. Grad südlicher Breite bewegt.

Makassar ist die Hauptstadt von Celebes, zählt über 20 000 Einwohner und ist Sitz eines Gouverneurs. Seine Bedeutung als Handelsplatz verdankt es dem Umstande, daß sich hier der Handel von Celebes und den Molukken konzentriert. Von Ampenan bis Makassar waren wir knapp zwei Tage unterwegs gewesen. Unser Dampfer konnte direkt am neuen Quai anlegen, dessen Bau erst kürzlich beendet worden war. Verschiedene Handels-

schiffe und zwei Kriegsschiffe lagen hier vor Anker.

Zahlreiche Kisten mit Rotwein, deren Bestimmungsort Dobo ist, werden hier auf unser Schiff verladen. Wir konnten uns vorherhand nicht erklären, daß solche Quantitäten Alko-



Straße in Makassar.

hol auf den Aru-Inseln konsumiert werden sollten; übrigens ist die Einfuhr in konzentrierter Form, wie Arrak, verboten, daher hat man wohl zum Wein, der allerdings zu diesem Zweck wahrscheinlich irgendwo künstlich hergestellt wird, seine Zuflucht genommen.

Die Schiffe zweier deutscher Linien: der Deutsch-australischen Dampfschiffahrtsgesellschaft und des Norddeutschen Lloyd laufen Makassar an. Das Deutschtum ist auch in der Stadt selbst gut vertreten; die Hauptexport- und Importgeschäfte, deren Häuser am Quai liegen, sind in Händen unserer Landsleute. Wir machen einen Besuch beim deutschen Konsul, Herrn Becker, an den wir empfohlen sind und verabreden mit ihm Näheres betreffs Zusendung der Post und Vermittlung von Depeschen; Makassar ist die östlichste Kabelstation in Niederländisch-Indien. Von Dobo, auf den Aru-Inseln, konnten wir also im besten Fall, d. h., wenn gerade ein Dampfer abging, und das war monatlich nur einmal der Fall, innerhalb 10 Tagen Nachricht nach Hause senden. Briefe waren $1\frac{1}{2}$ —2 Monate unterwegs.

Wir besuchen noch die Herren Schmid in ihrem Kontor, die in Dobo Geschäftsbeziehungen haben sollten und uns sicher etwas über die Aru-Inseln orientieren konnten. Bisher hatten wir noch kaum jemanden getroffen, der uns darüber hätte Auskunft geben können. Später trafen wir mit Herrn C. Schmid noch öfter in Dobo zusammen, der dort für sein Haus, das sich hauptsächlich mit dem Export von Paradiesvögeln, Perlmuscheln und Perlen befaßt, Einkäufe machte.

In einem Lagerhaus am Hafen sehen wir gerade, wie Paradiesvögel in Kisten eingepackt werden, die innen mit Zink ausgeschlagen sind. Zu Tausenden liegen diese schönen Tiere hier nach Arten geordnet auf dem Boden, alle kommen sie von Neu-Guinea und einigen umliegenden Inseln. Wieviel Hunderttausende mögen schon im Lauf der Jahre nach Europa und Amerika exportiert worden sein und welch rücksichtsloser Massenmord ist notwendig, um einer Mode der zivilisierten Welt zu frönen, die nicht eher ruhen wird, als bis ihr auch der letzte dieser schönen Vögel zum Opfer gefallen ist!

Von Makassar geht die Fahrt weiter über Buton nach Ambon, dem Hauptplatz der Molukken. Seine tief in die Insel einschneidende Bucht, die auf beiden Seiten von Gebirgszügen eingerahmt wird, ist wegen ihrer besonders reichen Fauna berühmt. Natürlich ließen auch wir uns die Gelegenheit nicht entgehen, die sogenannten Seegärten zu besuchen, und der Kapitän der „Mossel“ war so liebenswürdig, uns das eine Rettungsboot zu diesem Zweck zur Verfügung zu stellen. Schon am frühen Morgen fuhren wir in die Innenbai, um nicht allzusehr von der Sonne geblendet zu werden. Die See war spiegelglatt und das Wasser so klar, daß wir auch in 8 bis 10 m Tiefe deutlich den Grund sahen, soweit davon die Rede sein konnte, da er mit einer selten üppigen Fauna unzähliger Korallen, Schwämme, Seeanemonen, Seeigel und Manteltieren überzogen war, von einem Farbenreichtum und einer Formenmannigfaltigkeit, wie sie großartiger kaum gedacht werden

kann; diese ganze verschwenderische „Vegetation“ wird von einer Unmenge verschiedenartiger, bunt gefärbter Fische belebt, die sich speziell dem Leben in den Korallengärten angepaßt haben. Doch ich kann davon absehen, von dem reichen Tierleben, das sich hier wenige Meter unter dem Wasserspiegel entfaltet, eine genauere Schilderung zu geben. Die Seegärten von Ambon und anderen auserwählten Plätzen in den Tropen sind schon unzählige-mal genau beschrieben worden.

An den Residenten von Ambon, Herrn Baron Quarles von Quarles, zu dessen Residentschaft auch die Aru- und Kei-Inseln gehören, hatten wir ein Empfehlungsschreiben; wir wollten daher auch nicht versäumen, ihm unseren Besuch zu machen. Unter den Passagieren, die mit [uns nach Ambon fuhren, befanden sich zwei ehemalige holländische Regierungsbeamten, bei denen wir uns genau über alle Formalitäten des Besuches erkundigt hatten, da uns wohl bekannt war, daß in Niederländisch-Indien in allen gesellschaftlichen Fragen auf größte Korrektheit gesehen wird. Sie rieten uns, wir sollten Mittags um 12 Uhr im schwarzen Rock unseren Besuch machen. (Der schwarze Rock wäre nicht nötig gewesen!) Das Wohnhaus war etwa eine halbe Stunde vom Dampfer entfernt; wir bestellten also zeitig den einzigen Wagen, der in Ambon zu haben war. Im letzten Augenblick, es war schon beinahe 12 Uhr, wurde uns gemeldet: „Kuda sakit“, das Pferd sei krank, wir könnten den Wagen nicht benutzen. So mußten wir wohl oder übel den weiten staubigen Weg zu Fuß zurücklegen. Die Tropensonne meinte es allzu gut mit uns; wir wurden bei lebendigem Leibe gebraten! Ein Glück noch, daß wir Tropenhelme auf hatten; dieser Weg wird mir stets in „wärmster“ Erinnerung bleiben! In ziemlich aufgelöstem Zustand langten wir beim Residenten an. Er empfing uns freundlich und versah uns mit einem Empfehlungsschreiben an die Kontrolleure und einem Paß für unsere Waffen. Als wir aufbrachen, war der Resident lebenswürdig genug, uns in seinem Wagen nach dem Dampfer zurückbringen zu lassen.

Schon seit Beginn des 17. Jahrhunderts sind die Molukken in niederländischem Besitz; seitdem ist Ambon der Hauptort und zugleich das Handelszentrum für den östlichen Archipel. Eine Urbevölkerung gibt es hier nicht mehr. Im Lauf der Jahrhunderte haben sich die Ambonesen mit verschiedenen zugewanderten Völkern vermischt; viel europäisches Blut fließt in ihren Adern. Auch ihre Sprache hat viele Fremdworte, vor allem viel aus dem Portugiesischen, in sich aufgenommen. Als die Holländer nach Indien kamen, vertrieben sie bald die Portugiesen, die hier festen Fuß gefaßt hatten. Die Bevölkerung von Ambon ist größtenteils zum Protestantismus übergetreten. Es existiert hier eine Missionsschule, die Missionslehrer ausbildet und diese dann mit ihren Familien nach verschiedenen Inseln des

Archipels entsendet, um vor allem durch Erziehung der Jugend das Kulturniveau der Eingeborenen zu heben, und die Religion zu verbreiten.

In Ambon leben ziemlich viele Europäer. Nur so erklärt es sich, daß man hier noch unerwartet viel Komfort findet und in den Tokos, den Kaufläden, noch vielerlei zu haben ist. Die meisten Läden liegen an der Hauptstraße, die parallel zum Strande verläuft; auch die zwei kleinen Hotels genügen mäßigen Ansprüchen. Die Hauptstraße mündet auf einen großen freien Platz, auf dem Abends Tennis und Fußball gespielt wird; dicht dabei liegt die Kaserne und der Klub, die „Societät“, in der sich die Herren vor dem Abendessen treffen.

Unser nächster Ankerplatz sind die Banda-Inseln; unvermittelt steigt diese kleine Gruppe vulkanischer

Inseln aus großer Tiefe empor. (Sie liegt auf

keinem unterseeischen Rücken.) Weithin über das Meer sind sie sichtbar, mit ihrem imponierenden Gunung-Api, einem steil aufragenden Vulkankegel, der durch verschiedene furchtbare Ausbrüche, verbunden mit Erdstößen und Seebeben, den Bewohnern



Perlfischerboote vor Banda-Neira.

der Banda-Inseln sehr ver-

hängnisvoll geworden ist. Mehrere der zehn Inseln, die zur Gruppe gehören, liegen so nahe beisammen, daß man annehmen könnte, sie bildeten eine gemeinsame Landmasse: sie sind auch die Reste eines alten Kraters. Langsam fahren wir in die enge Straße zwischen Banda-Neira und Gunung-Api ein, um bei Neira, dem gleichnamigen Ort, anzulegen. Diese, ebenso wie die benachbarte größte Insel Lonthar sind mit schönen Waldungen und Pflanzungen von Muskatbäumen bedeckt, die hier speziell seit langem kultiviert werden. Erst Anfang der siebziger Jahre wurde das Monopol für Muskatnüsse, das jahrhundertlang auf Banda und wenige andere Inseln beschränkt war, aufgehoben. Der Gunung-Api ist nur am Fuße dicht bewaldet, im übrigen sind seine steilen Hänge, die aus Tuff und Asche bestehen, nur fleckenweise mit spärlichem Grün bedeckt.

Als wir gegen Mittag von einem sehr genußreichen Spaziergang auf die Höhen von Banda-Neira zurückkehrten, machten wir einen Besuch bei Sech Saïd Bin Abdullah Baädilla, dem Kapitän der Araber, einem sehr angesehenen, einflußreichen Manne, dem wir gut empfohlen waren. Er besitzt zusammen mit zweien seiner Brüder große Perlfischereien auf der Ostseite der Aru-Inseln, an der Südküste von Neu-Guinea und bei Buton. Er zeigte uns verschiedene kostbare Perlen und besonders große Muscheln, und führte uns dann in einen Raum, wo er sich ein kleines Museum eingerichtet hatte, mit allerlei zoologischen und ethnographischen Raritäten.

Wir hatten jetzt noch zwei Tage bis Dobo. Dieser letzte Teil der Reise verlief ziemlich unruhig. Immer mehr kamen wir in das eigentliche Gebiet des Nordwest-Monsuns, der schon einen langen Weg hinter sich hatte, ohne an einem Gebirge oder einer größeren Landmasse von seiner Kraft etwas eingebüßt zu haben. Das Meer war stürmisch und die Wolken jagten dahin; als wir vor Tual auf den Kei-Inseln hielten, war alles in eine finstere Wolkenmasse gehüllt und unaufhörlich strömte ein heftiger Regen nieder. Da wir uns hier sowieso auf dem Rückweg einige Zeit anhalten wollten, gingen wir gar nicht an Land und erwarteten ungeduldig den Moment der Abfahrt.

II. Die Aru-Inseln.

1. Aufenthalt in Dobo.

Am 22. Januar früh morgens um 4 Uhr sind wir vor den Aru-Inseln. Es ist noch Nacht; wir unterscheiden vor uns über dem Wasser einen dunkeln Streifen, das also muß das ersehnte Land sein, das Ziel unserer Reise! Rechts, an der Nordwestecke von Wammer, dem Tandjong Ular, wie wir auf der Karte ersehen, erblicken wir ein Leuchtfeuer. Auf dieser Insel liegt auch Dobo, der Hauptplatz der Aru-Inseln, unser künftiger Aufenthaltsort. Wir erwarten auf See noch den Tagesanbruch und fahren kurz nach 6 Uhr in die Straße von Dobo ein. Der Himmel ist mit finsternen Wolken behangen, ein heftiger Wind bläst uns ins Gesicht, das Meer ist bewegt, und den Booten, die auf unser Ankunftssignal hin vom Land wegrudern, gelingt es nur mit Mühe, unser Schiff zu erreichen.

Wir bleiben noch solange an Bord, bis damit begonnen wird, unser Gepäck zu verladen. Inzwischen machen wir die Bekanntschaft von Herrn Mossel, einem Geschäftsführer der Gebrüder Baädilla in Dobo, einem Herrn, der uns während unseres Aufenthaltes auf den Aru-Inseln sehr behülflich gewesen ist. Bald darauf überbringt uns ein Sergeant

die Größe des Kontrolleurs, der selbst wegen Erledigung der Post momentan verhindert ist, an Bord zu kommen. Unser Kapitän unterhält sich mit einem großen Herrn, uns noch fremd, der wohl in Dobo ansässig sein muß, und den wir bald als den Agenten der Paketvaart-Maatschappij kennen lernen. Er ist schon ein und ein halbes Jahr hier am Orte und sehnt sich danach, von diesem weltentlegenen Platze, wo er sich wie ein Verbannter fühlt, wegzukommen. Wir hatten zunächst für einen derartigen Wunsch wenig Verständnis, aber wir waren schließlich aus freiem Entschluß nach den Aru-Inseln gekommen und auch das nur für eine beschränkte Zeit.

In einer Dampfschaluppe fahren wir an Land. Unser erster Besuch gilt Herrn Kontrolleur du Cloux, um von ihm Näheres über unsere Wohnung zu erfahren; er empfängt uns aufs Freundlichste, und wir müssen von ihm zu unserem Bedauern hören, daß er gerade jetzt, während unseres Aufenthaltes auf den Aru-Inseln, einen dreimonatlichen Urlaub antritt. Sein Stellvertreter, der auch auf unserem Dampfer mitgekommen war, besaß nicht die Befugnisse eines Kontrolleurs und war auch nicht mit den hiesigen Verhältnissen vertraut.

Herr du Cloux hatte schon vor unserer Ankunft zwei Baracken für uns freihalten lassen, die wir nun mit ihm zusammen besichtigten. Wir hatten geglaubt, in Anbetracht unserer umfangreichen Bagage zwei größere Räume nötig zu haben, einen als Gepäckraum, den anderen als Schlaf- und Arbeitszimmer. Da jedoch die beiden Baracken nicht nebeneinander lagen und uns gestattet wurde, den Teil unserer Bagage, den wir eben nicht brauchten, in dem Zollschuppen zu lassen, was noch den Vorteil größerer Sicherheit bot, entschlossen wir uns, mit einer der Baracken vorlieb zu nehmen; wir wählten diejenige, die dem Schuppen näher lag. Die Wohnung war sozusagen frei, nur hatten einige Japanerinnen sich den leeren Raum zum Hängeboden ausersehen. Zunächst mußten wir also unsere Nachbarinnen veranlassen, die Wohnung zu räumen, die wir dann einer möglichst gründlichen Reinigung unterziehen ließen. Die dünnen Bretterwände, die den Raum rechts und links von den Nachbarwohnungen trennten, aber infolge breiter Spalten und Löcher dies nur mangelhaft taten, wurden so gut wie möglich ausgebessert.

An diesem Tag unserer Ankunft waren wir vollkommen mit der Revision des Gepäcks und der Verteilung desselben in Anspruch genommen, sowie auch mit der vorläufigen Einrichtung unserer Wohnung, sodaß wir gerne die Gelegenheit benutzten, zur Reistafel auf die „Mossel“ hinüberzufahren. Zum Nachtessen hatte uns Herr du Cloux eingeladen; bei ihm trafen wir auch Herrn Henriks, seinen Stellvertreter, und den Agenten der Paketvaart-Maatschappij. Wir hatten erwartet, in Dobo schon ganz unter Wilden zu leben, statt dessen saßen wir auf einer Veranda im Kreise gebildeter Europäer, und es vergingen einige Stunden

in angeregtem Gespräch, wobei wir natürlich auch schon unsere Absichten und Pläne zur Sprache brachten.

Auch die folgenden Tage hatten wir noch viel mit der Einrichtung unserer Wohnung zu tun. Wir lassen uns längs der einen Wand einen breiten Laboratoriumstisch zurechtzimmern. Herr Mossel versorgt uns mit einem Tisch und Stühlen, auch der Agent leiht uns einen großen Tisch. Die Kisten und Koffer werden, soweit wir augenblicklich ihren Inhalt nötig haben, ausgepackt, und alles möglichst zweckmäßig verteilt und geordnet. Unsere Wohnung besteht aus einem rechteckigem Raum, dessen eine Schmalseite nach der Straße sieht; hier befindet sich die Türe und die beiden einzigen Fensteröffnungen, sodaß wir in diesem vorderen Teil tagsüber tätig sind; an der gegenüberliegenden Wand stehen unsere Feldbetten. Hinter diesem Hauptraum liegen noch zwei kleine Kammern; die eine dient als Vorrats- und Schlafraum für unsere drei Leute, die andere als Küche.

Es vergingen schon einige Tage, bis wir uns ganz in Dobo eingelebt und an das lärmende Milieu hier gewöhnt hatten. Hauptsächlich nachts tat unsere ganze Umgebung ihr Möglichstes, uns die Nachtruhe zu stören. War es schon an sich nicht ganz leicht, in der dicken, warmen Atmosphäre, die nie unter 30° C. sank, Schlaf zu finden, so wurde es uns noch aus anderen Gründen sehr erschwert. Der erste Störenfried war vielleicht ein Moskito, dem es gelungen war, unter das Netz zu kommen, der uns jetzt beständig um die Ohren summt. Bald begannen die Ratten, die in großer Zahl die Baracken bewohnen, ihr nächtliches Treiben; mit Höllenspektakel werfen sie Gläser und Cakesdosen um und machen sich über alles ihnen Erreichbare her. Doch das sind nur die Präludien. Die Japaner und Japanerinnen neben uns laufen in klappernden Holzpantoffeln herum und lachen und schreien, daß alles erdröhnt. Jetzt sind vor unserer Türe zwei Hunde aneinander geraten; andere werden herbeigelockt und beteiligen sich mit wütendem Gebell am Kampf, die Bewohner aus der Umgebung treibt es aus ihren Behausungen, sie wollen um keinen Preis das Schauspiel versäumen und bemühen sich, die Tiere noch möglichst aufeinander zu hetzen. Ist das glücklich vorbei, dann ertönt plötzlich ein verstimmtes Grammophon in den höchsten Tönen, und so geht es in bunter Abwechslung die ganze Nacht hindurch bis Tagesanbruch!

Alle vier Wochen kommt ein Schiff der *Paketvaart-Maatschappij* von Ambon herüber nach Dobo. Von hier, als Ausgangspunkt, machen die Dampfer einen Abstecher nach den Tenimber-Inseln und kehren nach drei Tagen von da zurück; dann fahren sie noch nach Merauke auf holländisch Neuguinea und kommen sieben Tage später abermals nach Dobo, um dann wieder die Rückfahrt nach Ambon anzutreten. In dieser Zeit, von



Buginesischer Fischer.

der ersten Ankunft des Dampfers bis zu seiner Rückkehr nach Ambon, herrscht in Dobo reges Leben. Ballen und Säcke werden von und nach den Zollschuppen getragen, vor den Häusern werden Kisten gepackt, hier sieht man eine Gruppe Chinesen ihre Waren anpreisen, dort andere, die mit Geschrei einen Kauf abschließen, kurz nie sind soviel Menschen in Dobo, und nie ist dort ein solches Leben und Treiben wie zu dieser Zeit! Wir merkten das auch in unserem Laboratorium, indem dann eine noch weit größere Menschenmenge wie gewöhnlich unsere Wohnung umstand und mit unglaublicher Ausdauer stundenlang uns bei einer für sie ja äußerst merkwürdigen Beschäftigung zusah. Die Neugier der Leute war so groß, daß sie sich nicht

scheuten, in unsere Wohnung einzudringen; hier hockten sie sich hin und hielten es für ihr gutes Recht, aus nächster Nähe alles mitanzusehen. Später sperren wir den Eingang mit einer Schnur, aber auch so waren unsere Zuschauer uns oft noch lästig genug, umlagerten Türe und Fenster und verdunkelten dadurch den schon an sich nicht sehr hellen Raum. Viele hielten uns für Ärzte, die aus Tieren Medizin bereiteten und oft genug kamen Kranke, die sich in unsere Behandlung begeben wollten. In Dobo wiesen wir sie regelmäßig ab, da hier in dem kleinen Hospital, das von den australischen Perlfischern gegründet worden ist, ein



Straßenjugend von Dobo.

tüchtiger japanischer Arzt tätig war. Dagegen benutzten wir die ständige Anwesenheit unserer Zuschauer, um sie von Zeit zu Zeit über den Zweck unseres Hierseins zu unterrichten. Wir erzählten ihnen, daß wir alle Tiere sammelten, die auf dem Lande und im Wasser lebten, und forderten sie auf, uns dabei behilflich zu sein; wenn möglich, sollten sie die Tiere lebend bringen oder wenigstens frisch getötet, jedenfalls aber ohne große Wunden. Als Entgelt dafür sollten sie von uns Geld, Tabak, Stoff oder irgendwelche Gebrauchsgegenstände erhalten. Die Erwachsenen waren größtenteils zu träge und zu bequem, als daß sie solche Versprechungen locken konnten. Die Jugend zeigte mehr Verständnis für unsere Wünsche, und schon bald kamen einige Buben gelaufen, die brachten uns Eidechsen und Krabben, andere hatten Skolopender und kleine Fische gefangen. Wir nahmen zunächst alles an, selbst wenn es etwas beschädigt war, damit der Sammeleifer nicht erlahme. Später sahen wir uns aber doch veranlaßt, unter den Tieren, die uns gebracht wurden, eine bestimmte Auswahl zu treffen und unsere Sammler darüber zu belehren, daß wir mit fünf großen Schmetterlingen, die, abgesehen von zahlreichen Fingerabdrücken auch noch mit Grashalmen zu einem Paket fest zusammengebunden waren, nicht gut etwas anfangen konnten. Unser eifrigster Sammler war ein kleiner Chinese von etwa 6 Jahren, ein drolliger Kerl, der immer lange Geschichten erzählte und uns dann fragte, ob wir dies oder jenes Tier haben wollten; bejahten wir seine Frage, so lief er flugs davon und erschien bald wieder triumphierend mit seiner Beute, unter der sich öfters etwas Brauchbares befand.

Des Morgens in der Frühe durchziehen buginesische Fischer die Straßen von Dobo; weithin hört man ihren Ruf: *Ikán — ikán — ikán* (ikan = Fisch); an einer Stange tragen sie die Fische, meistens nur kleine, die sie in Reusen gefangen haben, manchmal auch über meterlange, prächtige Tiere von der Form eines Torpedos (*Cybium, Caranx* etc.), die in ihrer Färbung an Makrelen erinnern. Diese Fische sind mit den Thunfischen nahe verwandt; sie sind hier ziemlich häufig. Ihr Fleisch ist von vorzüglichem Geschmack, und wenn immer die Gelegenheit sich bot, ließen wir uns diese willkommene Abwechslung für unsere Mahlzeiten nicht entgehen. Für unsere Sammlungen konnten wir verhältnismäßig selten etwas von der Ausbeute der buginesischen Fischer gebrauchen, und unsere Wünsche fanden bei ihnen leider kein Gehör. Ihre Fische waren meist irgendwie beschädigt, verloren ihre Schuppen, oder die Flossen waren zerrissen, den Rochen waren die langen Stacheln abgeschnitten, und sie hatten außerdem noch große Wunden, da sie mit dem Fischespeer gespießt werden.

Wir waren gerade noch 10 Tage mit dem Kontrolleur zusammen in Dobo und benutzten daher die Gelegenheit, uns über die Verhältnisse auf den Aru-Inseln möglichst genau zu

informieren. Besonders angenehm war es für uns, mit Herrn du Cloux auf dem in Dobo stationierten Polizeidampfer „Amboina“ eine viertägige Tour nach der Ostseite der Aru-Inseln unternehmen zu können. Auf die Weise bekamen wir einen ganz guten Begriff von dem künftigen Feld unserer Tätigkeit. Wir werden diese Gegenden auf späteren Touren noch eingehender kennen lernen, darum möchte ich hier von einer Beschreibung dieses Ausflugs absehen; wir wollen uns zunächst noch etwas in Dobo umsehen.

Dobo ist keine eigentlich arunesische Ansiedlung und ist von Handelsleuten verschiedener Volksstämme, die vom westlichen Archipel kamen, gegründet worden. Makassaren, Buginesen und Chinesen kommen schon seit Jahrhunderten alljährlich auf ihren Handelsfahrten nach Dobo, schlagen hier für eine Zeitlang ihren Wohnsitz auf und tauschen ihre Waren ein gegen Perlen, Perlmutter, Paradiesvögel, Kopra und verschiedene andere Erzeugnisse der Aru-Inseln.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Aru-Inseln beruht in erster Linie auf ausgedehnten Perlausterbänken, die auf der Ostseite des Inselarchipels gelegen sind und schon seit vielen Jahren von den Arunesen befishet werden. Die Fischerei kann nur etwa acht Monate des Jahres betrieben werden, denn von Mai bis September, der Zeit des Südostmonsuns, ist das Meer auf der Ostseite viel zu stürmisch; das Wasser ist dann selbst an geschützten Stellen zu trübe, als daß die Taucher hier erfolgreich arbeiten könnten.

Eben während dieser Ruhezeit trafen die Arunesen mit den chinesischen und buginesischen Händlern in Dobo zusammen, um ihre Waren auszutauschen. Dann ging es hier sehr lebhaft zu. Man nannte diese Zeit „Matapazar“, was so viel heißt wie Hauptmarkt oder Jahrmakkt. Im Laufe der Zeiten ließen sich dann allmählich verschiedene Händler dauernd in Dobo nieder; jetzt hat es ungefähr 12—1500 Einwohner; darunter keinen einzigen Arunesen.

Was die Perlfischerei anbetrifft, so haben sich da die Verhältnisse in den letzten zehn Jahren sehr geändert, denn sie wird jetzt größtenteils von Australiern und Arabern betrieben, und die Arunesen sind dadurch allmählich immer mehr in der Ausübung der Fischerei beschränkt worden. Schon seit den neunziger Jahren befishen die Gebrüder Baädilla mit einer ganzen Flottille die Perlausterbänke auf der Ostseite der Aru-Inseln und in der letzten Zeit sind verschiedene australische Perlfischer von der Torresstraße und Westaustralien mit ihren Booten nach den Aru-Inseln gekommen. Diese Australier haben sich zur Celebes-Trading-Company zusammengeschlossen und sich gemeinsam mit den Brüdern Baädilla und Mr. Clark, auch einem Australier, der aber schon länger mit seiner kleinen Flottille hier tätig ist, die Fischerei von der niederländischen Regierung gepachtet.

Die Australier ebenso wie die Gebrüder Baadilla haben in Dobo ihre Wohnhäuser, Lagerräume und Baracken für die Mannschaften. Diese Gebäude sind die einzigen zwei-stöckigen Häuser des ganzen Ortes und da sie vorn auf einer Landzunge liegen, diejenigen, die einem von der See aus hauptsächlich auffallen. Ganz vorn auf der Spitze dieser Landzunge sieht man den Zollschuppen und hinter den Häusern der Perlfischer, Baracken, die größtenteils von Japanern und Japanerinnen bewohnt werden. In diesem Teil lag auch unsere Wohnung. Es folgt dann das eigentliche Geschäftsviertel mit den Läden der Chinesen und Araber. Wir waren ganz erstaunt, zu sehen, wie vielerlei hier zu haben war. Stoffe, Schuhe, Lampen, Toilettenartikel, Konserven, Getränke verschiedener Art und noch vieles andere. Obwohl wir reichlich mit Lebensmitteln versehen waren, war es doch sehr an-

genehm zu wissen, daß wir hier im Notfall noch manches, wenn auch nicht in bester Qualität, bekommen konnten. Für die nächste Zeit hatten wir von allem genug von Java und Ambon mitgebracht, und die meisten Lebensmittel ließen wir uns auch später von dort nachsenden. Immerhin



Araberviertel in Dobo.

konnten wir jetzt doch auch manches direkt hier kaufen, wie vor allem Reis, Mineralwasser und Petroleum.

Hinter diesem Quartier, das also hauptsächlich von Arabern und Chinesen bewohnt wird, befindet sich ein freier Platz, an dem die Wohnung des Kontrolleurs und die Baracke für die Soldaten liegt. Die Besatzung von Dobo bestand zur Zeit unseres Aufenthalts aus einem europäischen Sergeanten, zwei Korporälen und zusammen 20 javanischen und ambonesischen Soldaten. Dem Kontrollleur unterstehen außerdem noch verschiedene Beamte; von denen war nur der Zollbeamte Europäer. Die beiden Schreiber des Kontrolleurs, von denen einer gleichzeitig Vaccinateur war, die zwei Opass, das sind die Polizisten, und der Postbeamte, waren Ambonesen.

Der Kontrolleur hatte in seiner Wohnung nicht allzuviel Platz, ein Teil derselben mußte Post- und Bureauzwecken dienen; außerdem war das Haus ursprünglich für einen Posthalter gebaut, denn erst vor wenigen Jahren ist in Dobo der Posthalter durch einen Kontrolleur ersetzt worden. Mit Rücksicht auf die Wohnungsverhältnisse, vor allem aber wegen der wenig erfreulichen Zustände in Dobo — ein rohes zügelloses Gesindel findet sich hier zusammen —, kann das eigentlich nur ein unverheirateter Beamter sein, da man einer Europäerin den Aufenthalt hier nicht gut zumuten könnte.

Neben der Wohnung des Kontrolleurs liegt das Gefängnis; es ist das einzige Gebäude in ganz Dobo, das Steinmauern besitzt. Wenn wir abends bei Herrn du Cloux auf der Veranda saßen, hörten wir manchmal aus nächster Nähe ein Lärmen und Schreien; dann waren gerade wieder einige Leute, die sich in eine Schlägerei eingelassen hatten, in das Gefängnis eingesperrt worden.

Diesem Teil von Dobo schließt sich das Kampong-Bugis an, d. i. das Viertel, wo die Buginesen wohnen. Ihre eigentliche Heimat ist Süd-Celebes; sie sind ausgezeichnete Seefahrer, die den ganzen Archipel mit ihren Segelprauen befahren und sich an vielen wichtigeren Hafenorten niedergelassen haben. Auch hier in Dobo bilden sie den Hauptbestandteil der Gesamtbevölkerung. Dementsprechend besitzt auch dieses Quartier die größte Ausdehnung, zumal zu jeder einzelnen Hütte, die übrigens auf Pfähle gebaut sind, ein größeres oder kleineres eingefriedigtes Grundstück gehört, das mit Kokospalmen dicht bepflanzt ist. Man könnte es auch als das Villenviertel von Dobo bezeichnen, und wenn man eine der von hohen Palmen überschatteten Straßen heruntersieht, hat man ein wunderhübsches Bild vor sich. Es ist mir schon deshalb in besonders lebhafter Erinnerung geblieben, denn dieses Kampong-Bugis war für mich die Verwirklichung eines Bildes, das ich mir seit meiner Jugend von einer Ansiedlung in den Tropen gemacht hatte. (Taf. III.)

Längs der Straße stehen auch einige niedrige Hütten; es sind die Buden der buginesischen Früchte- und Gemüseverkäuferinnen. Bananen, Wassermelonen, große Gurken, Papaias, verschiedene Arten von Knollengewächsen, Betelnüsse, Gambir, allerlei Gewürze und anderes mehr werden hier feilgeboten. In diesem Viertel steht auch eine kleine Moschee, die, soviel ich beobachtet habe, nur von Arabern und einigen Buginesen besucht wird. Schließlich kommen wir zu dem kleinen Hospital, das, wie schon bemerkt, von einem japanischen Arzt geleitet wird. Es ist eine Gründung der australischen Perlfischer, dazu bestimmt, vor allem diejenigen aufzunehmen, die bei der Taucherflotte verunglücken oder erkranken. Ihre Zahl ist nicht gering; etwa 10% der Taucher erliegen jährlich den Anstrengungen

ihres Berufes, und viele nehmen dauernden Schaden für ihre Gesundheit. Lähmungen und Herzfehler sind am vorwiegendsten, dadurch verursacht, daß die Taucher, die übrigens mit Taucherapparaten ausgerüstet sind, zu lange unter Wasser bleiben und sich dabei überanstrengen.

Auf einer Reise nach der Ostseite der Aru-Inseln werden wir später den Perlfischern einen Besuch abstatten und dabei auch auf die Perlfischerei noch etwas einzugehen haben.

Die Aru-Inseln zerfallen in ein Hauptland, das von verschiedenen Seewasserkanälen, den sogenannten Sungis, in

mehrere große Inseln
gespalten wird;

östlich davon

liegen viele

größere und

kleinere In-

seln, west-

lich sind ihm

nur acht In-

seln vorge-

lagert

(Taf. V).

Von den Hol-

ländern wird die

Ostküste des Haupt-

landes zusammen mit

der ganzen Inselkette als

„Achterwal“ bezeichnet, von

Arunesen kommen nach Dobo.

den Malayen als „blakang
tana“, was soviel

heißt wie Hinter-
land; der

„Voorwal“

ist gleich-

bedeutend

mit der

Westseite

der Aru-

Inseln. Die

3 größten

Inseln

dieser Seite

heißen Wam-

mer, Udjir

und Wasir; von

diesen sind allein die

beiden ersteren bewohnt.



Dobo liegt auf der Nordseite von Wammer. An der Westküste von Wammer liegen zwei große Arunesendörfer, Wangil und Durdjela; in beiden hat ein Patti seinen Wohnsitz. Als Patti bezeichnet man die arunesischen Fürsten oder Oberhäuptlinge, deren es im ganzen sechs gibt und die von der holländischen Regierung eingesetzt werden. Das ganze Gebiet der Aru-Inseln ist in sechs Bezirke eingeteilt, von denen jeder einem Patti untersteht. Abgesehen von den beiden schon genannten Pattis gibt es noch einen Patti von Udjir, Wokam, Samang und Maikoor; diese Orte liegen auch alle auf der Westseite der Aru-Inseln. Die Einteilung der Bezirke ist eine ziemlich komplizierte, doch es hat kein Interesse, hierauf näher einzugehen.

Die Pattis sind die einzigen Eingeborenen, die von der holländischen Regierung einen Gehalt beziehen, und zwar in verschiedener Abstufung, je nach ihrem Dienstalder. Der Patti von Durdjela ist augenblicklich der Älteste, er bezieht einen Jahresgehalt von 75 fl., während der Patti von Wangil als Jüngster nur 20 fl. jährlich erhält. Dem Patti untersteht also ein ganzer Bezirk, und er hat darüber zu wachen, daß keine Unruhen oder regierungsfeindliche Handlungen in dem ihm unterstellten Gebiet vorkommen, auch kann er kleinere Streitigkeiten beilegen und muß die jährlichen Steuern eintreiben. Jeder erwachsene Arunese männlichen Geschlechts hat jährlich 1 fl. an Steuern zu zahlen, und diejenigen, die auf der Ostseite die Perlfischerei betreiben, je 2 fl.; nur die Häuptlinge sind von der Steuer entbunden. In allen Fällen, wo der Patti nicht imstande ist, irgendwelche Zwistigkeiten zu schlichten, kommt die Angelegenheit vor den Kontrolleur nach Dobo zur Verhandlung. Von Zeit zu Zeit beruft dieser die sechs Pattis dorthin zur Gerichtssitzung. Der Kontrolleur sucht dabei zwischen dem holländischen Recht und der „adat“, dem Eingeborenen-Recht, den richtigen Mittelweg zu finden, was nicht immer ganz leicht ist. In den meisten Fällen handelt es sich um Streitigkeiten über die Auszahlung des Heiratsguts, um Raub von Frauen oder um Erbschaftsangelegenheiten.

Mit dem Heiratsgut hat es folgende Bewandtnis. Wenn ein junger Arunese heiraten will, muß er sich zunächst bei den Eltern seiner Auserwählten nach dem Brautpreis erkundigen oder ihn durch Dritte zu erfahren suchen. Meistens ist der Preis ein sehr hoher, er kann einen Wert von 1000 fl. übersteigen, und der junge Arunese wird selten imstande sein, denselben auf einmal zu zahlen; er muß sich also entweder von Verwandten und Freunden helfen lassen, gerät aber natürlich dadurch in Verschuldung; besten Falles darf er heiraten, ohne den Preis zu zahlen, doch wird ihm dann nicht gestattet, ein eigenes Heim zu gründen, sondern er muß im Hause der Eltern seiner Frau wohnen und für sie arbeiten. Auch hat der Schwiegervater Anspruch auf die Töchter, die aus der Ehe hervorgehen, solange die Schuld noch nicht getilgt ist. Der Brautpreis wird in einer bestimmten Zahl von Gongs, chinesischen Porzellantellern und Elefantenzähnen ausbezahlt, alles Gegenstände, die von den chinesischen und buginesischen Händlern eingeführt worden sind. Daß die Verschuldung, die oft auf folgende Generationen übergeht, ebenso wie die Vererbung eines bestimmten Anrechts häufig zu Zank und Streit Anlaß gibt, ist leicht begreiflich, und oft kommt es auf diese Weise zu Kämpfen zwischen den einzelnen Stämmen.

Am 1. Februar kam der Dampfer von Neu-Guinea zurück, mit dem der Kontrolleur wegfuhr. Auf diesen Tag fiel auch das chinesische Neujahr, und da die chinesische Kolonie in Dobo ziemlich zahlreich war, aber auch alle Nicht-Chinesen gern die Gelegenheit

benutzten, dieses Fest mitzufeiern, ging es an diesem Tag hier recht lebhaft zu. Gegen Abend steigerte sich der Festjubiläum und die Trunkenheit nahm immer mehr überhand. Überall wurden Feuerwerkskörper abgebrannt, nicht nur im Freien, auch in den Häusern, wie z. B. direkt neben uns. Dichte Rauchwolken drangen in unsere Wohnung ein, und was noch viel unangenehmer war, auch glühende Stücke der Feuerwerkskörper; wie leicht konnten da unsere Vorräte Feuer fangen, hatten wir doch viel Alkohol und vor allem auch Pulver in unserem Zimmer. Nichts anderes blieb uns übrig, als geduldig zu warten, und wir konnten nicht eher daran denken, uns schlafen zu legen, bis das Feuerwerk nebenan abgebrannt war, da wir ganz vergeblich unsere betrunkenen Nachbarn auf die damit verbundene Gefahr aufmerksam gemacht hatten.

Wir hatten die Absicht, zunächst die Westseite der Aru-Inseln kennen zu lernen; gleichzeitig wollten wir möglichst weit in das Inland vorzudringen versuchen. Herr du Cloux hatte uns die Benutzung des in Dobo stationierten Polizeidampfers zugesagt, soweit derselbe nicht anderweitig benötigt wurde, und auf Inlandtouren sollte uns ein Detachement Soldaten begleiten. Auf die Ostseite der Aru-Inseln wollten wir erst Ende März oder im April. Zu dieser Zeit des Monsunwechsels sollte, wie man uns allgemein versicherte, die See dort am ruhigsten sein. Auch ruhiger wie jetzt; auf unserer viertägigen Tour dorthin hatten wir wenigstens den Eindruck gewonnen, daß wir augenblicklich auf der Ostseite nicht mit Erfolg in der See fischen konnten; trotzdem war jetzt noch die Zeit des Nordwestmonsuns und die See also auf der Ostseite der Aru-Inseln ruhiger wie auf der Westseite. Gleich bei unserer ersten Tour nach Terangan, der südlichsten und zweitgrößten Insel des Aru-Archipels, sollten wir erfahren, wie sehr man hier mit dem Monsun zu rechnen hat. Überhaupt blieb uns gerade bei dieser Tour manch' unangenehme Überraschung nicht erspart.

Schon bei den Vorbereitungen stießen wir auf nicht geahnte Schwierigkeiten. Behördlicherseits war uns versichert worden, daß wir hier in Dobo genügend Leute finden würden, die wir als Träger anwerben könnten, und daß es nicht nötig sei, sie von Ambon oder Banda mitzunehmen. Das schien sich zunächst nicht zu bestätigen, denn den Bemühungen des Kontrolleurs war es nicht gelungen, Träger aufzutreiben; selbst der Kapitän der Buginesen hatte ihm erklärt, daß er nicht in der Lage sei, Leute anzugeben, die wir engagieren könnten. Das lautete nicht eben vielversprechend, da doch der Kapitän ungefähr der angesehenste und einflußreichste Mann von ganz Dobo war. Er ist hier derjenige, der die Interessen seiner Stammesangehörigen der Regierung gegenüber vertritt. Man findet allgemein, in allen Orten in Niederländisch-Indien, wo Bewohner verschiedener Länder zusammen leben, daß jeder Volksstamm — mögen es nun Chinesen, Araber oder Buginesen sein — sein Oberhaupt hat. Je

nach der Größe einer Kolonie wird derselbe als Leutnant oder Kapitän bezeichnet; in größeren Städten nimmt ein solcher Kapitän eine sehr einflußreiche Stellung ein und tritt auch entsprechend vornehm auf. So erinnere ich mich, während unseres Aufenthalts in Surabaya einmal eine besonders elegante Equipage gesehen zu haben; prachtvolle australische Pferde zogen den glänzend lackierten Wagen, der auf Gummirädern lief; in demselben saß stolz ein vornehm aussehender Chinese und hinten auf dem Wagen standen zwei chinesische Diener. Wie ich erfuhr, war das der Kapitän der Chinesen von Surabaya. In Dobo gibt es einen Leutnant der Chinesen. Doch dies nur nebenbei. Tatsache war, daß die Trägerfrage uns sehr verdroß, denn auch der Agent der Paketvaart-Maatschappij hatte erklärt, uns keine Leute verschaffen zu können, zumal wir vor hätten, bis über die Ankunft des nächsten Dampfers fortzubleiben. Die Leute würden sich zweifellos weigern, mitzukommen und falls einer oder der andere doch zusagte, mindestens einen Tagelohn von 2 fl. verlangen, denn soviel verdienten hier die Kulis in der Zeit, wenn sie Arbeit taten, und das waren im allgemeinen nur die zehn Tage von der Ankunft des Dampfers von Ambon bis zu seiner Rückkehr dahin. Diese Aussichten waren nicht eben vielversprechend, und fast schien es, als ob wir auf die Inlandtour verzichten müßten!

Zunächst wollten wir aber sehen, was wir auf eigene Faust erreichen konnten. Wir entsandten also unseren Diener Piong, dessen diplomatische Talente wir erkannt hatten, um Träger anzuwerben; er war dabei nicht erfolglos, und stolz kam er am Abend nach Hause und berichtete, er habe vier Leute gefunden, die mitkommen wollten. Wir selbst hatten inzwischen einen Mann namens Mahomet engagiert, einen kräftigen, fixen Kerl, der uns in den vergangenen Tagen verschiedene Schlangen und Eidechsen gebracht hatte und für unsere Zwecke sehr geeignet schien. Piong und Mahomet gingen am folgenden Tag weiter auf die Suche nach Leuten, und der Erfolg war, daß wir am Abend des 3. Februar außer unseren drei Dienern 18 Träger engagiert hatten. Es war eine bunte Gesellschaft, die sich aus Makassaren, Buginesen, Bandanesen und Timoresen zusammensetzte. Diese 18 Mann mußten genügen; falls wir noch mehr Leute brauchten, konnten wir immer noch versuchen, in den Arunesendörfern Träger zu bekommen. Bevor ich die Leute in Dienst nahm, trug ich ihnen die Bedingungen vor. Sie erhielten als Tageslohn 75 Cents, außerdem ein Kati Reis (1 Kati = 0,6 kg) und zwei Stück getrockneten Fisch. Dann erklärte ich jedem, daß wir bis zum 26. Februar wegbleiben wollten, also über die Ankunft des Dampfers hinaus. War der Betreffende mit allem einverstanden, so notierte ich seinen Namen, sagte ihm, daß er sich bis zum folgenden Tag einen Reisepaß zu besorgen

habe, den er mir vorzeigen müsse, und bis zu 5 fl. Vorschuß erhalten könne. Mahomet ernannte ich zum Mandur, d. h. zum Führer, dem alle Träger zu gehorchen hatten. Er fühlte sich sehr wichtig in dieser Eigenschaft, wußte sich aber in der Folge nicht immer das nötige Ansehen zu verschaffen.

Inzwischen trafen wir auch die speziellen Vorbereitungen zur Reise. Bei dem Fertigmachen des Gepäcks hatten wir darauf zu achten, daß die einzelnen Kisten und Säcke nicht zu schwer wurden, derart, daß



Arunesen in Dobo.

jedes Stück noch von einem Mann bequem getragen werden konnte. Die Kisten enthielten unsere wissenschaftliche Ausrüstung, die Tauschartikel und vor allem viele Lebensmittel, denn wir mußten damit rechnen, daß wir täglich mindestens

30 Rationen an Reis und Fisch zu verabreichen haben würden. Nur diejenigen Kisten, die wir nicht ins Inland mitnehmen wollten, ebenso wie andere, die auf das Segelboot verladen wurden, durften schwerer sein; sie enthielten einen Teil der Nahrungsmittel und Deckelgläser mit Alkohol gefüllt. Dank dem Entgegenkommen Baädilla's konnten wir den Logger, der sonst dazu diente, die Ausbeute an Perlmuscheln von der Ostseite nach Dobo zu bringen oder Nahrungsvorräte nach dem Achterwal zu transportieren, für unsere Zwecke verwenden. Wir hatten dafür 5 fl. pro Tag zu zahlen, und zwar nur für die Zeit, die wir ihn benutzten, dabei stand er aber beinahe während der ganzen vier Monate unseres Aufenthalts auf den Aru-Inseln ständig zu unserer Verfügung, dazu die Besatzung, die aus einem Kapitän und sechs Matrosen bestand. Die „Marie“, so hieß der Logger, besaß, wie alle Segelboote dieser Gattung, zwei Masten, hatte eine Länge von ca. 12 Metern und eine Breite von etwa $2\frac{1}{2}$ Metern. Sie war kürzer, aber breiter gebaut wie die Logger, die als Taucherboote bei der Perlfischerei verwandt werden, enthielt dafür aber auch in der Mitte eine verhältnismäßig geräumige Kabine und war für unsere Zwecke wie geschaffen. Wenn uns die „Marie“ auch auf dieser ersten Tour aus verschiedenen Gründen keine großen Dienste geleistet hat, so sollte sie sich später noch sehr bewähren.

Der Plan für unsere Tour nach Terangan war der folgende: der Polizeidampfer, die „Amboina“, sollte uns mit unserem ganzen Troß nach Ngaiguli bringen, einem Dorf an der Westküste von Terangan, um uns am 25. Februar, also drei Wochen später, dort wieder abzuholen. Inzwischen wollten wir nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen an der Küste ins Inland aufbrechen und an dem Sungi Sergatu, einem Seewasserkanal, der in das Land tief einschneidet, die „Marie“ treffen, die, wie man uns versicherte, mittelst Ruder bis an eine bestimmte Stelle im Sungi vordringen konnte. Hier wollten wir eine Zeitlang bleiben, uns mit neuen Lebensmitteln versehen und von da, wenn möglich, bis zur Ostküste vordringen, um dann auf einem anderen Weg, den der Kontrolleur schon früher genommen hatte, auf Umwegen nach Ngaiguli zurückzukehren. Doch leider kam es ganz anders, infolge des Zusammenwirkens verschiedener unglücklicher Umstände.

Am 4. Februar war alles bereit. Die Kulis verladen die ziemlich umfangreiche Bagage auf die „Amboina“ und die „Marie“. Ich bespreche nochmals mit dem Kapitän der „Marie“ wie er zu fahren hat und gebe ihm eine Karte mit, in die uns der Kontrolleur zuvor die Sungis möglichst genau eingezeichnet hatte. Inzwischen erscheint auch der Patti von Wangil mit seinen beiden Dienern. Ihm untersteht die Gegend von Terangan, wo wir erst hin wollen. Er soll uns auf Befehl des Kontrolleurs auf dieser Tour begleiten und gleichzeitig als Dolmetscher dienen, denn nur ein Teil der in den Küstendörfern lebenden Arunesen spricht malayisch; unter den Inlandarunesen gibt es nur selten jemand, der es versteht. Um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr abends kommen zwei Soldaten in unsere Wohnung, sie sollen in unserer Abwesenheit hier logieren und die Sachen bewachen, die wir zurücklassen. Um 8 Uhr erscheint der Korporal und mit ihm sechs Soldaten, zwei und zwei, in Schritt und Tritt marschierend, mit aufgepflanztem Seitengewehr; es sieht ganz kriegerisch aus. Ihnen folgen noch sieben Sträflinge, die das Gepäck für die Soldaten tragen. Nachdem alles auf die „Amboina“ verladen ist und alle Leute, wie ich vermute, eingebootet sind, halte ich noch einmal einen Generalappell ab, um sicher zu gehen, daß auch keiner fehlt. Sie sind alle da. Mit Stolz übersehen wir unser Gefolge! Mit uns beiden zusammen sind wir 40 Mann. Um 9 Uhr abends lichten wir den Anker und fahren zunächst in westlicher Richtung; hinter uns verschwinden die wenigen Lichter von Dobo, dann erblicken wir wieder das Leuchtfeuer von Tandjong-Ular, das wir in weitem Bogen umfahren. Jetzt haben wir die Straße von Dobo verlassen und nehmen den Kurs direkt nach Süden.

2. Im westlichen Terangan.

Gegen 6 Uhr des folgenden Morgens nähern wir uns wieder dem Land. Wir sind vor Ngaiguli; schon sehen wir die Hütten, die etwas von der Küste zurückliegen, und im Hintergrund erheben sich einige Hügel von nur etwa 50 Meter Höhe. Das bedarf schon besonderer Erwähnung, denn die Aru-Inseln sind im allgemeinen ganz flach, und dadurch fällt schon jede kleinste Erhebung auf; die höchsten Hügel, die auf den Aru-Inseln überhaupt vorkommen, liegen an der Südspitze von Terangan. Auch sie erreichen nur eine Höhe von 100 Metern. Der Eindruck eines Küstenstrichs ist von der See aus betrachtet immer der gleiche; das blaugrüne Meer wird von einem Streifen gelblich-weißen Sandes begrenzt, und darüber erhebt sich das dunkle Grün der Bäume und Palmen, die der Strandvegetation angehören. Diese Strandvegetation fehlt fast nirgends; selbst wenn das Hinterland unfruchtbar und von Savannen bedeckt ist, haben sich an der Küste die für diese Formation charakteristischen Gewächse angesiedelt, deren Samen von dem Meere angeschwemmt worden sind. So hat man von der See aus stets den Eindruck, als ob der Wald bis an die Küste herantrete. Die beiden typischsten Pflanzenformen der Strandvegetation sind hier die Casuarinen und einige Pandanenarten, die nur da, wo Kokospalmen angepflanzt worden sind, etwas zurücktreten. Die Kokospalmen findet man regelmäßig in der Umgebung einer Ansiedlung, während ausgedehntere Anpflanzungen von Kokospalmen auf den Aru-Inseln nicht vorkommen. Man kann mit ziemlicher Sicherheit meistens aus dem Vorhandensein von Kokospalmen auf die Anwesenheit menschlicher Ansiedlungen schließen; es müßte denn sein, daß die Kokospalmen an einer Stelle stehen, wo früher einmal ein Dorf gestanden hat, von dem aber jetzt nichts mehr zu sehen ist.

Das Meer ist bei Ngaiguli sehr seicht und die Dünung war so stark, daß wir etwa 800 Meter von dem Strande entfernt Anker werfen mußten. Auf das dreimalige Signal der Dampfpeife wird es im Dorfe lebendig, viele Menschen kommen an den Strand gelaufen und bald wird ein Boot ins Wasser geschoben, das sich dann langsam vom Ufer entfernt; es scheint den Ruderern schwer zu werden, gegen die ziemlich heftige Brandung anzukämpfen, aber nachdem die ersten 200 Meter überwunden sind, nähert sich das Boot mit flotten Ruderschlägen unserem Dampfer. Vorne am Bug hockt ein Mann mit einer Trommel, auf der er den Takt für die Ruderer schlägt. Die Insassen sind fast nackt und nur mit einem roten Lendentuch bekleidet, bis auf drei Männer in der Mitte des Bootes, die Jacke und Hose und einen Filz- oder Strohhut tragen. Das Boot legt an unserem Dampfer an, und die drei bekleideten Männer kommen an Bord, um uns zu begrüßen; der eine ist der Guru, d. i. der

ambonesische Missionslehrer, der hier in Ngaiguli mit seiner Familie schon seit fünf Jahren lebt, die beiden anderen Arunesen: der „orang-kaja“ und „orang-tua“ des Ortes; sie repräsentieren gewissermaßen die Behörden von Ngaiguli. Wir werden sie nachher am Lande noch näher kennen lernen. Der Guru hatte von dem Kontrolleur vor einiger Zeit einen Brief erhalten, worin ihm die Ankunft von zwei „tuwan doctor“ angekündigt wurde, für die er eine Hütte bereit halten möge. Er war über unser Kommen sehr erfreut und erzählte uns gleich, seine Frau habe ihm vor wenigen Tagen einen Sohn geboren und liege nun krank mit Fieber im Bett, wir sollten doch so bald wie möglich zu ihr gehen und ihr eine Medizin geben. Der arme Guru schien sehr erregt, er hoffte, daß wir seiner Frau, der es offenbar sehr schlecht ging, helfen könnten. Drum fiel es uns doppelt schwer, ihm begreiflich zu machen, daß wir keine Ärzte seien, sondern Doktoren, die Tiere sammelten; aber trotzdem wollten wir versuchen, seiner Frau zu helfen.

In der Arunesenprau und einem Boote der „Amboina“ begann nun die Ausbootung. Das nahm immerhin einige Zeit in Anspruch, und mehrmals mußten die Boote zum Dampfer zurückkehren, bis alle Leute und das Gepäck befördert waren. Wir waren mit dem ersten Boot an Land gefahren und gingen einstweilen ins Dorf zur Wohnung des Guru; sein Haus bildet den Mittelpunkt des Ortes und ist mit dem Schulhaus eines der wenigen Gebäude, die ebener Erde stehen. Die Arunesen bauen ihre Hütten meistens auf hohe Pfähle. Freilich hier in Ngaiguli haben sich die Hütten infolge geringerer Höhe der Pfähle schon bedeutend dem Erdboden genähert. Dieselben sind durchschnittlich 1 m bis 1,50 m hoch; eine Arunesenhütte, die erst kürzlich fertiggestellt worden war, wurde uns zur Verfügung gestellt. Eine andere, die der Orang-kaja soeben baute, war schon unter Dach und soweit fertig, daß sie die Soldaten und Träger für die Zeit unseres Aufenthalts beziehen konnten.



Häuser von Ngaiguli.

Während die Hütten der Arunesen fast immer nur aus einem Raum bestehen, war das viel größere Haus des Guru in mehrere Räume eingeteilt; es war wohl mehr in der Art eines ambonesischen Hauses gebaut. In dem einen Zimmer lag die kranke Frau des Guru, sie war sehr schwach, ihr Puls ging langsam, und sie klagte über Schmerzen. Wie sehr bedauerten wir, ihr nicht mit ärztlichen Kenntnissen beistehen zu können; das einzige, was wir für sie tun konnten, war, ihr zur Stärkung etwas Wein zu geben, der ihr auch sichtlich gut tat. Auch der Guru von Fatural, einem eine Stunde weiter südlich gelegenen Dorfe, war mit seiner Frau zu Besuch herübergekommen. Es war ein intelligent aussehender Mann von sympathischem Äußeren; auch seine Frau machte einen klugen Eindruck, hatte ein feingeschnittenes Gesicht und erinnerte mit ihren tiefschwarzen, ein wenig schwermütigen Augen etwas an eine Südtalienerin. Die Ambonesen haben ja, wie schon oben erwähnt wurde, etwas europäisches Blut in ihren Adern. Die Frau des Guru von Fatural sprach etwas Holländisch, das ich auch notdürftig beherrschte, sodaß wir uns ganz gut unterhielten, halb in Holländisch, halb in Malayisch, und ich erfuhr manches Interessante über Land und Leute.

Es gibt augenblicklich auf den Aru-Inseln neun Christendörfer, in denen ambonesische Missionslehrer leben. Diese Dörfer liegen alle bis auf eines auf der Westseite der Aru-Inseln und davon wiederum vier an der Westküste von Terangan, nicht weit voneinander entfernt; beinahe alle Arunesen dieser Christenansiedelungen sind zum Protestantismus übergetreten. Die größten Dörfer zählen kaum mehr denn 200 Einwohner; die Einwohnerzahl von Ngaiguli belief sich zur Zeit unseres Aufenthalts auf 196 Seelen. In den letzten fünf Jahren haben fast alle Dörfer eine große Einbuße an Menschenleben erlitten, denn mehrere Jahre hintereinander wüteten hier eine Cholera- und dann eine Blatternepidemie, die zahllose Opfer forderten. Schon gleich bei unserer Ankunft waren mir verschiedene Leute mit von Blatternarben entstellten Gesichtern aufgefallen. Infolge dieser Epidemien haben viele heidnische Arunesen ihre an der Küste und den Sungis gelegenen Dörfer verlassen und sind ins Inland geflohen, aus Furcht vor den bösen Geistern, die von ihren Häusern Besitz ergriffen hatten! Auf seinen Touren, die der Kontrolleur ins Inland unternimmt, begleitet ihn immer ein Vaccinateur, sodaß jetzt der größere Teil der Arunesen gegen die Pocken geimpft ist; außerdem ist der Kontrolleur bemüht, teilweise schon mit Erfolg, die Arunesen zu veranlassen, sich wieder an der Küste anzusiedeln. Im Inland leben sie unter viel ungünstigeren Verhältnissen und entziehen sich hier auch viel eher der Kontrolle; es kommt leichter zu Kämpfen zwischen den einzelnen Stämmen oder aufrührerische Elemente proklamieren den Krieg gegen die Kompanie, denn für die Wilden ist die niederländische Regierung gleichbedeutend

mit der ostindischen Kompanie. Sie haben diesen Begriff von ihren Voreltern übernommen, und es wäre höchstens mit Schwierigkeiten verbunden, wollte man einem Arunesen begrifflich machen, daß er jetzt nicht mehr der Kompanie, sondern der niederländischen Regierung unterstehe. Wenn daher der Kontrolleur mit den Eingeborenen verhandelt, so spricht auch er dabei stets von der Kompanie, die er ihnen gegenüber vertritt, und der sie Gehorsam zu leisten haben.

Daß wir hier in Ngaiguli anfangs stets von einer staunenden Menge umgeben waren, versteht sich ja eigentlich von selbst, denn wenn zwei Weiße mit solchem Troß ankommen und erklären, sie wollten alle Tiere sammeln, die es hier gibt, so mußte das ebenso wie anderorts die berechtigte Neugier der Bewohner von Ngaiguli wachrufen. Wir suchten dieses Interesse, das, wie wir mit Recht ahnten, sich bald legen würde, möglichst wachzuhalten und forderten die ganze Zuschauermenge auf, alle Tiere zu sammeln, derer sie habhaft werden konnten, verteilten einige Schmetterlingsnetze und Sammelgläser, und bald entwickelte sich um Ngaiguli eine eifrige zoologische Tätigkeit, wie sie diese Gegend bisher noch nie erlebt haben mochte. Die verschiedensten Arten von Heuschrecken, Käfern, Schmetterlingen und Spinnen bildeten die Hauptausbeute, und zwar wurden uns überwiegend größere, besonders ins Auge fallende Formen gebracht; wir selbst legten daher unser Hauptaugenmerk mehr auf das Sammeln kleinerer Insekten, wie der Ameisen, Bienen, Wespen und Zweiflügler, die uns nur selten gebracht wurden, da die meisten ihre Bisse fürchteten.

Der Guru hatte uns gestattet, alle unsere Kisten und Säcke, bis auf die, welche die persönliche Ausrüstung enthielten, in der Vorhalle seines Hauses zu lassen, und hier packten wir die Gläser und Utensilien aus, die wir gerade nötig hatten und begannen unsere Tätigkeit. An der Decke flogen viele Raubwespen (*Sceliphron*) herum mit etwa 1½ cm langer Taille, die so fein war, daß man sie kaum wahrnehmen konnte; sie waren schwarz und gelb gefärbt. Sämtlich hatten sie braungelbe Spinnen erbeutet, die sie nun in ihre Zellen schleppten. Diese solitär lebenden Wespen bauen jede für sich eine Einzelzelle aus Lehm, die an die Decke oder die Wände angeklebt wird. Dorthin trugen sie nun ihren Fang, durch einen Stich gelähmt, aber nicht getötet, als Futter für die heranwachsende Brut.

Welche Freude bereitete es den Arunesen, wenn sie zusehen konnten, wie diese und andere, von ihnen als größte Feinde betrachteten Tiere in dem Glas mit Spiritus starben. Sie hatten einen großen Respekt vor dieser Flüssigkeit, deuteten auf das Glas und sagten dazu „ratjun“, d. h. Gift. Wir bestärkten sie nur in diesem Glauben; sie brauchten nicht zu wissen, daß dieser reine Alkohol etwas verdünnt ihnen wahrscheinlich gut geschmeckt haben

würde, und machten uns das gleich zunutze und erklärten nun immer auch unseren Trägern gegenüber, es sei wohl „ajer kras“, was wir da in den Gläsern hätten, d. h. wörtlich „starkes Wasser“, so bezeichnen die Malayen den Spiritus, fügten aber noch hinzu, daß er mit Gift versetzt sei, denn sonst würden die Tiere ja nicht darin sterben! Das leuchtete ihnen auch ein und ich erinnere mich eigentlich nicht, daß uns in der Folge jemals Alkohol fortgekommen wäre; auch vermieden wir es tunlichst, irgend einem Skeptiker Gelegenheit zu geben, unseren Ausspruch auf seine Richtigkeit hin zu prüfen, indem wir, wenn möglich, die Alkoholgläser verschlossen hielten.

Den Vormittag waren wir ganz mit dem Sammeln und Konservieren von Tieren in Anspruch genommen und als wir gegen Mittag in unser Haus hinübergingen, fanden wir schon von unseren Dienern alles soweit eingerichtet, daß wir uns hier gleich ganz heimisch fühlten. Die Feldbetten waren aufgestellt, die Klappstühle standen bereit und unser Koch war gerade dabei, unser Essen herzurichten. Im allgemeinen behielten wir die drei Mahlzeiten bei, so wie wir es gewohnt waren; natürlich konnten wir die Stunden dafür nicht genau einhalten und legten bei längeren Tagesmärschen oder in Zeiten, wo es viel zu tun gab, Mittag- und Abendessen auf den späten Nachmittag zusammen und aßen nur eine Kleinigkeit wie Zwieback und Schokolade zwischendurch.

Noch am Nachmittag unseres Ankunftstages machten wir einen Ausflug nach dem nahegelegenen Fatural; der Patti, der Mandur, Denén, der eine unserer Diener, und eine Anzahl Träger begleiteten uns, jeder, außer dem Patti, mit einem Bündel beladen. Denén bekam den photographischen Apparat und das Stativ; zu ihm hatte ich das größte Vertrauen und konnte ziemlich beruhigt sein, daß er vorsichtig damit umging. Der Mandur trug eine Flinte, Netze und einen Rucksack; von den Kulis einer ein Blechgefäß zum Sammeln größerer Tiere, wie Schlangen, Eidechsen usw., ein anderer eine Exkursionstasche mit verschiedenen Giftgläsern zum Töten von Insekten, und größere und kleinere Glastuben, ein Dritter verschiedene Deckelgläser, teils leer, teils mit Alkohol gefüllt, wieder ein anderer ein Wurfnetz, das wir in Süßwasserläufen beim Fang von Fischen oft mit Erfolg anwandten usw. Je nach der Größe einer Exkursion und den Zielen, die wir dabei verfolgten, änderte sich die Zusammensetzung unseres Gepäcks.

Wir folgen einem schmalen ausgetretenen Pfad, der landeinwärts führt, durch einen lichten Wald, kommen dann an Maispflanzungen vorbei, und bald steigt der Weg etwas an, und wir sehen vor uns eine ausgedehnte Graslandschaft von mattgrüner Farbe; es ist das Alang-Alang-Gras, das sich überall da findet, wo der Boden trocken und unfruchtbar ist,

oder an Stellen, wo der Wald von Menschenhand ausgerodet wurde; und es ist jetzt im Archipel sehr verbreitet. Namentlich auf Sumatra finden sich Alang-Alang-Savannen von bedeutender Ausdehnung, und Gegenden, wo sich früher mächtige Urwälder ausbreiteten, sind jetzt von diesen einförmigen Grasflächen bedeckt; dieser Wechsel in der Vegetation hat naturgemäß auch die klimatischen Verhältnisse dieser Landstriche wesentlich beeinflußt. Das Alang-Alang steht so hoch, daß wir streckenweise gar nicht darüber hinwegsehen können, der Boden ist ziemlich trocken, teils lehmig, teils sandig; hie und da sehe ich kleine Haufen von Muscheln, die, ich möchte sagen nesterartig zusammenliegen; größtenteils haben sie noch ihre Farben, einige sind auch etwas verwittert. Es sind jedenfalls rezente Formen und die Fundstellen, die etwa 20 m über dem jetzigen Niveau des Meeresspiegels liegen, scheinen dafür zu sprechen, daß vor noch nicht allzu langer Zeit das Meer bis dahin vorgedrungen sein mußte; auch weiter landeinwärts fanden wir späterhin noch häufig solche Muschelnester. Nach einer vielleicht halbstündigen Wanderung durch das Alang-Alang, in dem übrigens die Tierwelt auffallend arm ist, fällt der Weg ab; wir nähern uns einer Mulde, in der eine reiche Vegetation gedeiht. Der Boden ist mit schwarzer Erde bedeckt, ein Bach führt ihm die nötige Feuchtigkeit zu. Streckenweise ist das Erdreich schlammig aufgeweicht; an solchen Stellen wachsen nur die Sagopalmen, die in diesem Morast besonders gut gedeihen. Sie sind ursprünglich von den Arunesen angepflanzt worden, doch da sie weiter keiner Pflege bedürfen und sich von selbst vermehren, bilden sie jetzt in manchen Gegenden größere Waldungen. Für uns war späterhin auf unseren Wanderungen der Anblick eines Sagowaldes in der Richtung unserer Marschroute nie ein besonders erfreulicher, denn wir wußten nur zu gut, daß uns dann eine mühselige Schlammwanderung bevorstand, die meistens unliebsame Verzögerungen zur Folge hatte.

Wir verlassen das Tal; die Baumvegetation tritt wieder zurück und wir sind von neuem im Alang-Alang, aber es steht hier nicht hoch, ist auch viel weniger dicht und zwischen den einzelnen Büscheln sieht man überall den sandigen Boden. Das wellige Terrain mit dieser Grasvegetation erinnert etwas an unsere Dünen; wahrscheinlich sind diese Hügel auch als solche aufzufassen. Freilich, das Vegetationsbild ist auch wieder ein etwas anderes, wie wir es kennen, denn überall erblicken wir hier die Pandaneen mit ihrem dichten Blätter-schopf und ihren kahlen Stämmen, die selbst auf diesem anspruchslosen Boden noch gedeihen. Teils stehen sie einzeln, teils in ganzen Gruppen beisammen. Sie sind recht zerzaust von dem heftigen Seewind, dem sie hier schutzlos ausgesetzt sind und ihre langen harten Blätter sind vielfach geknickt und alle dem Lande zugekehrt.

Bald sind wir in Fatural, wo uns der Guru, unser Freund von heute Morgen, begrüßt. Fatural hat 154 Einwohner, alles Protestanten. Es liegt auf einer kleinen Anhöhe nahe am Meere und unten am Strand treten die zum Teil stark unterwaschenen Felsen zutage. Nachdem wir etwas vor der Wohnung des Guru gerastet haben, gehen wir mit ihm das Schulhaus besichtigen. Es besteht aus einem Raum, in dem die Bänke in vier Gruppen zusammenstehen; die 51 Schüler und Schülerinnen, die die Schule besuchen, sind auf vier Klassen verteilt. Zehn Jahre lang sollen die Arunesenkinder in die Schule gehen, aber viel läßt sich ihnen nicht beibringen, wie uns der Guru versichert. Sie lernen auf malayisch rechnen, schreiben, lesen und singen; später erhalten sie auch Religionsunterricht. In dem Schulhaus hängt eine Karte der Aru-Inseln, die der Guru selbst gezeichnet hatte. Auf der Tafel waren gerade einige Rechenexempel angeschrieben. Ganz eigentümlich berührte es mich, hier im fernsten Osten, auf Inseln, von deren Existenz ich vor wenigen Jahren noch nichts gewußt hatte, schon so viel Zivilisation anzutreffen. Auch hier wurde die Jugend auf ähnliche Weise unterrichtet wie drüben in der fernen Heimat, nur daß die Arunesenkinder in der Geographiestunde zuerst die Aru-Inseln kennen lernten; über diese hinaus aber sollten sie wohl nie viel erfahren; nichts von der großen Welt und ihrem ganzen komplizierten Getriebe, dem auch wir nun für einige Zeit entrückt waren!

Doch wir mußten jetzt eilig den Rückweg antreten. Die Sonne war eben ins Meer gesunken und nur noch vereinzelte goldene Lichter sahen wir hier und da aufblitzen; schnell ist hier in den Tropen dieses wunderbare Schauspiel vorüber. Die Nacht bricht rasch herein und als wir in Ngaiguli in Begleitung des Gurus von Fatural ankamen, war es schon längst dunkel geworden, obwohl wir den kürzeren Weg am Strande entlang zurückgegangen waren.

6. Februar. Für die erste Nacht hatten wir nicht schlecht geschlafen, aber schon am frühen Morgen weckten uns die Hähne mit lautem Krähen von den Bäumen, in denen sie hier zu übernachten pflegen und ließen sich nun auf die Hütten nieder; ihnen folgten die Hühner und oben auf unserem Dach machten sie ihre Morgenpromenade, dabei raschelte und krachte es in dem trockenen Palmlätterdach, als ob dasselbe einbrechen wollte. So waren wir durch unsere frühen Wecker sicher, nicht zu verschlafen; immerhin wurde es aber doch 7 Uhr, bis wir marschbereit waren, da unser Diener Piong, den ich zum Proviantmeister ernannt hatte, den Kulis zu spät ihre Tagesrationen ausgeteilt hatte, und die mußten doch noch vor dem Abmarsch ihren Reis kochen, da wir voraussichtlich erst am Nachmittag zurückkehren sollten. Nachdem jedem seine Last zugeteilt worden war, brachen

wir auf. Unsere Soldaten nahmen wir im allgemeinen bei derartigen Tagesexkursionen nicht mit, dagegen begleitete uns der Orang-kaja von Ngaiguli, um uns den Weg zu zeigen. Zuerst kommen wir wieder durch ziemlich lichten Hochwald mit dichtem Unterholz; Scharen bunter Papageien ziehen in schnellem Flug mit lautem Geschrei über uns hinweg; blitzschnell sind sie unseren Blicken entschwunden und es ist kaum möglich, auf sie zum Schuß zu kommen. Späterhin sollten wir einige erlegen. Sie gehören zur Gattung der Keilschwanzloris (*Trichoglossus cyanogrammus*), sind außerordentlich lebhafte Tiere, die sich meist in den höchsten Kronen der Bäume aufhalten und sich von Früchten und Honig ernähren. Unsere Ausbente an Insekten ist überaus reich und die Schmetterlinge, die Libellen, die Käfer und Wanzen, die wir finden, sind mit den buntesten Farben geschmückt, wie wir sie sonst nur an Blumen zu sehen

gewohnt sind. Die Pflanzenwelt, die durch ihre außerordentlich üppige Entfaltung, ihre enorme Formenmannigfaltigkeit in den Tropen das Auge entzückt, sie schmückt sich hier viel seltener mit leuchtenden Farben, aber die Natur geizt nicht mit ihren Mitteln und was sie den Pflanzen vorent-



Marafenen.

hält, verschwendet sie in umso reichem Maße an den Tieren. Die Farbenkompositionen entsprechen größtenteils unserem Geschmack, sie sind häufig harmonisch und fein abgetönt, oder aber sie wirken direkt impressionistisch durch die grellsten Farbenkontraste; impressionistisch wollen die so gefärbten Tiere auch wirken. Die Zoologen bezeichnen diese Farben als Schreckfarben. Sie dienen den Tieren als Schutzmittel und warnen ihre Verfolger davor, sich an ihnen zu vergreifen, denn sie sind giftig oder haben wenigstens ekelerregenden Geschmack. Die grellen Farben schützen also diese Tiere vor ihren Feinden und dienen damit zur Erhaltung der Art.

An einer lichten Stelle im Walde entdecken wir an mehreren Bäumen in verschiedener Höhe dicke, graue Knollen, ganz in der Farbe der Rinde, aus denen ganze Büschel

belaubter Sprossen herauswachsen. Es sind epiphytische Pflanzen, die sich auf diesen Bäumen angesiedelt haben. Wir lassen einen Träger hinaufklettern, aber es gelingt ihm kaum, die Pflanze mit der geschwulstartig verdickten Wurzel abzulösen, denn in dem Augenblick wo er sie berührt, kommen unzählige kleine rote Ameisen aus dem Innern des Knollens heraus, laufen unruhig hin und her und suchen den unwillkommenen Ruhestörer durch empfindliche Bisse in die Flucht zu jagen. Dem Kuli war es gerade noch möglich, diese Ameisenpflanze herunterzuschlagen, dann kam er schleunigst herab, um sich von den vielen Ameisen, die ihn schon am ganzen Körper peinigten, zu befreien.

Wir besehen uns die Pflanze näher; es handelt sich um eine Art der Gattung *Hydnophytum*. Sie hat eine weite Verbreitung im ganzen malayischen Archipel, ebenso wie eine andere Gattung *Myrmecodia*, von ähnlichem Aussehen, deren Knollen aber außen mit Stacheln besetzt sind. Eine Art dieser Gattung, nämlich *Myrmecodia echinata*, fanden wir ganz häufig auf den Aru-Inseln; diesen beiden Pflanzenformen hat man deshalb schon lange besondere Beachtung geschenkt, weil man sie den sogen. „myrmekophilen“ Pflanzen zugerechnet hat, die namentlich in Südamerika eine große Verbreitung besitzen. Die Ameisenpflanzen leben mit bestimmten Ameisenarten in einem symbiotischen Verhältnis und zwar liefern die Pflanzen den Ameisen Wohnung und Nahrung, wogegen diese die Pflanze gegen Feinde, wie z. B. die Blattschneideameisen, schützen. Es hat das zu einem richtigen Abhängigkeitsverhältnis geführt und man hat festgestellt, daß in einigen Fällen direkte Anpassungen der Pflanzen erst infolge dieses Zusammenlebens mit den Ameisen entstanden sind. In vielen Fällen dagegen hat sich aber der Beweis dafür noch nicht erbringen lassen und das gilt gerade auch für diese beiden ameisenbeherbergenden Pflanzen, mit denen wir es hier zu tun haben. Die Ameisen bewohnen das Innere der dicken Knolle, die einen schwammartigen Bau besitzt und von zahlreichen miteinander kommunizierenden Hohlräumen durchsetzt wird. Man glaubte früher, daß diese Knollen erst durch die Ameisen hervorgerufen würden, aber aus neueren Untersuchungen scheint hervorzugehen, daß es sich bei diesen Epiphyten um wasserspeichernde Organe handelt, die von Durchlüftungskanälen durchzogen werden. Letztere benutzen jetzt die Ameisen als Wohnräume, indem sie durch die Außenwand der Knollen zahlreiche kleine Öffnungen herstellen. Ob der Pflanze durch die Ameisen ein besonderer Vorteil erwächst, ob diese sie gegen gewisse Schädlinge schützen, ist bisher noch nicht erwiesen.

Doch wir wollen weiter unseren Weg verfolgen; er führt noch eine zeitlang durch dichten Wald, aus dem nur vereinzelte hohe Bäume emporstreben; zahllose Lianen schlingen sich von Baum zu Baum und es ist kaum möglich, in dieses Dickicht einzudringen. Bald

müssen wir einsehen, daß es ganz zwecklos ist, einen Vogel zu schießen, der nicht gerade auf unseren schmalen Pfad herunterfällt; denn aufsuchen läßt er sich nicht in diesem dichten Buschwerk. Jetzt haben wir verschiedene Sagowaldungen zu passieren; aus dem stagnierenden schlammigen Wasser steigen übelriechende Miasmen auf. In diesen Sagosümpfen scheinen alle Bedingungen vorhanden zu sein, um Krankheitskeime aller Art zur Entwicklung zu bringen. Dann kommen wir wieder durch einige Alang-Alang-Felder; regelmäßig finden wir hier kleine gelbe Schmetterlinge, die wir im Wald noch nicht gesehen, einige Libellen und Zweiflügler schwirren um uns herum, und am Waldesrande finden wir einige Spinnen mit gelben Längsstreifen am Hinterleib, die ihr Netz zwischen den Grashalmen ausgespannt haben; sie warten darauf, daß die Insekten, die sich hier mit Vorliebe herumtummeln, in ihre Netze gehen. Allmählich verändert sich das Vegetationsbild, verstreut stehen einzelne Bäume zwischen dem hohen Gras und geben der Landschaft ein freundlicheres Aussehen. Wir sehen hier zum ersten Mal eine wundervolle große Taube (*Myristivora spilorhoa*), schneeweiß bis auf tiefschwarze Handschwingen und die Spitzen der Schwanzfedern. Das leuchtende Weiß wirkt hier in dem grellen Licht viel auffallender wie noch so bunte Farben, und man wundert sich darüber, daß gerade bei waldbewohnenden Vögeln, die doch sonst entweder ein sehr buntes oder aber ein eher unscheinbares Gefieder besitzen, so eine verräterische Farbe vorkommt. Ein zweiter Waldbewohner unter den Vögeln der Aru-Inseln, der durch sein blendend weißes Federkleid auffällt, ist ein weißer Kakadu mit gelbem Schopf (*Cacatua triton macrolopha*), den man besonders im hohen Urwald und auch häufig in Bäumen am Strande oft in Scharen von zehn bis fünfzehn Stück beobachtet.

Wir betreten einen hohen Urwald; noch etwas geblendet von dem grellen Licht, das uns bisher umgab, können wir uns erst allmählich an das düstere Zwielight gewöhnen. An einem kleinen Bach machen wir Rast, untersuchen ihn dann auf seine Fauna und finden hier zu unserer Freude die ersten Süßwasserfische. Noch ein schmaler Streifen Waldes und wir haben wieder ein größeres Alang-Alang-Feld zu durchqueren. Wir beschleunigen unsere Schritte, denn am Himmel ballen sich schwere Gewitterwolken zusammen. Mehrmals donnert es ziemlich stark, doch es scheint, daß der Himmel uns gnädig ist, denn allmählich verzieht sich das Unwetter. Am Ende des Alang-Alangs, am Rande des wiederbeginnenden Waldes, sehen wir auf einmal verschiedene Felsen zutage treten. Es sind Kalkfelsen, die keine Korallenstruktur erkennen lassen.¹ Am Eingang des Waldes kommt uns ein Arunese entgegen, mit Jacke und Hose bekleidet und einen zerschissenen Strohhut auf dem Kopf.

¹ Siehe Anmerkung über die Gesteinsproben.

Zur Begrüßung reicht er uns seine wenig saubere Hand: es ist der Häuptling von Marafenfen, dem nächsten Ziel unseres Marsches. Schnell kehrt er um und ist im Augenblick unseren Blicken entschwunden. Er läuft offenbar voraus, um die Bewohner seines Dorfes von unserer Ankunft zu benachrichtigen, und bald hören wir in der Ferne Trommelschlagen, das Zeichen, daß die Arunesen, die im Walde sind, zurückkommen sollen. Wir kommen an eine Lichtung im Walde, von einer Einfriedigung aus dünnen Stämmen abgegrenzt. Es ist dies der Gemüsegarten (Kabon) der Arunesen von Marafenfen, in dem Zuckerrohr, Ananas und verschiedene Knollengewächse, vor allem Caladium, wachsen, dazwischen verstreut einige Bananen. Noch eine Biegung des Weges und plötzlich taucht der Ort vor uns auf. Er besteht aus vier nicht sehr stabil gebauten Hütten, die auf etwa 2 m hohen Pfählen ruhen. Die Wände bestehen teils aus Brettern, teils aus gespaltenen Bambusstangen, und die Dächer sind wie allgemein aus den Blättern der Sagopalme hergestellt.

Das ganze Dorf zählt nur 25 Einwohner. Hinter dem Häuptling stehen vier Arunesen, die uns staunend, aber auch mit einer gewissen Scheu betrachten, und aus den Hütten sehen wir neugierige Augen von Frauen und Kindern auf uns gerichtet, die kaum, daß sie sich von uns bemerkt fühlen, sich auch schleunigst zurückziehen; auch will man uns nicht gestatten, eine der Hütten von innen zu besichtigen. So bekommen wir von der ganzen Bevölkerung von Marafenfen nur fünf Männer und zwei Kinder zu Gesicht. Die Männer sind abschreckend häßlich; es sind schlecht ernährte, lange Gestalten, unsagbar schmutzig, die einen solchen Geruch um sich verbreiten, daß es uns geraten scheint, sie nur aus einiger Entfernung zu betrachten. Ihre Gesichter sind teils von Blatternnarben entstellt, teils von Flecken, die von anderen Hautkrankheiten herrühren, und noch ganz besonders verunstaltet durch den breiten, vom Betelkauen feuerrot gefärbten Mund, der stets etwas geöffnet ist; zwischen der weit vorstehenden Unterlippe und den schwarzen Zähnen liegt ein dicker Tabaksknäuel zur Hälfte sichtbar. Die oberen Schneidezähne sind abgefeilt bis auf schwarze Stummeln, die aus dem etwas geschwellenen, geröteten Zahnfleisch herausragen. Wie wir erfahren haben, werden die Zähne abgeschliffen, wenn der Knabe zum Mann heranreift. Alle Augenblicke spuckten die Arunesen aus; das Betelkauen befördert sehr die Speichelsekretion. Die Sitte des Betelkauens ist im ganzen Archipel und noch darüber hinaus sehr verbreitet; in Java, in Makassar, in Ambon hatten wir es oft gesehen, aber nirgendwo hatte es so abstoßend auf uns gewirkt wie hier, bei diesem schon an sich so häßlichen Menschenschlag.

An den Ohren tragen viele Arunesen mehrere Ohringe, die aus kleinen, umgebogenen Metallstäben hergestellt werden, die aus Zinn oder Weißmetall bestehen. Jeder Ohring

sitzt in einer besonderen Durchbohrung der Ohrmuschel; es ist ein Zeichen von Wohlhabenheit, möglichst viele solcher Ohrringe zu tragen. Die ziemlich langen schwarzen Haare sind schwach gewellt und hinten in einen Knoten zusammengeschlungen, durch den bei einigen ein pfeilartig geschnittes Holzstück hindurchgesteckt ist. (Taf. X, Figg. 5, 6.) — Ein hölzernes Gestell, mit Matten belegt, ich kann es vielleicht als eine Art Sofa bezeichnen, wurde uns zum Sitzen angeboten; wir nahmen darauf Platz, obwohl ich nicht behaupten kann, daß es sonderlich bequem gewesen wäre, denn an seinem vorderen Rand war ein Querbrett so angebracht, daß es senkrecht über den Sitz hinausragte. Doch wir blieben sitzen, zumal wir wußten, daß uns damit eine besondere Ehre erwiesen werden sollte. Die Marafenfen-Leute konnten uns nicht sagen, woher dieses Möbel stamme. Sie sprachen kaum malayisch, waren überhaupt sehr zurückhaltend und wollten auch nichts von ihrem Schmuck und sonstigen Gebrauchsgegenständen eintauschen. Nachträglich wurden wir belehrt, daß die Holzsofas von den Kei-Insulanern und zwar speziell von den Bewohnern von Kei Tajando, der westlichsten Insel der Kei-Gruppe, hergestellt werden,¹ die auf ihren Handelsfahrten nach den Aru-Inseln diese Möbel an die Eingeborenen verkaufen. Soviel ich beobachtete, fehlt ein solches Sofa in keinem besseren Arunesenhaushalt; es wird hier als Prunkstück betrachtet, ob auch als Sitzgelegenheit, ist mir zweifelhaft, denn die Arunesen sind gewohnt, auf dem Boden zu kauern oder sich hinzuhocken. Jedenfalls ist es psychologisch interessant, daß hier Gegenstände, die an sich keine praktische Verwendung finden, gehalten werden, auf deren Besitz man sogar stolz ist, da sie das Produkt einer höheren Kultur vorstellen!

Die Matten, die auf dem Sofa liegen, werden von den Arunesenfrauen aus gespaltenen und teilweise gefärbten Pandaneenblättern geflochten. Zwei Knaben steigen ängstlich die Leiter herunter, die zur einen Hütte hinaufführt. Auch sie sehen grenzenlos verwahrlost aus, sie tragen nicht einmal ein Lendentuch wie die Männer. Beide sind mit *Ichthyosis* behaftet, wie wir an den großen grauen flechtenartigen Flecken erkennen, die ihren Körper bedecken. Die *Ichthyosis* wird zu deutsch Fischschuppenkrankheit genannt; die Oberhaut verdickt sich in Form schuppenartiger Bildungen, die reihenweise angeordnet sind. Der Erreger dieser Krankheit ist unbekannt. Die *Ichthyosis* ist über den ganzen Archipel verbreitet, tritt aber überall eher sporadisch auf und findet sich vielfach auf einzelne Familien beschränkt. Im Inland fanden wir die *Ichthyosis* am häufigsten und zwar speziell in denjenigen Gegenden, wo die Arunesen unter den unhygienischsten Verhältnissen lebten.

¹ Siehe Karte der Kei-Inseln.

Übrigens habe ich nicht den Eindruck gewonnen, daß die mit Ichthyosis Behafteten besonders darunter leiden. Unter den Bewohnern der Christendörfer erinnere ich mich, sie kaum je beobachtet zu haben, und bei den Küstenarunesen der Ostseite, die viel auf See sind und häufiger mit dem Wasser in Berührung kommen, nur in seltenen Fällen. Daraus scheint hervorzugehen, daß das Auftreten der Ichthyosis durch körperliche Vernachlässigung, schlechte Ernährung und ungesunde klimatische Verhältnisse wenn auch nicht hervorgerufen, so doch zum mindesten sehr begünstigt wird. Die tägliche Reinigung des Körpers, die Wohltat des Bades, die man als Europäer in den Tropen doppelt wohltuend empfindet, sind dem Arunesen fremd, er sucht nie das Wasser auf; höchstens daß er, wenn er auf See geht, unfreiwillig damit in Berührung kommt. Ich darf gleich hier einfügen, daß die Ichthyosis auch auf den Kei-Inseln ziemlich verbreitet ist, und daß speziell in einigen Gebirgsdörfern oft über die Hälfte der Bewohner mit dieser Hautkrankheit behaftet war.

Von Ngaiguli bis Marafenfen waren wir in der Richtung nach Nordosten marschiert; jetzt wollten wir in ungefähr westlicher Direktion weiterwandern, um bei Feruni, einem Dorf, etwa 7 km nördlich von Ngaiguli gelegen, die Küste wieder zu erreichen. Einer der Leute von Marafenfen kommt mit, um uns den Weg zu zeigen. Er ist mit einem Jagdspeer bewaffnet; ich folge ihm als Erster, sehe mich jedoch bald veranlaßt, in angemessener Entfernung hinter ihm zurückzubleiben, da die Atmosphäre, die ihn umgiebt, meine Geruchsnerven auf eine zu harte Probe stellt. An einem kleinen Bach finden wir eine Menge geschwänzter Süßwasserkrebse, und im Wald fangen wir verschiedene wundervolle farbenprächtige Schmetterlinge. Die Sonne nähert sich dem Zenith, es herrscht lautlose Stille. Auf einmal sehe ich in dem Unterholz eine hübsche blaugrün gefärbte Taube (*Ptilonopus coronulatus*); sie fliegt von Busch zu Busch. Ich folge ihr so schnell ich kann, um sie nicht aus den Augen zu verlieren und es gelingt mir, sie zu schießen und sogar im Dickicht aufzufinden. Wie schön ist ihr Gefieder und wie zart die Farben, die sie schmücken: auf dem Kopf hat sie ein rosenrot gefärbtes Käppchen, von einem zartgelben Ring umrahmt, die Brust ist weiß und der übrige Rumpf und die Flügel grün und blau nuanciert.

Der Weg führt wieder abwechselnd durch mehr oder weniger hohen Wald, durch Alang-Alang und Sago-Pflanzungen. Die Sonne sendet ihre heißesten Strahlen hernieder und steigert stark unsere Transpiration; wir versuchen wiederholt unserem Flüssigkeitsbedürfnis durch Tee, den wir in Aluminiumfeldflaschen mit uns führen, vorübergehend abzuhelpen. Der Tee ist zwar ganz warm und hat mindestens ein Temperatur von 30° C, wirkt aber trotzdem durststillend; es ist überhaupt merkwürdig, wie schnell und eigentlich

mühe los man sich daran gewöhnt, alle Getränke in diesen hier natürlichen Temperaturen zu sich zu nehmen. Nur die ersten Tage nach unserer Ankunft in Dobo, als uns noch die schön geeisten Getränke vom Dampfer her in „frischster“ Erinnerung waren, fiel es uns etwas schwer, mit diesen lauwarmen Flüssigkeiten vorlieb nehmen zu müssen. Dem Orang-kaja von Ngaiguli schien es indessen nicht zu warm zu sein; mit dem Schmetterlingsnetz, das ich ihm gegeben hatte, fuchtelte er beständig in der Luft herum, eifrig bemüht, Schmetterlinge zu fangen, größtenteils allerdings mit negativem Erfolg. Wir waren etwa zwei Stunden von Marafenfen aus unterwegs, als wir zu unserer Freude in der Ferne das Rauschen des Meeres vernahmen; jetzt konnten wir nicht mehr weit von Feruni entfernt sein, was uns die flinken Schlammpringer (*Periophthalmus Koelreuteri*), die in ganzen Scharen am Rand einiger Pfützen saßen, zu bestätigen schienen. Diese Fischgattung hat ein außerordentlich großes Verbreitungsgebiet; man findet sie häufig im Brackwasser, meistens in der Nähe des Wassers, im Schlamm, auf einem Stein, oder mit besonderer Vorliebe sitzen sie auf den Stelzwurzeln einer Mangrove, und sowie man sich ihnen nähert, entfliehen sie schnell in kurzen Sprüngen dem Wasser zu, und es bedarf schon einer gewissen Routine, um dieser Fische, die sich auf dem Land wie im Wasser so geschickt zu bewegen verstehen, habhaft zu werden. Diese Schlammpringer haben sich in ganz auffallender Weise dem Leben außerhalb des Wassers angepaßt, vor allem durch Modifikationen ihres Atmungsapparates, der es ihnen gestattet, mehrere Stunden am Lande zu bleiben. An der Innenseite des Kiemendeckels haben sie kleine mit Wasser gefüllte Taschen, die es ihnen ermöglichen, die Kiemen ständig feucht zu halten. Auch die Öffnung des Kiemendeckels ist stark reduziert, wodurch die Verdunstung des Wassers in der Kiemenhöhle eingeschränkt wird. Die Brustflossen des *Periophthalmus* sind etwas armartig verlängert und zum Teil mit Schuppen bedeckt. Auf sie stützt sich der Fisch, und wenn er vorwärts springt, stößt er sich mit den Brustflossen und dem Schwanz vom Boden ab. Auf die Weise kann er ziemlich weite Sprünge ausführen. Besonders auffallend sind noch seine Glotzaugen, auf die sein wissenschaftlicher Name anspielt; als zwei weit vorgewölbte Höcker sitzen sie dem Kopf auf, stehen ziemlich nahe nebeneinander und können durch einen unteren Liddeckel geschlossen werden.

Endlich sehen wir die Küste vor uns; wir haben noch einen Teich zu durchwaten, auf dem viele Bimssteinstücke herumschwimmen; bei hoher Flut dringt die See bis hierher vor und schwemmt die Steine in den Teich. Wie die meisten Bimssteine, die man hier häufig an den Küsten findet, stammen sie von jenem furchtbaren Ausbruch des Krakatau im Jahre 1883. — Die Häuser von Feruni ziehen sich ein Stück weit an der Küste

entlang; gruppenweise stehen sie zusammen und hier, wo unser Weg ausmündet, finden wir zehn Hütten und dabei zwei Bootshäuser; unter dem einen liegt eine große Prau, die von den Kei-Inseln stammt. Die Pfähle, auf denen die Häuser ruhen, sind 1,50 m hoch und, was auffällt, einige von ihnen sind säulenartig geschnitzt; diese sind älteren Datums. Im übrigen sind die Hütten auch hier wenig solid gebaut und durch die, oft lang anhaltenden Stürme allmählich etwas windschief geworden. Die Bewohner von Feruni haben einen wilden, bössartigen Ausdruck, der auch ihrem Charakter zu entsprechen scheint, denn wie wir von dem Kontrolleur später erfuhren, sind gerade sie in den letzten Jahren verschiedene Male aufständisch gewesen, haben einmal Keinesen, die mit ihren Booten herkamen, ausgeraubt und zu verschiedenen anderen Malen die Bewohner von Ngaiguli überfallen, so daß mehrere Strafexpeditionen gegen sie unternommen werden mußten. Auch haben sie sich dagegen gewehrt, daß ein Guru sich hier ansiedelt. Übrigens konnten wir uns nicht über das Benehmen der Leute von Feruni beklagen; pflichtschuldiger wurde das bewußte Ehrensofa herbeigeschleppt; für unsere Sammlung konnten wir einige Sirihkörbchen und Männerkämme erwerben.

Die Sirihkörbchen sind die charakteristischsten und auch kunstvollsten Gegenstände, die die Arunesen besitzen, und da das Betelkauen hier beinahe als die wichtigste Tagesbeschäftigung angesehen wird, darf man sich nicht wundern, daß auf die Herstellung der Sirihkörbchen soviel Sorgfalt verwandt wird. Das Sirihkörbchen dient als Behälter für den Tabak, die Betelnüsse, den Kalk, die Sirihblätter und den Gambir, kurz alles, was zum Betelkauen nötig ist. Der Tabak und der Gambir werden von Händlern bezogen; letzterer kommt in braunen viereckigen, 3 cm großen Würfeln in den Handel. Er wird vor allem auf der Halbinsel von Malakka hergestellt, aus den jungen Trieben einer Rubiacee (*Nauclea Gambir*), die dort viel kultiviert wird. Der Gambir enthält im wesentlichen Gerbsäure und wird in beträchtlichen Mengen nach Europa exportiert, wo er zum Gerben von Leder und auch zum Färben verwandt wird. Auch die Betelnuß zeichnet sich durch großen Gerbsäuregehalt aus; kleine Stückchen derselben und auch des Gambir werden in ein Blatt des Betelpfeffers eingewickelt, das innen mit Kalk bestrichen ist und dieses Paket wird dann neben den Tabaksknäuel in den Mund gesteckt. Die Betelnuß ist die Frucht einer Palme, der *Areca catechu*, leicht erkennbar an ihrem hohen, schmalen Stamm und den kurzen, gefiederten Blättern; zwischen denselben hängen große, verzweigte Rispen herunter, an denen zahllose Nüsse sitzen. Die Arecapalme findet man zuweilen in dem Kabon der Arunesen, immerhin aber dürfte deren Ertrag kaum für den Konsum von Betelnüssen

ausreichen. Auf Java, auf Malakka und überhaupt in Hinterindien wird die Arecapalme in großen Mengen kultiviert und von dort aus nach allen Richtungen in den Handel gebracht. Penang (Betelnuß) ist, wie schon der Name andeutet, der Hauptausfuhrhafen für die Betelnuß. Den Betelpfeffer (*Piper betle*) ziehen die Arunesen auch in ihren Gemüsegärten. Es ist eine krautartige Schlingpflanze, im Aussehen etwa an die Bohne erinnernd; die Blätter haben auch eine ähnliche Gestalt, sind nur etwas breiter und ihre Oberfläche ist glatter. Den Kalk schließlich bereiten die Arunesen aus den zu einem feinen Pulver verriebenen Schalen der Herzmuschel (*Cardium*).

Diese verschiedenen Substanzen werden, wie schon erwähnt, im Innern des Sirihkörbchens aufbewahrt. In manchen Gegenden hat man für die einzelnen Bestandteile, den Tabak ausgenommen, der im Innern des Körbchens aufgehoben wird, besondere kleine offene Behälter, die aus gebranntem Ton verfertigt werden. Je nach der Art ihres Inhalts ist auch ihre Form verschieden; abgesehen davon ist noch der Ort der Fabrikation für ihr Aussehen bezeichnend. Diese kleinen Gefäße werden nur an wenigen Plätzen hergestellt, wo eben Töpferei getrieben wird, so z. B. in Maikoor auf der Westseite, in Watulei auf der Ostseite der Aru-Inseln. Interessant ist es, daß die einzelnen Tonbehälter hier eine ähnliche Form haben wie die gleichen Behälter, die auf Java z. B. aus Messingbronze hergestellt werden. Doch muß man annehmen, daß diese den arunesischen als Modell gedient haben, wie überhaupt in der ganzen arunesischen Ergologie nur wenig Ursprüngliches zu finden ist und überwiegend westliche Einflüsse nachweisbar sind.

Ebenso wie die javanischen metallenen Behälter auf einem größeren Kasten stehen, werden auch die arunesischen auf den etwas vertieften Deckel des runden Sirihkörbchens gestellt, das einen Durchmesser von durchschnittlich 19 cm besitzt. Der Deckel des Körbchens ist abnehmbar, hat etwa die Form eines Tablett und einen 2 cm hohen, nach außen umgebogenen Rand. Auch die Sirihkörbchen haben je nach der Gegend ihrer Herstellung ein verschiedenes Aussehen. Bald sind sie nur aus fein gespaltenen, verschieden gefärbten Pandaneenblättern kunstvoll geflochten, bald mit kleinen Stücken bunten Kattuns benäht, während wieder andere mit kleinen Schneckenschalen, Glasperlen und europäischen Hemdenknöpfen verziert sind. Ein Sirihkörbchen, das ich in Ngaiboor, einem Christendorf südlich von Ngaiguli, erwarb, hatte drei Füße, wozu Garnrollen verwandt worden waren. (Siehe Taf. IX.)

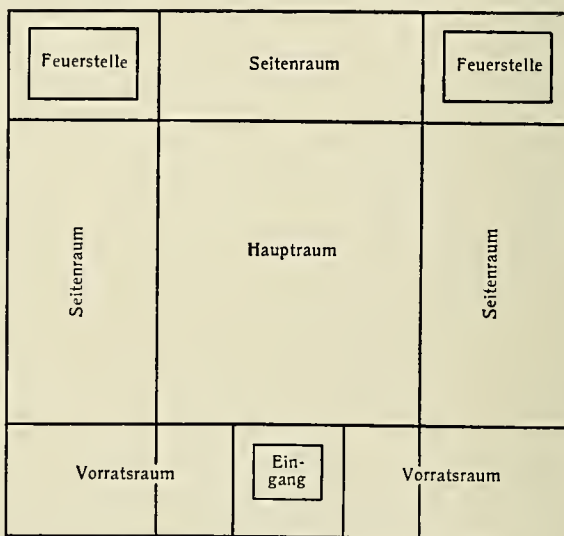
Nachdem wir in Feruni Mittagsrast gemacht hatten, traten wir längs der Küste den Rückweg nach Ngaiguli an. Wir kommen noch an verschiedenen Häusergruppen von Feruni vorüber, von Kokospalmen umgeben. Am Strand schieße ich einige Regenpfeifer

und Strandläufer und dann marschieren wir, den Blick zur Erde gerichtet, weiter, in der stillen Hoffnung, unter den zahllosen Muscheln, Schnecken, Tang und Hornschwämmen, den verschiedenen Früchten und den langen Mangrovenkeimlingen, die alle das Meer ausgeworfen hat, vielleicht etwas Interessantes zu finden. Die Conchylien, die man am Strande findet, sind nur selten des Mitnehmens wert; entweder sie sind zerbrochen oder sie haben durch die starke Reibung in der Brandungszone viel von ihrem Glanz und ihrer Farbe eingebüßt. Merkwürdigerweise fanden wir hier ein gut erhaltenes Exemplar der Schale von *Nautilus pompilius*, dieses hochinteressanten Kopffüßers, der in den Meeren der Molukken und in der Südsee häufig vorkommt. Der Nautilus ist bekanntlich der einzige noch lebende Vertreter dieser Gruppe vierkiemiger Kopffüßer, die im Jura und in der Kreide in zahllosen Arten alle Meere bewohnten und mit dem Ende der Kreidezeit bis auf diese eine jetzt noch existierende Form ausgestorben sind. Aus diesem Grund ist der Nautilus von ganz besonderem Interesse, da er über die Organisation dieser Tierklasse, die man sonst nur aus ihren versteinierungsfähigen Schalen kennen würde, wichtige Anhaltspunkte bietet. Über die Anatomie und feinere Organisation des Nautilus, die in vieler Hinsicht viel primitivere Merkmale aufweist wie die der zweikiemigen Kopffüßer, ist man jetzt gut orientiert, aber über seine Entwicklungsgeschichte, die auch in mancher Beziehung wissenswerte Aufschlüsse gerade für die Stammesgeschichte liefern könnte, weiß man noch so gut wie nichts. Der Nautilus lebt im allgemeinen in großen Tiefen und kommt nur zur Zeit der Fortpflanzung in das seichte Wasser. Zu dieser Zeit allein ist es möglich, seiner habhaft zu werden. Leider ist es bisher noch nicht gelungen, den Nautilus in der Gefangenschaft zur Fortpflanzung zu bringen, auch seine Eier hat man bisher nur selten gefunden; sie sind groß und undurchsichtig und werden einzeln abgesetzt. So reizvoll es an sich wäre, die Entwicklung des Nautilus herauszufinden, so konnten wir nicht an ein derartiges Problem herantreten. Die Meere in der Umgebung der Aru-Inseln sind dafür wenig geeignet, aber die geschützten Buchten mancher Koralleninseln der Südsee müßten unter Umständen hierfür geeignete Beobachtungsstationen sein.

Gegen 5 Uhr erreichten wir wieder Ngaiguli. Wir waren recht müde von dem Marsch, den wir heute bei der größten Hitze zurückgelegt hatten, auch waren wir noch nicht auf solche Touren eintrainiert. Vor Sonnenuntergang gingen wir herunter an den Strand und nahmen hier ein sehr erfrischendes Bad; es war wundervoll, wie die hohen Wellen über uns hinweg vorwärts stürmten, aber weit in das Wasser hinein durften wir uns nicht wagen; die Brandung entzog uns fast den Boden unter den Füßen.

Am nächsten Tag blieben wir in Ngaiguli, um unsere gestrige Ausbeute zu verarbeiten, auch wurde uns mancherlei von allen Seiten zugetragen. Unsere freie Zeit benutzten wir dazu, uns im Orte selbst umzusehen und die Hütten der Arunesen zu besichtigen. Die meisten stehen, wie schon erwähnt, auf verhältnismäßig niedrigen Pfählen, reihenweise angeordnet, in größeren Abständen voneinander. Diese Art der Bebauung, wie wir sie in keinem anderen Dorf gesehen, war offenbar durch den Kontrolleur oder den Guru veranlaßt worden. Das Haus des Häuptlings, des Orang-kaja, war noch eines der ursprünglichsten; freilich kam er sich darin sehr altmodisch vor, wie er uns versicherte, und er war auch eben dabei, sich ein Haus ebener Erde zu bauen.

Das alte Haus des Orang-kaja hatte ungefähr einen quadratischen Grundriß, die Maße betragen 7 m auf 7,50 m. Es stand auf Pfählen, von denen die äußeren 2 m, die mittleren 1,70 m hoch waren. Daraus geht schon hervor, daß der Boden der Hütte nicht überall die gleiche Höhe besaß; der mittlere Teil des Bodens, der auch eine rechteckige Form hatte, lag um 30 cm tiefer wie der periphere Teil. Dieser nahezu quadratische Grundriß ist charakteristisch für die meisten Arunesenhäuser, ebenso wie die Einteilung in einen zentralen Teil und einen etwas höher gelegenen peripheren, der den ersteren umgibt, ohne durch



Haus des Orang-kaja. $\frac{1}{100}$ nat. Gr.

Zwischenwände von ihm getrennt zu sein. Nur die Arunesenhütten der Ostseite haben häufig einen mehr langgezogenen rechteckigen Grundriß. Eine breite Leiter, in deren Holme einige Ornamente eingeschnitzt waren, führt hinauf zur Hütte des Orang-kaja; an beiden Seiten hängt ein Rohr der Rotangpalme, das gewissermaßen ein Geländer ersetzt. Durch eine Klapptüre im Boden, in der Mitte der einen Seite des peripheren Raumes, gelangt man ins Innere der Hütte.

Hier herrscht Halbdunkel, da Fensteröffnungen fehlen, und es dauert einen Augenblick, bis wir uns an die schwache Beleuchtung gewöhnt haben. Der Fußboden besteht aus dünnen, parallel zueinander liegenden Stämmen, die mit Rotang an die Querbalken angebunden sind, auf denen das ganze Haus ruht. Durch viele, mehrere Zentimeter breite

Spalten dringt das Licht ins Innere, und gerade durch dieses „Unterlicht“, das von dem hellen Sandboden nach oben reflektiert wird, erhält der Raum seine eigenartige Beleuchtung. Die Lücken in dem Boden bieten übrigens noch den Vorteil, daß alle Abfälle mühelos entfernt werden können. Die Arunesen und Arunesinnen haben vor allem eine große Technik darin erlangt, beim Betelkauen zwischen den Balken des Bodens hindurchzuspucken! Die Wände der Hütten bestehen teils aus Brettern, teils aus „gaba-gaba“, das sind die Mittelrippen der Blätter der Sagopalmen, die allgemein in den Molukken zur Herstellung der Häuserwände verwandt werden. Die Rippen werden in einen Holzrahmen eingespannt und dicht aneinander gepreßt; dadurch wird die Wand ziemlich solide, behält aber dabei eine gewisse Elastizität. Von den vier Ecken des mittleren, etwas tiefer gelegenen Teils der Hütte erheben sich vier Pfosten, auf denen der Dachboden und das Dach ruht. In dem Mittelraum, dem Eingang gerade gegenüber, steht das bewußte Holzsofa, rechts davon ein kleiner Tisch und ein Hocker, die der Orang kaja selbst gezimmert hat. Doch er war in seinem Mobiliar allen anderen Dorfbewohnern über. Ich erinnere mich nicht, sonst jemals in einer Arunesenhütte einen Tisch gesehen zu haben; Stühle findet man häufiger, aber meistens sind sie nicht eigenes Machwerk.

Unter dem Holzsofa liegen drei Elefantenzähne, die uns der Orang-kaja mit sichtlichem Stolz zeigt, sie sind „pusaka“, d. h. Erbgut und repräsentieren einen wesentlichen Teil seines Vermögens.¹ Der größte Elefantenzahn mißt 180 cm und hat, wie uns der Orang-kaja versichert, für ihn einen Wert von 1000 Gulden. Gongs und Porzellanteller bilden einen anderen Teil seines Reichtums; sie sind auf dem Dachboden aufgestapelt. Dieser ist mit dem Wohnraum durch eine Leiter verbunden und ist mit Brettern belegt. Hier liegen auch noch eine Anzahl Pfeile und Bogen, irdene Töpfe und Rollen aus Pandaneenblättern, die das Material für die Flechtarbeiten liefern u. a. m.

In den beiden Ecken der Hütte, der Eingangsöffnung gegenüber, sind die beiden Feuerstellen; sie sind durch Bretter etwas abgegrenzt und auch besonders dicht unterlegt, damit die Asche sich nicht zerstreut. An der einen Feuerstelle, in einem irdenen Topf, der auf drei gebrannten Herdsteinen ruht, wird gerade ein Sagobrei gekocht. Über den beiden Herdstellen befindet sich je ein Gestell zur Aufbewahrung der Küchengerätschaften; neben irdenen Töpfen sehen wir hier verschiedene tellerartige Körbchen, teils dicht geflochten, teils siebartig durchbrochen. Zum Essen des Sagobreis verwenden die Arunesen Zangen, die aus dem flachen umgebogenen Span eines Bambusrohres bestehen. Ferner benutzen sie noch

¹ Orang-kaja heißt wörtlich „reicher Mann“. Derjenige, der das größte Vermögen besitzt, genießt bei seinem Stamm in der Regel das größte Ansehen und wird zum Häuptling gewählt.

Löffel, deren Höhlung aus der Schale der Kokosnuß geschnitten, deren Griff aus Holz geschnitzt ist, und Reiserührer mit einem unten flachen, ruderförmigen Teil. Die Arunesen essen außer Sago hauptsächlich noch Reis, d. h. eigentlich nur wenn es ihre Mittel erlauben, können sie sich diesen Luxus leisten; sie müssen ihn sich erst kaufen, denn nur in einem kleinen Bezirk im Inland wird etwas Reis in trockenen Kulturen angebaut.

Der Raum zwischen den beiden Feuerstellen ebenso wie der übrige periphere Teil der Hütte bildet den Hauptaufenthaltsort der Frauen und Kinder, die sich viel mit dem Flechten von Schlafmatten und allerlei Korbwaren beschäftigen. Es werden hier verschiedene Arten von Körben hergestellt, solche, die in dem Haushalt Verwendung finden zur Aufbewahrung von allerlei Lebensmitteln und andere, die als Tragkörbe dienen. Im allgemeinen arbeiten die Arunesenfrauen viel mehr wie die Männer, sie bereiten das Essen und verrichten viele Arbeiten in und außer dem Hause, hüten die Kinder und machen z. B. auch die Fackeln zurecht, die zur nächtlichen Beleuchtung dienen. Zu diesem Zweck werden Damarnüsse in einem besonderen Holzmörser zerstampft und mit der daraus gepreßten harzigen Masse werden die zu Fackeln bestimmten Späne überzogen. (Taf. XI, Fig. 11.) Die Frauen und Kinder müssen auch mit den Krügen auf dem Kopf an den Bach gehen um Wasser zu holen. Auch die ganze Hausindustrie liegt in ihren Händen, die Flechtarbeiten und die Verfertigung der Sirihkörbchen, ebenso wie die Herstellung der Töpferwaren; endlich obliegt ihnen auch noch hauptsächlich die Pflege des Gemüse- und Obstgartens.



Sagozange, Reiserührer und Schöpflöffel.

Demgegenüber kann man nicht behaupten, daß der Arunese sich zuviel Arbeit aufbürdet. Er glaubt offenbar, schon genug damit zu tun, wenn er Betel kaut. Im übrigen fällt er alle paar Wochen eine Sagopalme, gewinnt aus ihrem Mark den Sago, eine Arbeit, die ihn vielleicht zwei Tage lang in Anspruch nimmt. Außerdem geht er auf die Jagd, erlegt hie und da ein Wildschwein, ein Känguruh oder einen Kuskus, die ihm einen will-

kommenen Braten liefern. Den Kasuar schießt er vor allem wegen seiner Federn, die er zur Ausschmückung seines Bootes benutzt. Die Küstenarunesen betreiben auch etwas Fischfang; Reusen scheinen nicht viel verwandt zu werden. Sie fischen mit Netzen, und größere Fische werden mit dem Fischspeer oder mit Pfeil und Bogen erlegt. In einigen Gegenden werden beim Fischfang die Beeren einer Liane — auf arunesisch „morra“ — die betäubende Wirkung haben, angewandt. Schließlich bauen die Männer auch die Hütten, nehmen sich aber dazu sehr viel Zeit und es dauert oft zwei Jahre, bis eine Hütte endlich fertig ist. Die Arunesen der Ostseite haben eine etwas regelmäßigere Beschäftigung; etwa acht Monate des Jahres betreiben sie die Perlausternfischerei. Die Paradiesvogeljäger gehen nur in den zwei Monaten, wenn die Paradiesvögel ihr schönstes Gefieder haben, auf die Jagd. Daß die Arunesen aber regelmäßige Arbeit scheuen, beweist folgendes Beispiel: Der Kontrolleur hat, wie er uns erzählte, sie schon zu verschiedenen Malen zu veranlassen gesucht, Kokospalmen zum Zweck der Kopragerewinnung anzubauen, eine Kultur, die auf den Aru-Inseln ganz gut rentieren könnte. Er ließ aus diesem Grund einmal die Bewohner eines Dorfes zusammenrufen und stellte ihnen vor, wieviel besser sie es haben könnten, wenn sie das Land bebauten; durch den Handel mit Kopra könnten sie sich ganz viel verdienen und sie hätten dann die Möglichkeit, aus dem Ertrag sich mancherlei zu kaufen, um sich ihr Leben angenehmer zu gestalten. Er predigte tauben Ohren. Die Arunesen erklärten, es müsse so bleiben wie bisher, ihren Grund und Boden brauchten sie für ihre Sagoanpflanzungen — das war natürlich nur eine Ausrede — und wenn sie der Kontrolleur zwingen wolle, Kokospalmen zu bauen, so würden sie auswandern.

Von ihrem Standpunkt aus waren sie zu verstehen, denn ihnen fehlte nach ihrer Ansicht nichts zu ihrem Glücke. Warum sollten sie da auf einmal sich eine Arbeit aufbürden, die ihnen vollkommen überflüssig erschien und ihnen einen Zwang auferlegte, ohne ihnen einen Vorteil zu bieten! So oder ähnlich denken diese glücklichen Wilden, und doch werden sie sich bald zu einer anderen Auffassung bequemen müssen, sonst gehen sie ihrem sicheren Untergang entgegen. Immer mehr Araber, Buginesen und Chinesen werden sich im Laufe der Jahre auf den Aru-Inseln ansiedeln und sich mit kaufmännischem Blick das Land in jeder Hinsicht nutzbar machen. Dann bleibt den Arunesen nur noch übrig, sich entweder ins Inland zurückzuziehen, wo sie sich vielleicht noch etwas länger halten können, oder sich den zugewanderten intelligenteren Volksstämmen unterzuordnen; doch damit würden sie bald ihre Eigenart verlieren und sich allmählich mit den Fremden vermischen und als Rasse aufhören zu existieren.

Diesem Prozeß unterliegen langsamer oder schneller alle Bewohner kleinerer Inselgebiete; die Kultur breitet sich mit Riesenschritten aus und ist schon jetzt bis zu den entlegensten Punkten vorgedrungen; bevor es die europäische Kultur war, war es im Archipel die malayische, denn schon seit Jahrhunderten befahren buginesische Händler mit ihren Segelpranen den ganzen Archipel bis Neu-Guinea hin, und haben den Eingeborenen die Produkte und damit zugleich die Kultur ihres Landes zugeführt. So erklärt es sich auch, warum man so wenig Ursprüngliches bei den Arunesen antrifft und warum der Formensinn und die Farbenfreudigkeit, die bei den Papuas so stark ausgeprägt sind, auf den Aru-Inseln allmählich degeneriert und nur noch in wenig markanten Äußerungen zu bemerken sind. Anthropologisch müssen wir die Arunesen zu den Papuas von Neu-Guinea rechnen, darüber kann kaum ein Zweifel bestehen, das geht auch aus den beigegebenen Photographien, wie ich hoffe, deutlich hervor. „Wenn man nicht wüßte, daß es Arunesen wären, würde man sie sicher als Papuas bezeichnen,“ äußerte sich mir gegenüber ein guter Kenner der Bewohner von Neu-Guinea bei Betrachtung meiner Photographien. Aus unserer ethnographischen Ausbeute gewinnt man dagegen den Eindruck, daß es sich um die Erzeugnisse eines Volkes handelt, das dem malayischen Völkerkreis zum mindesten sehr nahe steht. Diese Verschiedenheit zwischen anthropologischen und ethnographischen Ergebnissen beweist aufs neue, daß die heutige Ergologie der Arunesen als eine Sekundärererscheinung angesehen werden muß.

8. Februar. Seitdem wir den Orang-kaja in seiner Hütte besucht hatten, glaubte er mit uns auf vertraueterem Fuß zu stehen und nutzte das noch häufiger wie bisher aus, um uns in unserer Wohnung aufzusuchen. Wenn wir die ganze Schar, die uns auch hier meistens umlagerte und uns fast alles Licht wegnahm, einmal wegjagten, betrachtete er es als sein gutes Recht, als Einziger in der Hütte zurückzubleiben. Er kauerte auf dem Boden und sprach nicht viel, und wenn er uns so eine Zeitlang zugesehen hatte, stand er endlich auf, konnte es aber nicht über das Herz bringen, uns zu verlassen, ohne vorher noch um etwas Tabak gebeten zu haben. Meistens bekam er auch eine Handvoll; nur wenn er zu häufig dieses Manöver wiederholte, jagten wir ihn erbarmungslos fort. Freilich durften wir es nicht mit ihm verderben, denn nur durch seinen Einfluß konnten wir noch Leute bekommen, deren wir für unsere Inlandtour als Träger bedurften.

Als wir mit dem Korporal unsere Tour besprachen, stellte es sich heraus, daß wir auf einmal bedeutend mehr Träger haben mußten, wie wir vorausgesehen hatten, denn er brauchte noch zehn Leute allein für die Bagage der Soldaten, und wir selbst hatten außer

unseren Kulis weitere zwanzig Träger nötig. Dabei erklärte der Orang-kaja von Ngaiguli nur vierzehn Mann stellen zu können. Es blieb also nichts anderes übrig, als einen Boten nach Fatural zu senden, den dortigen Orang-kaja holen zu lassen, um vielleicht durch ihn noch Leute zu bekommen. Einige Stunden später erschien er und erklärte nach langem Hin- und Herparlamentieren, morgen in aller Frühe zehn Leute von Fatural herübersenden zu wollen. Außerdem benutzte er die Gelegenheit, mich für mehrere Leute, die in seinem Dorf krank waren, um Medikamente zu bitten. Ich erklärte ihm zwar, daß ich die Leute sehen müsse, bevor ich ihnen Medizin geben könne; das schien ihm jedoch nicht recht einzuleuchten. Da ich immerhin aus seiner Beschreibung ersah, daß es sich um Malaria handelte, die bei den Arunesen ziemlich häufig auftritt, gab ich ihm eine Anzahl Chinin-tabletten und sagte ihm genau, wann und wie oft die Kranken diese einnehmen sollten. Offenbar war den Betreffenden durch das Chinin schnell geholfen worden und es verbreitete sich die Kunde, daß die „Orang blanda“, die beiden weißen Menschen in Ngaiguli, sehr gute Medizin hätten, denn nach unserer Rückkehr von der Inlandtour wurden wir häufig von Kranken aufgesucht, die von anderen Dörfern herüber kamen.

Nun mußte ich noch den Orang-kaja von Feruni holen lassen, um von ihm die uns noch fehlenden Leute zu bekommen. Wieder begann ein langes Hin- und Herreden; der Orang-kaja von Ngaiguli, der von Feruni und noch eine Anzahl Leute von Ngaiguli hockten im Kreise herum, es wurde außerordentlich heftig debattiert, die Leute schrieten wenigstens immer lauter, aber ich verstand kein Wort davon, da sie arunesisch redeten; ich merkte aber doch, daß der Orang-kaja von Feruni, der an sich schon ein ziemlich mürrisches Gesicht machte, wenig Lust zu haben schien, mit seinen Leuten zu kommen, obwohl ich ihn bei der Begrüßung durch eine Handvoll Tabak gnädig zu stimmen gesucht hatte. Am Tabak kaute er nun schon lange und schien die Sache allzu reiflich zu erwägen; wenn er etwas zu mir sagte, konnte ich es nicht verstehen, da er nur schlecht malayisch sprach. Schließlich riß mir die Geduld, ich sprang erzürnt auf und drohte dem Orang-kaja von Feruni mit Bestrafung durch den Kontrolleur usw. Das schien seine Wirkung nicht zu verfehlen und endlich erhielt ich den Bescheid, er werde mit sechs Mann kommen.

Durch die langen Unterredungen hatten wir viel Zeit verloren. Dabei gab es gerade heute viel zu tun; verschiedene schöne Schlangen und Eidechsen wurden uns gebracht, darunter eine über 3 m lange Pythonschlange (*Python amethystinus*). Am Nachmittag zog ich mit meinem photographischen Apparat herum und machte verschiedene Aufnahmen von den Hütten und den Bewohnern von Ngaiguli. R o u x ging inzwischen an einen nahegelegenen

Süßwassersumpf, von dem er später mit reicher Ausbeute zurückkehrte. Bluteigel, Kaulquappen, Wassermilben, Wasserwanzen und noch manches andere hatte er dort gefunden. Ich muß das hier besonders erwähnen, denn dieser Tümpel bei Ngaiguli blieb für uns auf den Arn-Inseln das einzige stehende Gewässer, wo wir eine reichere Fauna angetroffen haben. Die Sümpfe der Sagowaldungen haben wir verschiedene Male mit der größten Sorgfalt auf ihre Tierwelt untersucht und immer war das Resultat recht unbedeutend. Auch die Fauna der Moosrasen hat sich als sehr arm erwiesen.

Gegen Abend trafen wir noch alle Vorbereitungen für den kommenden Tag; doch der Himmel schien uns nicht gnädig gesinnt. Schwere Wolken zogen schnell heran und bald erhob sich vom Meere her ein furchtbarer Sturm, mit lautem Geprassel geht ein heftiger Regen nieder. Es war nicht ganz leicht, bei diesem Doppelkonzert von Sturm und Regen einzuschlafen. Um halb 11 Uhr abends, wir lagen schon lange in unseren Feldbetten, wurde draußen mehrmals an die Wand geschlagen. Ich war allein noch wach und stand auf, um nachzusehen, was die Ursache sei. Vor dem Eingang stand eine ganze Gesellschaft schnaubender, triefender Arunesen von wildem Aussehen; im Dunkel der Nacht machten sie einen ganz unheimlichen Eindruck. Sie wollten in unsere Hütte eintreten, was ich ihnen verwehrte, wußte ich doch gar nicht, was sie wollten, und merkte nur, daß sie nicht von Ngaiguli waren. Nach einigen Fragen erfuhr ich, daß sie von Feruni kamen: es waren die für morgen bestellten Träger. Sie waren schon jetzt herübergekommen und zwar statt sechs wie ausgemacht, zu zehnt. Zu dieser nächtlichen Stunde verlangten sie schon den Reis für den morgigen Tag, aus diesem Grunde waren sie wahrscheinlich auch nur herübergekommen. Ich weckte Piong und ließ ihnen ihre Rationen austeilen, damit morgen früh dadurch kein Verzug entstände; außerdem wären sie womöglich sonst wieder nach Feruni umgekehrt.

9. Februar. Um 5 Uhr stehen wir auf, um 6 Uhr sollte alles marschbereit sein. Unaufhörlich regnet es, der Himmel ist in einen gleichmäßig grauen, dichten Wolkenschleier gehüllt. Es sieht trostlos aus, und uns wird nichts anderes übrig bleiben, als den Abmarsch zu verschieben. Endlich gegen 8 Uhr läßt der Regen etwas nach, und wir beginnen rasch, die Lasten an die Träger zu verteilen. Im Augenblick sind Tragstangen und Lianen aus dem Walde geholt; es ist interessant zu sehen, wie die Leute mit aller Selbstverständlichkeit sich die geeigneten Materialien zusammensuchen und zurecht machen. Da liegt viel Urwüchsigkeit drin; man sieht, die Menschen hier leben in innigem Konnex mit der Natur. Je zwei Lasten werden aufeinander gebunden und dann in der Mitte der Tragstange befestigt, so daß sich das Gewicht gleichmäßig auf die beiden Träger verteilt. Den Arunesen



Arunesen der Westseite in Dobo.



Inlandarunesen.

schien die ganze Sache großen Spaß zu bereiten, denn bei dem Ausprobieren und Zurechtmachen des Gepäcks ging es nicht ohne Scherz und Gelächter ab: wenn zwei ihre Lasten gemeinsam tragen wollten, so engagierten sie sich gegenseitig, gerade wie bei uns zu Lande die jungen Leute in der Tanzstunde. Um halb 10 Uhr ist alles marschbereit bis auf einige Lasten, für die die Träger noch fehlen, denn die Leute von Fatural waren bis jetzt nicht erschienen. Drum sandte ich einen Boten dorthin und bat den Guru, den Leuten von Fatural ihre Lasten zuzuteilen und sie uns nachzusenden; wir selbst machten uns mit der ganzen Karawane, 65 Mann hoch, auf den Weg. Die Träger ließen wir vorangehen, um sicher zu sein, daß nichts unterwegs verloren ging. In einigem Abstand folgten wir, dann kam der Korporal mit seinen Soldaten, und den Beschluß machte der Patti, die Orang-kajas von Ngaiguli und Feruni und unsere Diener.

Wir marschieren in ungefähr östlicher Richtung; der fußbreite, ausgetretene Weg führt uns zunächst wieder an Maispflanzungen vorbei, dann geht es abwärts durch einen Sagowald, den ein kleiner Bach bewässert; das Wasser ist infolge des starken Regens weit übergetreten, und es ist unmöglich, den Grund zu sehen; wir kommen nur langsam voran und müssen vorsichtig sein, um auf dem schlüpfrigen Boden nicht auszugleiten und unerwartet in ein Loch zu geraten. Jetzt betreten wir einen Wald von nur geringer Höhe, dessen Unterholz sehr dicht steht. Die Humusdecke, die den Kalkfelsen bedeckt, ist nur dünn, und damit wird auch der Vegetation eine gewisse Beschränkung auferlegt. Wir sehen hier zum ersten Mal einige Bambusen, und zwar ist es eine andere Art, wie die, die wir von Java her kennen, die auch längst nicht so hoch wird wie diese; ihr Rohr ist viel schwächer und wird infolgedessen viel weniger verwandt, wie im westlichen Archipel, wo das Bambusrohr beim Häuserbau, bei der Herstellung der verschiedensten Geräte, beim Brückenbau etc. eine so wichtige Rolle spielt. Auf den Aru-Inseln sind die Bambusen nicht sehr verbreitet, und nur selten erinnere ich mich, sie gesehen zu haben. Der Boden ist überall stark aufgeweicht, und das Buschwerk, das noch vom Regen trieft, durchmäßt uns gründlich. Bei dieser großen Feuchtigkeit wunderte es uns sehr, trotz eifrigsten Suchens keine einzige Schnecke finden zu können, während sie doch bei uns in Deutschland gerade nach dem Regen in großen Mengen herauskommen. Das mag wohl in verschiedenen Umständen seinen Grund haben. Wir müssen berücksichtigen, daß die Tiere hier überhaupt in einem viel feuchteren Klima leben, denn abgesehen von den Monaten Juli bis September sind die Niederschläge auf den Aru-Inseln, wie überhaupt im größten Teil des östlichen Archipels so häufig, daß im Innern des dichten Waldes der Boden selten trocken ist. Der durch einen Regen

verursachte momentane stärkere Feuchtigkeitsgehalt des Bodens wie der Atmosphäre ist daher für die Tierwelt von relativ geringerer Bedeutung. Doch diese Verhältnisse vermögen noch nicht allein die Seltenheit der Schnecken zu erklären, beruht sie doch vielmehr darauf, daß hier überhaupt verhältnismäßig wenige Arten von Landschnecken vorkommen und die auch nur in einer relativ kleinen Zahl von Individuen.

Nach Durchquerung eines größeren Sagowaldes kamen wir an eine große Alang-Alang-Savanne. Die Sonne, die plötzlich durch die Wolken brach, brannte auf uns nieder, während wir durch das hügelige Alang-Alang-Terrain vorwärts schritten. Der lehmige Boden war hier von rötlicher Farbe. In den Mulden zwischen den Hügeln stand das Gras am höchsten, und verstreut wuchsen dort kleine knorrig Eichen.

Über eine Stunde hatten wir uns durch das Alang-Alang durchzuarbeiten; zwischendurch rasteten wir, um vor allem den Trägern Ruhe zu gönnen; denn in der tropischen Mittagshitze Lasten zu schleppen, war auch für sie keine Kleinigkeit. Wir waren schon an sich erstaunt, wie ausdauernd sie bisher gewesen und wie schnell sie voran kamen. Auf dem Weitermarsch hatten wir noch eine etwas schwierige Traversierung eines kleinen Flusses, der auch stark über die Ufer getreten war. Der Übergang bestand in einem Baumstamm, der etwa einen Meter unter dem Wasserspiegel quer lag, aber auf beiden Seiten nicht dicht bis an die Ufer heranreichte; man mußte also versuchen, in einem großen Sprung den Stamm zu erreichen, um dann auf diesem vorsichtig weiter zu balancieren. Glücklicherweise vollzog sich alles ohne Unfall. Gegen halb 3 Uhr waren wir an einer Lichtung, die mit Mais, Bananen und Caladium bepflanzt war, und dabei stand eine ärmliche, halb zerfallene Hütte. Dieser Kabon mußte wohl zu einem Dorf gehören; dabei war uns gesagt worden, daß zwischen Ngaiguli und Popdjetur, dem Ziel unserer Wanderung, weiter kein Kampong liege. Bald darauf kamen uns einige Inlandarunesen entgegen, und da erfuhren wir denn, daß wir schon vor Popdjetur waren. Es war uns viel weiter angegeben worden.

Die Arunesen sind durchaus nicht imstande, genauere Angaben über Entfernungen zu machen, was ja auch eigentlich nicht zu verwundern ist, denn Zeitangaben außer Morgen, Mittag und Abend kennen sie nicht. Sie unterscheiden nur zwischen nah und fern, und das sind eben doch sehr dehnbare Begriffe, wie wir auch des öfteren erfahren mußten. Wenn uns z. B. gesagt wurde, ein Dorf, zu dem wir hin wollten, liege nahe, so hatten wir manchmal noch zwei Stunden bis dahin, und erst später bekamen wir heraus, daß wenn wir wissen wollten, ob ein Dorf wirklich nahe liege, wir fragen mußten, ob es in Rufweite sei. So lebt der Arunese gewissermaßen unabhängig von Raum und Zeit: diese beiden Begriffe spielen in seinem Leben keine große Rolle!

Popdjetur liegt am Rande des Waldes, von Alang-Alang umgeben. Es besteht aus zwölf Hütten, von denen neun nahe beieinander liegen; zwei weitere sind im Bau und eine kleine Hütte ebener Erde dient als Ruma-kommissie, d. h. als Haus für den Regierungsbeamten, oder auch als Gemeindehaus. Man findet ein solches in vielen Dörfern, namentlich der Ostseite, seltener im Inland; es hat vor allem den Zweck, dem Kontrolleur auf seinen Rundreisen Unterkunft zu bieten. In Popdjetur war es sehr klein und bot nicht allzuviel Schutz, denn zwischen den etwa anderthalb Meter hohen Wänden und dem Dach war ein großer Zwischenraum, durch den der Wind kräftig hineinblies. Es war selbstverständlich, daß auch wir die Ruma-kommissie bezogen; wir konnten nicht daran denken, eine der Hütten zu okkupieren, denn diese, wie ihre Bewohner waren unglaublich schmutzig, und es kostete schon einige Überwindung, uns im Freien an den widerwärtigen Geruch, der von ihnen ausging, zu gewöhnen. Die Arunesen von Popdjetur hatten außer dem Kontrolleur noch nie einen Weißen zu Gesicht bekommen. Nun verfolgten sie mit großer Neugierde, wie wir uns in unserer neuen Wohnung installierten. Die niedrigen Wände der Hütte waren unseren Zuschauern sehr willkommen, ja man hätte fast behaupten mögen, sie seien eigens zu ihrer Bequemlichkeit so niedrig gelassen worden. Es gab allerdings auch Merkwürdiges für sie zu sehen; aus einem nicht umfangreichen Sack entfaltete sich in zwei Minuten ein Feldbett, aus einem Korb wurden die verschiedensten Gefäße, Teller und Bestecke ausgepackt, die Manipulation des Händewaschens und das Schäumen der Seife erweckte allgemeine Sensation, und als ich mein photographisches Stativ, dessen einzelne Teile ineinander steckten, auszog, erzielte ich damit einen ungeahnten Beifall und mußte dieses Manöver mehrmals wiederholen! Man gewöhnt sich an vieles und so auch daran, bei allem, was man tut, von einer neugierigen Menge umgeben zu sein, und es bedurfte schon ganz besonderer Schlaueheit, wenn wir uns von dem Hause entfernen wollten, ohne mindestens von einigen Arunesen-jungen bemerkt und verfolgt zu werden.

Eine Stunde nach uns kamen die Leute von Fatural mit dem Rest unseres Gepäcks; auch ihr Orang-kaja war mitgekommen. Zunächst fragte es sich jetzt, ob wir einen Teil der Arunesen, die uns hierher als Träger gedient hatten, zurückbehielten, oder ob wir sie entlassen sollten. Viele von ihnen schienen zum Bleiben keine allzu große Lust zu verspüren, sie verlangten Auszahlung, um nach ihren Dörfern zurückzukehren. Bevor ich darauf einging, ließ ich den Häuptling von Popdjetur kommen und fragte ihn, wieviel Männer er uns für den Weitermarsch zur Verfügung stellen könne. Die Antwort lautete befriedigend; wir mußten dann allerdings mit etwas weniger Leuten auskommen, aber dafür verringerte

sich auch ständig der Vorrat an Lebensmitteln. Jeden zweiten Tag wurde ein Mann frei. Ein Träger konnte z. B. ein halbes Pikol Reis tragen, das sind etwa 30 Kilogramm oder etwa 50 Tagesrationen, dabei wurden durchschnittlich täglich 38 Rationen ausgegeben. Andererseits kamen fortwährend neue ethnographische und zoologische Objekte hinzu; immerhin durften wir die Zahl der arunesischen Träger reduzieren. Wenn wir die Leute aus den Küstendörfern hier behielten, hätten wir sie verpflegen müssen und der Lebensmittelvorrat wäre zu schnell erschöpft gewesen. Ich zahlte also den drei Orang-kajas den Sold für ihre Leute aus; sie erhielten pro Mann 25 Cent für den Tag und kehrten noch am gleichen Abend nach Hause zurück.

Die Bewohner von Popdjetur haben sich erst vor wenigen Jahren auf Veranlassung des Regierungsbeamten hier niedergelassen. Ehedem lebten sie wohl schon in Hütten, die aber weithin verstreut lagen. Auf den Aru-Inseln liegen die Verhältnisse im Inland anders wie an der Küste, denn es gibt da nur vereinzelte Kampongs, die aus einer größeren Zahl von Hütten bestehen. Die Wohnungen der Arunesen eines Stammes liegen oft weit auseinander im Walde verstreut und erst neuerdings haben einige auf Veranlassung des Kontrolleurs ihre Hütten näher zusammengebaut. Damit besteht auch erst für den Regierungsbeamten die Möglichkeit, die Bewohner des neu entstandenen Dorfes zu veranlassen, aus ihrer Mitte einen Häuptling zu wählen, der dann als solcher von dem Kontrolleur, ja später sogar von dem Residenten in Ambon offiziell anerkannt wird. Hierdurch ist zugleich der erste Schritt getan, um die Bewohner eines Distrikts der Botmäßigkeit der niederländischen Regierung zu unterwerfen und dem Regierungsbeamten eine gewisse Kontrolle zu ermöglichen.¹

Der Häuptling von Popdjetur, wie der meisten Inlanddörfer, wird als Orang-tua bezeichnet, er ist das offiziell anerkannte Oberhaupt des Stammes; neben ihm gibt es in größeren Dörfern vielfach noch einen Tuwan negri, der oft größeres Ansehen genießt wie der Orang-tua. Der Orang-tua hat kleinere Streitigkeiten zu schlichten, die Steuern einzutreiben, für Ordnung und Gehorsam gegenüber der Kompanie Sorge zu tragen; dem Tuwan negri dagegen unterstehen mehr die internen Geschäfte, er ist der Berater in allen Familienangelegenheiten und vertritt die Interessen seines Dorfes bei allen Verhandlungen

¹ Um einer verkehrten Deutung vorzubeugen, möchte ich bemerken, daß der Name Kontrolleur in Niederländisch-Indien zur Zeit der Ostindischen Kompagnie angekommen ist. Die Kontrolleure waren diejenigen Regierungsbeamten, die neben der Verwaltung ihres Distriktes auch noch die Kontrolle über die von der Regierung verpachteten Kaffeepflanzungen hatten und darüber wachen mußten, daß keine Unterschlagungen vorkamen.

mit anderen Stämmen. Doch lassen sich die Machtbefugnisse der Häuptlinge nicht genau formulieren, sie wechseln auch sehr je nach dem Ansehen, das diese bei ihren Stammesangehörigen genießen. In den Küstendörfern ist meist der Orang-kaja der offizielle Häuptling des Dorfes und der Orang-tua vertritt mehr die Stelle des Tuwan negri. Doch auch hierbei gibt es alle möglichen Variationen, was sich damit erklärt, daß es eben ursprünglich bei den Arunesen überhaupt keine Häuptlinge gegeben hat. Erst mit der Einführung der Häuptlingswürde wurden den Inhabern derselben bestimmte Titel beigelegt; sie sind Völkern entlehnt, die auf einer höheren Kulturstufe stehen, bei denen auch ein ausgebildetes Verwaltungssystem existiert, wo also jedem einzelnen Titel auch ein bestimmtes Amt entspricht.

Vor einem Jahr waren die Leute von Popdjetur noch an Kämpfen gegen die Regierung beteiligt. Schon seit längerer Zeit hatte ein Lenggam, das ist ein Prophet, einen großen Teil der Inlandarunesen von Terangan aufgehetzt; es war ein Mann, der bei den Arunesen in großem Ansehen stand, er predigte den heiligen Krieg gegen die Christen und gegen die Regierung. Die Leute von Popdjetur, von Feruni und verschiedener Distrikte im Inneren von Terangan waren Anhänger des Lenggam und der Tifloloi griff immer mehr um sich. Tifloloi (Trommelschlagen) wird eine derartige Erhebung genannt, weil dann Gongs und Trommeln der Gottheit zu Ehren geschlagen werden. Als Kontrolleur du Cloux nach Terangan kam, hatte das Tifloloi schon soweit um sich gegriffen, daß die Küstenarunesen sich nicht mehr ins Inland wagten. Die Unsicherheit war hier zu groß. Von Ngaiguli unternahm der Kontrolleur eine Expedition, auf die ihn der damalige Kapitän der „Amboina“, Tissot von Patot, und ein Detachement Soldaten begleiteten. Herr Tissot hat über die Reise zusammen mit dem Kontrolleur einiges veröffentlicht. Seine Beschreibung über die Gefangennahme des Lenggam, der sich damals in Kongongai, einem Ort östlich von Popdjetur aufhielt, lasse ich hier in der Übersetzung folgen:

„Kongongai lag versteckt in einem teilweise aus Sagopalmen bestehenden Wald, der sich längs des Sungi Kolkol Wataluki, einem Seitensungis des Sergatu, hinzieht. Das Kampong bestand aus einem Haus und wurde etwa von 30 Menschen, von denen zur Zeit mehrere abwesend waren, bewohnt; das Haus wurde umzingelt und die Männer gefangen genommen. Nur Lenggam selbst weigerte sich, sich zu ergeben. Es war ein schöner Anblick, den kräftig gebauten, noch ziemlich jungen Mann dastehen zu sehen, mit Lanze, Bogen, Pfeilen und Klewang bewaffnet, hinter ihm versteckt seine Frau, mit einem Säugling im Arm. Trotz stand er da, ohne mit einem Muskel zu zucken, unbekümmert um alle Bedrohung mit Schusswaffen, gerade noch einem, der seinen weißen Verfolgern entschlüpft war, ein Zeichen gebend.

Zu allerletzt, als er alle seine Gefährten entwaffnet und den Weg nach dem nächsten Ausgang abgeschnitten sah, ergab er sich, nachdem er wiederholt dazu aufgefordert worden war.

Merkwürdigerweise besaß das Haus im Gegensatz zu allen sonstigen arunesischen Hütten an Stelle einer Treppe deren vier, ferner noch außen eine Plattform, einer Seitengalerie entsprechend. Das Inventar war selbst hier recht armselig; der ganze Reichtum bestand in fünfzehn Gongs, einem Elefantenzahn; weder Geld noch wertvoller Schmuck waren vorhanden. Arm- und Fußspangen aus Glasperlen und Messing, verschiedene Haarkämme aus Holz und Bein, mit Hahnenfedern oder Perlmutter verziert; lange kupferne Fetten, an denen die Seele des Menschen zufolge der Lehre des Lenggam zum Himmel aufsteigen soll, ebenso wie an den vorhandenen Fischschnüren, an die in Abständen Ohringe aus Weißmetall eingeflochten waren; ferner einige lange Bambusflöten . . . eine Anzahl grobirdener Schalen und Teller, von denen einige um das kleine Gotteshaus herum gestellt waren, das einige Meter von dem Wohnhaus entfernt stand und auf dem auch nur etwas Kupfergeld und einige Ohr- und Fingerringe aus Weißmetall lagen. Weiter stand noch in der Nähe des Hauses, anderthalb Meter über dem Boden, ein Sarg, aus zwei halben ausgehöhlten Baumstämmen bestehend; in diesem war ein Mitglied der Familie des Lenggam beigesetzt worden.“

Die Erzählung des Herrn du Cloux über den Aufstand war etwa gleichlautend, nur sagte er, habe der Lenggam im Cölibat gelebt, und die Frau, die hinter ihm stand, sei die eines anderen Arunesen gewesen. Ähnliche Begebenheiten, wo Propheten die Bevölkerung aufgehetzt haben, werden auch von früheren Zeiten berichtet.¹

Bis vor kurzem gab es im Inland noch einige Stämme, die überhaupt keine festen Wohnsitze kannten, die weder Häuser zu bauen, noch Anpflanzungen von Kulturgewächsen anzulegen verstanden. In den Wäldern streiften sie umher und lebten von der Jagd und den Früchten und Wurzeln wilder Gewächse, die sie im Walde fanden; ihre primitiven Lagerstätten bestanden aus Reisern, die sie auf dem Boden ausbreiteten, und einige Palmwedel, die an einen Baum angelehnt waren, bildeten das primitive Schutzdach. Im Innern von Terangan gab es zur Zeit unseres Aufenthalts nur noch ein paar arunesische Nomaden. Auf einer späteren Tour haben wir einige von ihnen zu Gesicht bekommen, die sich in ihrem Aussehen von den übrigen Inlandarunesen nicht wesentlich unterschieden.

Vor allem aber im Innern von Wokam gab es bisher noch zwei Stämme, die keine festen Wohnsitze kannten: die Gorngais und die Wolammer. Selbst die übrigen Arunesen

¹ Siehe bei Ribbe, Lit.-Verz.

kamen nur zum Zweck des Tauschverkehrs mit ihnen in Berührung, der sich auf folgende merkwürdige Weise vollzog. An einer bestimmten Stelle im Walde deponierten die Gorn-gais z. B. einen Paradiesvogel oder Salanganennester, das sind die eßbaren Schwalbennester; dazu legten sie primitive Modelle von Gegenständen, die sie dagegen eintauschen wollten, wenn dann die Küstenarunesen oder Händler kamen, zogen sie sich zurück und beobachteten aus der Ferne, daß sie bei diesem Handel nicht betrogen wurden, was übrigens dem beiderseitigen Interesse widersprochen hätte.

Dieser geheime Tauschhandel wird von verschiedenen Inlandbewohnern im Archipel betrieben. Man kennt ihn von Sumatra und von anderen Gegenden. Von Neu-Guinea ist etwas Ähnliches nicht bekannt und daher interessant, diese Sitten noch soweit östlich im malayischen Archipel anzutreffen. Leider war es uns nicht möglich, während unseres Aufenthalts auf den Aru-Inseln diese beiden Stämme aufzusuchen.¹

Den Nachmittag des Tages unserer Ankunft in Popdjetur verbrachten wir damit, uns mit den Bewohnern näher bekannt zu machen und versuchten, einige ethnographische Gegenstände zu erwerben; es gab hier manches, was wir in anderen Dörfern noch nicht gesehen hatten. Trotz allen Ekels vor den schmutzigen Gesellen bemühten wir uns, ihr Vertrauen zu gewinnen. Doch von irgendwelchem Tauschgeschäft schienen sie nichts wissen zu wollen. Wir zeigten ihnen Messer, boten ihnen Tabak an, auch gegen Geld wollten sie ihre Kostbarkeiten nicht hergeben. Doch mit einem Mal veränderte sich die Situation, als wir ihnen roten Kattun zeigten; die Wirkung war entschieden frappant, denn nun kamen die Leute von allen Seiten herbeigeeilt, bewunderten die schöne Farbe, prüften den Stoff auf seine Festigkeit, und kaum hatte einer begonnen, seine Halskette gegen ein Stück rotes Tuch ein-

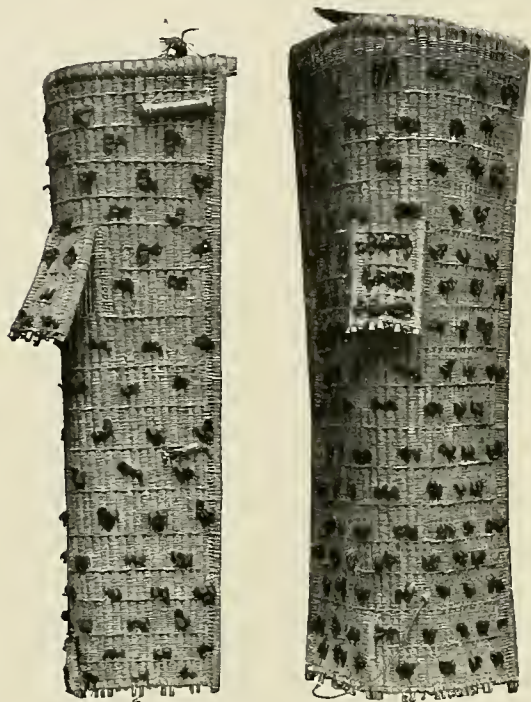
¹ Nach unserem Aufenthalt ist es Kontrolleur du Cloux gelungen, mit diesen beiden Stämmen zum ersten Mal zusammenzutreffen. Aus einem Brief, den er mir darüber schrieb, möchte ich hier einiges mitteilen: „Die Orang-Wolammer wohnen im Norden nahe bei dem Sungi Sisirwatu in einem kleinen Waldkampong nameus Fainwakwaka. Der Stamm besteht aus 15 Männern und ebensoviel Weibern und Kindern, sie sind offenbar erst seit kurzem hier ansässig und wohnen alle in einem einzigen Haus. Die Orang-Gorn-gai leben mehr im Süden von Wokam, sind noch sehr scheu, haben keine Hütten, ihre Lagerstätte besteht aus einigen Reisern und Palmblättern. Dieser Stamm besteht aus 35 Männern, Frauen und Kindern; in ihrem Aussehen unterscheiden sie sich nicht von den übrigen Arunesen. Sie sind sehr mager und schwächlich und waren ganz von Schmutz und Schlamm bedeckt. Zum Feueranmachen benutzen die Gorn-gais einen Feuerbohrer, wobei ein Holz in einem zweiten, das mit einer Aushöhlung versehen ist, solange herumgequirlt wird, bis bei der starken Reibung Funken entstehen, die mit Zunder dann aufgefangen werden.“ Ein ähnliches Feuerzeug haben wir auf den Aru-Inseln nie angetroffen; sonst wird allgemein mit Stahl und Stein Feuer geschlagen.

zutauschen, so kamen noch andere mit verschiedenen Gegenständen herbei, und bald stolzierte die halbe Bewohnerschaft von Popdjetur im feuerroten Tjedako — so heißt der Lendenschurz — einher, und wir waren auf diese Weise in den Besitz einer ganzen Anzahl arunesischer Schmuck- und Gebrauchsgegenstände gelangt. Die Halsketten werden aus bunten Glasperlen hergestellt, und an der Mitte der Kette hängt eine runde Scheibe aus Perlmutter; die Armbänder bestehen meistens aus einem hübschen, feinen Geflecht von Pandaneenfäsern, die gelb und schwarz gefärbt sind; auf diese verschieden breiten Bänder sind kleine Schneckenschalen oder Glasperlen in verschiedenen Mustern aufgenäht. Die Armbänder werden stets am Oberarm getragen, als Verschluss dienen kleine Knöpfe und Schlingen. Häufig sitzen diese Bänder so fest am Arm, daß er durch das Band förmlich eingeschnürt wird und die Muskeln auf beiden Seiten wulstartig vortreten. Am Handgelenk tragen einige Arunesen weiße Armbänder, die aus dem breitesten Teil einer Schneckenschale (*Trochus*) geschnitten wird, auf die verschiedene Ornamente eingraviert sind. Diese Armbänder werden auf Tiur, einer kleinen Insel nordwestlich von den Kei-Inseln, angefertigt, und gelangen von dort im Tauschverkehr nach den Aru-Inseln. Alles, was die Arunesen nicht selbst herstellen, hat für sie einen besonderen Wert, und infolgedessen entschließen sie sich auch höchst selten dazu, sich davon zu trennen. Die gleiche Erfahrung machten wir mit den metallenen Ohrringen, deren möglichst viele zu besitzen, ein Hauptstolz der Arunesen ist. Während unseres ganzen Aufenthalts auf den Aru-Inseln habe ich nur einen einzigen Ohrring und zwar hier in Popdjetur bekommen können.

Von den übrigen Gegenständen, die wir erwarben, möchte ich noch einen Kriegsschild erwähnen, der schon wegen seiner besonderen Form bemerkenswert ist, und weil außerdem etwas Ähnliches weder von Neu-Guinea, noch von den Molukken bekannt ist. Er ist einer der wenigen ethnographischen Objekte, die für die Aru-Inseln charakteristisch sind. Bei den Bewohnern von Popdjetur heißt dieser Schild „djabi“, weiter nördlich in Manumbai, also auf Kobroor, nennt man ihn „gnem“; auf der Ostseite hat er wieder einen anderen Namen. Auf den Aru-Inseln werden eine ganze Anzahl verschiedener Sprachen gesprochen, die nur wenig Ähnlichkeit miteinander haben; bei jeder einzelnen kann man nochmals mehrere Dialekte unterscheiden. Somit hat beinahe jedes Dorf seinen eigenen Dialekt, und nur die Bewohner benachbarter Gegenden können sich gut verständigen. Die Verhältnisse liegen hier ähnlich wie auf Neu-Guinea, wo auch jede Sprache nur ein beschränktes Gebiet, oft von nur wenigen Kilometern, umfaßt.

Der „djabi“ besteht aus zähen, gut gedrehten Schnüren, die um ein Gestell aus Rotang so fest herumgewickelt sind, daß kein Pfeil oder Speer durch dieses Flechtwerk hin-

durchzudringen vermag. Am oberen, hinteren Rand des Schildes ist ein Querbügel angebracht. Der Kriegsschild wird auf der linken Seite, die beim Kampfe nach vorne gerichtet ist, in der Weise befestigt, daß der Querbügel auf der Schulter ruht. Die linke Hand, die



Arunesischer Kriegsschild.

den Bogen hält, wird durch die Öffnung des Schildes gesteckt, mit der Rechten wird der Pfeil auf die Sehne aufgesetzt und der Bogen gespannt. Wenn dann der Arunese niederkauert, kann er seinen ganzen Körper bis auf den Kopf mit dem etwa meterhohen Schild decken. Auf der linken Seite vorne am Schild befindet sich eine Öse, in der der Klewang steckt, d. i. das kurze Schwert, das nur beim Nahkampf Verwendung findet. Aus der Art, wie der Schild gebaut ist, geht schon hervor, daß die Hauptwaffen der Arunesen Pfeil und Bogen sind. Keulen scheinen gar nicht zu existieren, und auch die Speere haben nur eine geringe Bedeutung. Sie werden hauptsächlich bei der Jagd verwandt, aber auch hierbei sind doch die Hauptwaffen wieder Pfeil und Bogen. Für die Bogen

werden verschiedene Holzarten, manchmal auch Bambus benutzt. Ihre Länge schwankt zwischen 1,20 und 2 Meter. Die Sehne besteht aus dem gespaltenen Stück einer Liane; jeder Bogen hat meistens zwei Sehnen, von denen nur eine in Benutzung ist, die andere als Reserve dient.

Die Pfeile sind größtenteils aus Rohr; an ihrem hinteren Ende sind zur Erhöhung der Flugsicherheit einige Federn befestigt; hier finden sich auch manchmal einige einfache Linienornamente; mit der Kerbe am Ende des Pfeiles wird dieser auf die Sehne aufgesetzt. Die Pfeilspitze ist nie aus dem gleichen Material wie der Schaft. Sie wird in diesen hineingesteckt und die Verbindungsstelle mit zähen Fasern umwickelt. Für die Spitzen werden verschiedene Hölzer gewählt, je nachdem die Pfeile zum Kampf oder zur Jagd verwandt werden. Die ersteren bestehen aus sehr hartem Holz; die Spitzen haben verschiedene Längen und sind einseitig oder auf beiden Seiten mit Widerhaken versehen. Verwundungen durch diese Pfeile sollen sehr gefährlich sein. Ein Soldat, der bei dem letzten Aufstand in

die Schulter getroffen wurde, erlag bald seinen Wunden. Soviel ich erfahren konnte, werden auf den Aru-Inseln keine Pfeilgifte verwandt. Die Pfeile mit den Hartholzspitzen werden zuweilen auch zur Jagd benutzt und außerdem speziell zur Jagd auf Wildschweine und Känguruhs Eisenspitzen, ferner Bambüsspitzen, Rochenstacheln und dreispitzige Pfeile mit Widerhaken zur Fischjagd. Die Paradiesvögel werden mit Pfeilen, die mit breiten Bolzen versehen sind, geschossen. Schließlich findet man noch kleinere Pfeile, die aus einem Stück bestehen und aus den Blattrippen der einzelnen Fiederblätter der Sagopalme hergestellt werden, ihr Vorderende ist sehr scharf und spitz; die Blattspreite wird entfernt bis auf ein kleines Stück am hinteren Ende des Pfeiles, das die Federn ersetzen soll. Diese Pfeile, die mit kleineren Bogen geschossen werden, fliegen ebenso wie die anderen äußerst sicher. Die Arunesenkinder benutzen sie viel als Spielzeug, aber auch die Erwachsenen bedienen sich ihrer häufig, um kleinere Vögel damit zu schießen. Da diese Pfeile schnell zurechtgeschnitten sind, gibt man sich nicht die Mühe, sie bei einem Fehlschuß zu suchen, was bei den anderen wohl der Fall ist. (Siehe Taf. XI.)

10.—12. Februar. Unsere zoologische Ausbeute fiel leider nicht so gut aus, wie wir erwartet hatten; die Gegend schien für unsere Zwecke nicht eben geeignet, und die Bevölkerung half uns nur wenig beim Sammeln. Wir waren erstaunt, vor allem so wenig Säugetiere hier zu finden; die Fallen, die wir abends am Waldesrand und am Wasser aufstellten, lieferten fast gar nichts; die Köder waren am nächsten Tage zu unserer Enttäuschung meistens nur mit einem ganzen Heer von Ameisen bedeckt; auch auf unseren Exkursionen sahen wir höchst selten ein Säugetier; unsere ganze Ausbeute beschränkte sich auf einige Ratten- und Mäusearten; sodann sahen wir noch die Fährten einer Art des schwarzen Waldschweins (*Sus papuanus*), das auf Neu-Guinea vorkommt. Die Vogelwelt war ungleich reichhaltiger, u. a. schossen wir verschiedene Arten von Fruchttauben (*Carpophaga pinon* und *zoeae*), Eisvögeln (*Halcyon macleayi*) und verschiedene Großfußhühner. Von Reptilien erhielten wir außer einigen Schlangen ein junges Exemplar des *Varanus indicus*, einer sehr lebhaften und hübschen Eidechsenart von schwarzem Grundton mit gelblicher Tüpfelung; diese Art ist auf den Aru-Inseln, sowie im ganzen Archipel sehr häufig; das größte Exemplar unserer Sammlung, das wir später erhielten, hatte eine Länge von über 150 cm.

In den Bächen und kleinen Flüssen in der Umgebung von Popdjetur fanden wir manches Interessante: Süßwasserfische, Krebse von ansehnlicher Größe und mehrere Arten von Süßwasserschnecken, deren Gehäuse mit Kalk überzogen war, der sich aus dem Wasser abgesetzt hatte. Am Rand eines Baches fingen wir einmal einen ganz kleinen Frosch von

7 mm Länge, so daß man daraus hätte schließen können, daß es sich um ein junges Exemplar handle, das sich eben erst aus der Kaulquappe entwickelt habe. Die genauere Untersuchung hat ergeben, daß wir hier den Vertreter einer bisher noch nicht bekannten Froschgattung (*Microbatrachus pusillus*) gefunden haben, die im erwachsenen Zustand diese Größe besitzt.

Im Gegensatz zu diesem Zwerg unter den Fröschen findet man hier einen Laubfrosch, der unsere deutsche Art an Größe weit übertrifft. Die *Hyla dolichopsis* ist auf den Aru-Inseln recht häufig. Dieser Frosch hat eine sehr laute Stimme, die kaum mehr als Gequake bezeichnet werden kann; als wir ihn zum ersten Mal aus der Ferne hörten, glaubten wir, es seien die Hunde eines benachbarten Dorfes, bis uns unsere Leute eines Besseren belehrten.

Am 10. Februar, dem Tage nach unserer Ankunft in Popdjetur, sandten wir zwei Arunesen an den Sungi Sergatu, die nachsehen sollten, ob unser Segelboot, die „Marie“, an der von uns bestimmten Stelle auf uns warte. Am Abend kehrten sie zurück und berichteten, kein Boot gesehen zu haben. Ich hatte kein rechtes Zutrauen in ihre Zuverlässigkeit und vermutete, daß sie garnicht bis zum Sungi gegangen seien. Darum sandte ich am nächsten Tage den Mandur mit zwei Kulis und einem Arunesen als Führer nach dem Sungi. Leider bestätigten sie nur die erste Nachricht, als sie am späten Abend zurückkehrten. Sie waren ein Stück weit den Sergatu entlang gegangen, doch hatten sie nichts von der „Marie“ gesehen. Das war nun allerdings für uns eine große Enttäuschung, denn wir konnten unter diesen Umständen nicht daran denken, weiter nach Osten vorzudringen; unsere Lebensmittel reichten dafür nicht aus. Ob allerdings die geplante Tour für unsere zoologische Sammlung von Nutzen gewesen wäre, schien uns jetzt auch sehr zweifelhaft, denn soviel ich vom Mandur erfuhr, führte der Weg bis zum Sungi Sergatu größtenteils durch Alang-Alang. Dieses Gelände hatte sich aber bisher in zoologischer Hinsicht als wenig ergiebig erwiesen. Noch aus einem anderen Grund konnten wir indessen nicht an den Weitermarsch denken. Mein Reisegefährte fühlte sich schon am zweiten Tage in Popdjetur wenig wohl; heftige Magenbeschwerden, Erbrechen und andere Erscheinungen machten es wahrscheinlich, daß es sich um eine Vergiftung handle; auch verschiedene unserer Träger erkrankten in ähnlicher Weise und zuletzt kam auch ich an die Reihe. Über die eigentliche Ursache dieser Vergiftung sind wir nie zur Klarheit gelangt, denn unsere Ernährungsweise war doch vollkommen verschieden von der unserer Leute. Es blieb am wahrscheinlichsten, daß unsere Diener das Wasser, das hier besonders trübe war, nicht lange genug gekocht hatten.

So mußten wir uns denn damit abfinden, in Popdjetur zu bleiben, und soweit es unser Zustand erlaubte, in die nähere Umgebung Ausflüge zu unternehmen. Mit den Dorfbewohnern suchten wir uns möglichst gut anzufreunden, aber allzuviel haben wir von ihnen über ihre Sitten und Gebräuche nicht in Erfahrung gebracht. Mit meinem photographischen Apparat erregte ich natürlich großes Aufsehen. Erst allmählich brachte ich die Leute soweit, daß sie ihre Furcht vor demselben überwandten, indem ich jedem, der sich photographieren ließ, nachher eine Handvoll Tabak gab. So konnte ich doch wenigstens einige Aufnahmen machen; allein freilich getraute sich keiner vor meinen Dämonenkasten und die Frauen ließen sich überhaupt nicht dazn herbei. Wir bekamen sie eigentlich kaum zu sehen. Sie mieden uns ängstlich, und wenn sie abends nach dem Sagowald gingen, um Wasser zu holen, sahen sie sich erst vorsichtig um, ob wir auch nicht in der Nähe waren.

Schon gleich bei unserer Ankunft in Popdjetur hatten wir den Patti gebeten, er möge veranlassen, daß die Bevölkerung gelegentlich einen Tanz aufführe. Wir dachten schon gar nicht mehr daran, als wir auf einmal am Abend des 12. — wir lagen schon in unseren Betten — lautes Trommeln, begleitet von Gesang und Geschrei, vernahmen. Unser Diener sagte uns, die Arunesen hätten vor, einen Tanz aufzuführen. Schnell erhoben wir uns; es war Vollmond und draußen alles hell erleuchtet. Nahezu die ganze Einwohnerschaft hatte sich, im Halbkreis hockend, zwischen zwei Hütten versammelt; auf der einen Seite saßen vier oder fünf Männer mit Trommeln, die sie mit aller Kraft abwechselnd mit den Fingern und der Handfläche in bestimmtem Takt bearbeiteten; einer hatte ein Gong, das er zu Anfang eines jeden Taktes anschlug. Diese monotone Musik begleiteten die Trommel- und Gongschläger und einige andere Männer mit einem Wechselgesang in kurzen Strophen. Allmählich schlugen sie immer stärker auf ihre Trommeln und schrieen immer lauter. Da betrat der Orang-tua den Platz, der in der Mitte frei geblieben war; er hatte sich nicht verkleidet; in jeder Hand hielt er ein helles Tuch und begann nun unter verschiedenen Arm- und Beinverrenkungen seinen Tanz; bald wirbelte er mit den Tüchern in der Luft herum und hüpfte dabei abwechselnd von einem Bein auf das andere, bald bewegte er sich wieder ganz langsam, ohne sichtlich die Füße vom Boden zu erheben. Je länger er tanzte, um so aufgeregter wurde er; seine Augen rollten und man konnte glauben, ein Gespenst vor sich zu sehen. Soviel ich erfuhr, sollte er auch einen Dämon repräsentieren. Gegen Ende seines Tanzes traten fünf Frauen auf, mit Sarongs bekleidet, ein Tuch um ihren Kopf. Sie standen in einer Reihe, bewegten sich kaum von der Stelle und machten langsame, drehende Bewegungen, wobei sie sich meistens im Schatten der einen

Hütte hielten, so daß wir kaum sehen konnten, was sie eigentlich taten. Der Tanz währte noch bis tief in die Nacht, wir warteten jedoch nicht sein Ende ab, sondern gingen zeitig wieder in unsere Hütte zurück. Der Höllenlärm, den die Arunesen aber draußen vollführten, war wenig geeignet, uns in den Schlaf zu singen.

13.—17. Februar. Am 13. hatten wir schönes Wetter; schon wegen unserer knapp werdenden Lebensmittel hätten wir nur noch wenige Tage hier bleiben können, darum entschlossen wir uns, ungesäumt nach der Küste zurückzukehren. Arunesen von Popdjetur nahmen wir als Träger mit, sie genügten zwar nicht für unser ganzes Gepäck, weshalb wir einen Teil der Kisten hier zurücklassen mußten und zwei Soldaten zu ihrer Bewachung. Der Mandur sollte am folgenden Tage mit unseren Trägern nach Popdjetur zurückkehren, um den Rest des Gepäcks zu holen. Nachts hatten wir übrigens auch immer einen Posten vor unserer Hütte, weniger der persönlichen Sicherheit wegen, als um darüber zu wachen, daß uns nichts entwendet wurde; denn es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn einer oder der andere Arunese, durch den Anblick der vielen nie gesehenen Gegenstände verlockt, nicht den heimlichen Wunsch gehabt hätte, sich einiges davon anzueignen.

Der Marsch nach der Küste war für uns in Anbetracht unseres geschwächten Zustandes recht anstrengend, die Hitze im Alang-Alang sehr drückend, so daß wir uns genötigt sahen, unterwegs öfters Halt zu machen. Ziemlich ermüdet erreichten wir am Nachmittag Ngaiguli, vom Guru freundlich empfangen. Unsere alte Wohnung stand wieder zu unserer Verfügung. Wir waren froh, hier in Ngaiguli wieder Hühner und Eier bekommen zu können; auch die Tauben und Großfußhühner, die wir von der Jagd mitbrachten, waren uns eine willkommene Abwechslung, denn die Büchsenkonserven waren uns, namentlich jetzt, wo wir uns nicht wohl fühlten, sehr zuwider.

Die nächsten Tage beschränkte ich mich auf kleinere Ausflüge in die Umgebung von Ngaiguli. Am Meere schoß ich einige Wasservögel; Strandläufer, Regenpfeifer und verschiedene Reiherarten sind hier am häufigsten. Diese sind verhältnismäßig leicht zu schießen; sie sind sehr gefräßig und wenn sie eifrig in dem seichten Wasser nach Fischen und Muscheln suchen, kann man ziemlich nahe an sie herankommen; merken sie aber, daß ihnen Gefahr droht, so laufen sie schnell weiter in das Wasser hinein, erheben sich in raschem Flug, wobei sie den kräftigen Seewind zum Aufstieg benutzen, und sind bald dem Blick entschwunden. Viel schwieriger ist es, sich den Regenpfeifern zu nähern, die viel aufmerksamer sind und auffliegen, bevor man noch auf Schußweite herangekommen ist. Mit schrillum Warnruf machen sie alle anderen

Vögel auf die nahende Gefahr aufmerksam, so daß auch diese eiligst das Weite suchen. Die kleinen, munteren Strandläufer sind am unvorsichtigsten. Man sieht meistens eine Anzahl beisammen, die possierlich anzusehen sind mit ihren kurzen, trippelnden Bewegungen; werden sie aufgescheucht, so erhebt sich die ganze Schar seewärts. Dicht über dem Wasser fliegen sie dahin, um bald in weitem Bogen wieder das Ufer zu gewinnen und sich wenige hundert Meter von ihrem Abflugsort niederzulassen. Es möchte vielleicht überflüssig erscheinen, daß ich die Strandvögel hier erwähne, sind uns doch nahe verwandte Formen dieser Arten von der Nordsee und überhaupt den europäischen Küsten gut bekannt. Aber das ist gerade das Überraschende: in Ländern, Tausende von Kilometern voneinander entfernt, finden sich nahezu dieselben Wasservögel wieder, während z. B. von waldbewohnenden Vogelarten der schwarze Ararakakadu (*Microglossus aterrimus*) oder der große Paradiesvogel (*Paradisea apoda*) und noch viele andere schon nicht mehr auf den nur 125 Kilometer weiter westlich gelegenen Kei-Inseln anzutreffen sind. Schon hieraus geht hervor, wie unterschiedlich die einzelnen Gattungen einer Tierklasse zu tiergeographischen Untersuchungen herangezogen werden dürfen. Ähnliches gilt für die Süß- und vor allem die Brackwasserfische. Namentlich bei letzteren muß unterschieden werden zwischen solchen, die vom Meere und denjenigen, die vom Süßwasser aus eingewandert sind, wenn man aus ihrem Vorkommen auf frühere Landverbindungen Rückschlüsse ziehen will.

Das Wetter war wenig beständig, namentlich nachmittags gingen oft stundenlang schwere Regen nieder, nur kurz vor Sonnenuntergang klärte es sich manchmal noch auf, und mehrere Male konnten wir hier die wundervollsten Sonnenuntergänge erleben. Dann erglänzte der ganze westliche Himmel in goldenem Licht, im Vordergrund am Strand sahen wir die charakteristischen tiefschwarzen Silhouetten der Pandaneen, daneben die hohen Casuarinen, durch deren fein verzweigte Kronen wie durch einen halbdurchsichtigen Schleier der Horizont durchschimmerte; über uns schwere Wolken in düsteren, blauschwarzen Tönen; nur auf der einen Seite, wo sie die Strahlen der untergehenden Sonne streifen, erscheinen sie in rosigem Schein. Doch schnell verschwinden die Farben, und bald blitzt hie und da ein Stern auf. Stechmücken surren um uns herum, sie wollen sich an warmem Menschenblut sättigen, und schon fühle ich die ersten schmerzenden Stiche, die sie mir mit ihren scharfen Mundwerkzeugen beigebracht haben. Rasch ziehen wir uns ins Innere unserer Hütte zurück, doch sie werden uns auch dorthin folgen, obwohl sie im allgemeinen das Licht meiden. Die munteren kleinen Geckos (*Hemidactylus frenatus*), die überall an den Wänden und an der Decke herumhuschen, tun ihr Möglichstes, die Zahl der Moskitos zu dezimieren. Immer

sind diese kleinen Eidechsen bei der Arbeit; von Zeit zu Zeit lassen sie ihre pfeifende Stimme ertönen, wie um ihre Feinde damit anzulocken. Noch einen anderen Hausgenossen hatten wir, der uns sicherlich auch in dem Vernichtungskampf gegen die Insekten beistand; es dauerte nur einige Zeit, bis wir ihn überhaupt auffanden. Öfter hörten wir seine Stimme, langgezogen und gleichförmig, fast wie das Geblök eines Lammes, auch wohl ebenso laut. Erst später fanden wir, daß diese Töne von einem kleinen gelbbraunen Frosch (*Hyla congenita*) herrührten, der sich in den Spalten der Wand zwischen den Gaba-Gaba-Stäben aufzuhalten pflegt.

Am Tage nach unserer Rückkehr hatte ich gleich wieder zwei Arunesen an die Mündung des Sungi Sergatu gesandt, um nachzusehen, ob die „Marie“ vielleicht dort auf uns warte; sie hatten sie aber nicht auffinden können. Da ich nicht länger über ihren Aufenthaltsort im unklaren bleiben wollte, und um überhaupt zu wissen, ob sie in den Sergatu eingefahren war, gab es nur das eine Mittel, hier von Ngaiguli direkt ein Boot zu entsenden. Doch auch das war nicht ganz einfach. Manche lange Beratung mit dem Orang-kaja war dazu erst nötig. Immer andere Ausflüchte machte er; bald hieß es, die Prau sei nicht in Ordnung oder die See sei zu unruhig, dann wieder, er könne keine Leute als Ruderer bekommen, alle weigerten sich, mitzugehen, da sie hinausführen, um Fische zu fangen. So vergingen zwei Tage, bis wir den Orang-kaja durch Androhung von Strafen und Versprechen von Geschenken soweit hatten, daß er uns ein Boot mit Bemannung zur Verfügung stellte. Zehn Arunesen waren nötig, um es einigermaßen rasch vorwärts zu bringen. Den Mandur sandte ich mit. Er hatte den Auftrag, nicht eher umzukehren, bis er die „Marie“ aufgefunden hatte, denn es war für uns tatsächlich beinahe eine Lebensfrage, daß wir das Segelboot, auf dem sich ein Teil unseres Proviantes befand, möglichst bald sichteten. Im anderen Falle mußten wir ein Boot nach Dobo senden, um Nachricht zu geben, daß uns der Regierungsdampfer, wenn irgend möglich, sofort abholen solle. Unserer Verabredung gemäß sollte die „Amboina“ erst am 25. Februar wieder vor Ngaignli eintreffen.

Wir waren inzwischen auch nicht untätig, unsere Sammlungen wuchsen zusehends. Wenn es die Zeit zuließ, untersuchten wir die Tiere, die wir erhielten, auf Parasiten, was sich oft in hohem Maße lohnte. Gerade in diesen Tagen wurde uns u. a. eine Schlange gebracht, in deren Innern wir eine ganze Sammlung von Schmarotzern fanden. An der Magenwand saßen zahllose Rundwürmer dicht nebeneinander, der Dünndarm war in seinem ganzen Verlauf außen mit vielen kleineren und größeren Blasen besetzt, die von Finnen herrührten, und in der Leibeshöhle fanden sich viele Zungenwürmer. Die reichste Parasitenausbeute

lieferten uns im allgemeinen die Vögel und zwar neben den Wasservögeln von Landvögeln vor allem die Papagaien. In den in verschiedenen Bächen aufgestellten Reusen fingen wir im Laufe der Zeit eine ganze Anzahl von Süßwasserfischen und ungeschwänzten und geschwänzten Krebsen. Auf den Scheren eines solchen fanden wir einmal einige ektoparasitische Würmer mit fünf eigentümlichen fühlertartigen Fortsätzen am Kopf; sie gehören zur Gattung *Temnocephala*, die hauptsächlich in den Tropen eine ziemlich große Verbreitung zu besitzen scheint. Ihrer Organisation nach erinnern die Temnocephaliden zum Teil an die Strudelwürmer,



Wichtige Beschäftigung.

zum Teil mehr an die parasitischen Saugwürmer, ohne sich ganz in die eine oder andere Ordnung einreihen zu lassen. So hat man sich veranlaßt gesehen, sie zu einer selbstständigen Ordnung der Plattwürmer zu erheben.

In diesen Tagen mußte ich wieder eine ausgedehnte ärztliche Tätigkeit entfalten. Verschiedene Leute litten an Fieber, mehrere Träger hatten Wunden, vor allem an den Füßen, die behandelt

werden mußten; der Orang-tua brachte mir sein Kind, das einen Hautausschlag hatte.

In der Nacht vom 16. auf den 17. kehrte der Mandur mit den Arunesen zurück; sie hatten die „Marie“ am Eingang des Sungi Sergatu aufgefunden, wo sie sich erst, wie der Mandur berichtete, seit gestern befand; sie wolle nun mit dem nächsten günstigen Wind nach Ngaiguli kommen. Schlauerweise hatte der Mandur einen Teil der Eßvorräte gleich in dem Boot mitgebracht. Gegen Abend des folgenden Tages sahen wir ganz in der Ferne in nördlicher Richtung ein Segelboot auftauchen; der Wind war schwach, und so kam es nur langsam voran.

18.—21. Februar. Am 18. in der Frühe erschien der Kapitän der „Marie“ vor unserer Hütte. Ich empfing ihn ziemlich ungnädig. Er behauptete, am Eingang zum Sungi Maikoor, einem großen Sungi nördlich vom Sungi Sergatu, auf uns gewartet zu haben. Wir konnten zunächst nicht verstehen, warum er unseren Anordnungen zuwider gehandelt hatte, erst später klärte sich die Sache teilweise wenigstens auf, als wir merkten, daß der Kapitän überhaupt nicht begriffen hatte, welchen Weg er nehmen sollte. So war es also ganz ver-

gebens gewesen, ihm seine Route auf der Karte auseinanderzusetzen, und deshalb sträubte er sich späterhin auch, mit uns in Gegenden zu fahren, die er nicht kannte. Erst allmählich war er davon zu überzeugen, daß wir uns an Hand einer Karte, mit Hilfe des Kompasses und durch häufiges Loten wenigstens in der Nähe der Küste und in den Sungis gut zurechtfinden konnten.

Der Wind war nur flau, und es schien kaum möglich, heute mit der „Marie“ auf See zu fahren; andererseits wollte ich jetzt, wo wir endlich im Besitz des Loggers waren, auch etwas von ihm haben. So entschloß ich mich trotzdem noch am Nachmittag zu einer kurzen Fahrt. Ich wollte mit den Matrosen wenigstens einstweilen die Handhabungen der Netze und sonstigen Apparate einüben. Sie benahmen sich hierbei sehr geschickt, und die ersten Dredgezüge, in 14 bis 16 Meter Tiefe fielen recht befriedigend aus. Am Morgen des 19. benutzte ich den günstigeren Wind und fuhr nach Ngaiboor, einem Christendorfe einige Stunden südlich von Ngaiguli. Denen, unser Diener, einige Träger und auch der Patti begleiteten mich. Roux mußte in Ngaiguli zurückbleiben; er litt immer noch unter den Folgen der Magenerkrankung von Popdjetur. Proviant wurde für mehrere Tage mitgenommen, da es unsicher war, wann wir zurückkehren würden.

Wir fuhren erst eine Strecke seewärts, in westlicher Richtung, um dann Kurs nach Süden zu nehmen. Ich saß auf dem Deck der Kabine, und während wir uns langsam vom Land entfernen, übersehe ich immer besser die Westküste von Terangan. Sie verläuft in ziemlich gerader Linie von Norden nach Süden. Im Norden sehe ich Feruni; hier reicht der Wald bis an die Küste heran. Weiter südlich zieht sich nur ein schmaler durchsichtiger Streifen von Casuarinen, Kokospalmen und Pandaneen am Strande entlang, dahinter beginnt gleich das Alang-Alang. Bei Fatural springen einige Felsen an der Küste vor, südlich davon tritt niedriger Buschwald bis an das Meer heran. In einiger Entfernung hinter Fatural erhebt sich ein sanfter Rücken, der zum größten Teil dicht bewaldet ist. Er verläuft in südwestlicher Richtung und bildet wahrscheinlich die Fortsetzung der Hügelkette, die wir auf dem Weg nach Popdjetur zu passieren hatten und die etwas nördlich von Ngaiboor nahe an die Küste tritt. Auch bei Ngaiboor ist das Terrain hügelig, und in weitem Umkreis um das Dorf dehnt sich wieder das Alang-Alang aus. Erst einige Kilometer südlich von Ngaiboor tritt hoher Wald bis ans Meer heran.

Nordwestlich von Ngaiboor ließ ich mehrere Male in Tiefen von 16 Metern die Dredge herunter, der Grund bestand aus gelbem, grobem Muschelsand. Hier fanden sich, wie zu erwarten war, abgesehen von einigen Hornschwämmen gar keine festsitzenden Formen.

Die Ausbeute bestand hauptsächlich aus Stachelhäutern, und zwar einer großen Zahl von Schlangensternen, vielen grellrot und gelb gefleckten Seewalzen, einigen sehr zerbrechlichen Haarsternen, dann aber auch aus vielen Krebsen und Borstenwürmern. Ein Dredgezug lieferte mehrere Lanzettfischchen (*Branchiostoma belcheri*), Vertreter jener interessanten Klasse von Tieren, die man als die Stammformen der Wirbeltiere zu betrachten pflegt. Wie Rundwürmer schlängelten sie sich hin und her, und, wurden sie in ein Gefäß gebracht, dessen Boden mit Sand bedeckt war, so wühlten sie sich schnell in denselben ein, um dann nur den Kopf schräg herauszustecken. Die Mundhöhle ist dicht mit Flimmerhaaren besetzt; mit diesen erzeugen sie einen starken Strudel, durch den alle kleinen Tiere und Pflanzen, die an der Mundöffnung vorbeitreiben, in dieselbe hineingerissen werden. Ich konservierte zunächst diejenigen Tiere unseres Fanges, die besonders empfindlich waren und für die ich befürchten mußte, daß sie sich nicht lange unter den veränderten Bedingungen in den Gefäßen halten dürften.

Vor Ngaiboer wurde der Anker geworfen; mit dem Patti zusammen ließ ich mich in dem kleinen Ruderboot, das zur „Marie“ gehörte, ans Land rudern. Hier empfing uns eine neugierige Menschenmenge, die uns schon die ganze Zeit, während wir vor Ngaiboer auf der See kreuzten, beobachtet hatte. Es war mir schon früher aufgefallen und jetzt bemerkte ich es wieder, daß der Patti gar nicht von der Bevölkerung begrüßt wurde und überhaupt weiter keine Beachtung fand, was mich vermuten ließ, daß er offenbar nicht in großem Ansehen stehe. Da war ich aber auf einen ähnlichen Fehler verfallen, wie er von Verfassern populär-naturwissenschaftlicher Schriften manchmal begangen wird, die z. B. bei Beschreibungen von Lebensgewohnheiten der Tiere diesen nur zu gern menschliche Gefühle und Motive beilegen. Auch ich hatte zunächst bei Beobachtung der Arunesen nicht genügend von den Sitten und Gewohnheiten der Kulturwelt abstrahiert. Die Arunesen pflegen sich nicht durch Verneigen, Händeschütteln oder Zungeherausstrecken zu begrüßen. Wenn der Patti z. B. das Haus des Orang-kaja oder sonst eines Arunesen betritt, so wird es das erste sein, daß dieser dem Patti sein Sirihkörbchen hinstellt, damit er sich bediene. Das ist der Willkommen, den der Arunese seinem Besucher bietet. Wie hier, so spielt das Betelkauen auch bei vielen Festen und Zeremonien eine große Rolle. Zum Beispiel besteht ein Teil der Hochzeitszeremonien darin, daß der Mann mit seiner jungen Frau zunächst Betel kaut.

Mit dem Patti zusammen gehe ich ins Dorf, zunächst zu dem Hause des Guru, den ich schon flüchtig in Ngaiguli kennen gelernt hatte. Er empfängt mich freundlich und bietet mir nach Beratung mit seiner Frau an, bei ihm zu wohnen, was ich gern

annehme. Hier bei dem Guru treffe ich auch den Orang-kaja von Ngaiboor, der einen viel intelligenteren Eindruck macht wie jener von Ngaiguli. Dann lerne ich noch den Guru von Sia kennen — Sia ist das einzige Christendorf nahe der Ostküste von Terangan — der eben hier zu Besuch ist. Er litt an Beri-Beri und wollte bei nächster Gelegenheit über Dobo nach Ambon fahren, um sich dort in ärztliche Behandlung zu begeben. Daher war er sehr erfreut, als ich ihm vorschlug, sich am 25. in Ngaiguli einzufinden, um mit uns auf dem Polizeidampfer nach Dobo zu fahren. Wie mir der Guru erzählte, war ein großer Teil der Bevölkerung von Sia an Beri-Beri erkrankt, und auch in Tafermaar, dem vierten Christendorfe an der Westküste, waren erst kürzlich drei Leute dieser Krankheit zum Opfer gefallen.

Die Beri-Beri ist in den Tropen und subtropischen Gebieten ziemlich häufig und hat auch im indischen Archipel eine große Verbreitung; sie tritt in verschiedener Weise auf. Bei der akuten Krankheitsform kann schon nach wenigen Tagen der Tod eintreten; die chronische Beri-Beri muß nicht tödlichen Ausgang zur Folge haben. Lähmungen der Beine und Wassersucht sind hierbei die häufigsten Erscheinungen. Über die Ätiologie der Beri-Beri existieren die verschiedensten Ansichten. Die einen halten sie für eine Stoffwechselkrankheit, andere glauben, einen bestimmten Krankheitserreger annehmen zu müssen. Nur so viel steht fest, daß sie meistens dort auftritt, wo viele Menschen unter ungünstigen klimatischen Verhältnissen eng zusammenleben, wie in Schulen, Gefängnissen, Kasernen und auf Schiffen, und schon oft sind Leute, die daran erkrankt waren, in gesündere Verhältnisse gebracht, wieder genesen. Da im Inland häufig mehrere Familien in einer Hütte zusammen wohnen, die dazu noch häufig in feuchten Niederungen gelegen ist, sind alle Bedingungen für ein Umsichgreifen der Beri-Beri gegeben. Obwohl sie sonst gerade in Küstenstrichen häufig auftritt, würde es sich doch auf den Aru-Inseln empfehlen, alle Bewohner möglichst an die Küste oder wenigstens an die Sungis zu ziehen, und die Arunesen zu veranlassen, sich auf eine größere Zahl von Hütten zu verteilen. Der Kontrolleur und auch die ambonesischen Missionslehrer bemühen sich, wie schon erwähnt wurde, darauf hinzuwirken.

Gerade hier in Ngaiboor scheint der Guru bei der Bevölkerung großen Einfluß zu besitzen. Das Dorf macht einen ganz anderen Eindruck wie die übrigen, da die Hütten ausnahmslos ebener Erde stehen; Pfahlbauten hätten hier nur wenig Wert, da das Terrain ziemlich hügelig ist und der Boden trocken und sandig. Es ist ein besonderes Verdienst des Gurn von Ngaiboor, die Arunesen dazu gebracht zu haben, von der Väter Sitte, die der Arunese sonst genau einhält, abzuweichen. Da die Herstellung dieser Hütten viel

weniger Arbeit macht, ließen sich die Arunesen auch dazu bestimmen, jeder für sich und seine Familie eine eigene Hütte zu bauen. Sie sind größtenteils kleiner wie sonst die Arunesenwohnungen, die Wände vielfach nicht aus Gaba-Gaba, sondern aus Atap, dem Material, aus dem im allgemeinen nur die Dächer bestehen, das aus den Blättern der Sagopalme hergestellt wird.

Auch die Wände in dem Haus des Guru waren aus Atap. Innen war es in mehrere Zimmer eingeteilt. Die Eingangstüre bestand aus zwei dicken Brettern; oben und unten war an jedem Brett je ein Zapfen stehen geblieben, denen in dem oberen und unteren Querbalken ein Loch entsprach. Die Türangeln waren hier nach dem gleichen

Prinzip konstruiert, wie z. B. bei den alt-etruskischen Steingräbern. Die Arunesenhütten haben im allgemeinen keine Tür. Das Dach steht meistens soweit vor, daß es, selbst wenn der Eingang seitlich ist, schon genügend Regen und Wind abhält. Allenfalls wird eine Matte an die Türöffnung gehängt.



Schuljugend von Ngaiboor.

Das größte Gebäude in Ngaiboor ist die Kirche; sie befand sich noch im Rohbau, aber es war erstaunlich, zu sehen, was hier die Arunesen unter Anleitung ihres Guru geleistet hatten. Der Bau war ziemlich hoch und mit Wellblech gedeckt. Der mittlere höhere Teil wird von acht Pfosten, säulenartig geschnitzt, getragen und eben war man dabei, das Innere gewölbeartig auszubauen. Während in den anderen Christendörfern ein und dasselbe Haus für Gottesdienst und Unterricht da ist, gibt es hier außerdem noch ein besonderes Schulhaus. Es steht nicht weit von der Kirche auf einem kleinen Hügel. Der Guru bat mich, ihn mit seiner Schuljugend zu photographieren, und als ich zusagte, lief er hin, schlug mehrere Male auf die große Trommel, die am Schulhaus hing, um die Kinder zusammenzurufen. Die

waren sehr erstaunt, daß sie nachmittags plötzlich zur Schule kommen sollten, denn im allgemeinen ist auch hier nur vormittags Unterricht. In einer Viertelstunde waren aber alle versammelt, eine große Schar Buben und Mädchen im Alter von sechs bis fünfzehn Jahren; nachdem sich alle vor dem Schulhaus gruppiert hatten, machte ich die Aufnahme. Die Erwachsenen auf dem Bild sind außer dem Guru von Ngaiboer zwei junge Ambonesen, die beim Guru wohnten und ihm in der Schule halfen, der Guru von Sia und der Orang-kaja. Darnach versammelte der Guru die Kinder im Schulhaus; hier mußten sie uns in malayisch verschiedene Lieder vorsingen. Das erste nach der Melodie „Die Wacht am Rhein“, und auch die übrigen kamen mir mehr oder weniger bekannt vor.

In den felsigen Strand von Ngaiboer hat die Brandung Gräben und Mulden eingefressen, in denen auch bei Ebbe etwas Seewasser zurückbleibt. Die Tiere, die man hier findet, haben sich den besonderen Bedingungen gut angepaßt und können ohne Schaden zu nehmen, eine Zeitlang das Wasser gut entbehren. Zum Teil haben diese Strandbewohner sich so fest in kleine Vertiefungen des Bodens verankert, daß es der stärksten Brandung kaum gelingen wird, sie von ihrer Unterlage loszureißen. So habe ich die größte Mühe, die hartschaligen Seeigel aus den kleinen Löchern intakt herauszubekommen, und verschiedene Arten von Taschenkrebsen, die ich aus engen Spalten herausziehen will, büßen lieber ihre Scheren ein, als daß sie nachgeben. Hornschwämme, verschiedene Muschelarten, Seewalzen u. a. m. fand ich noch hier in der Gezeitenzone.

Wir gehen in nördlicher Richtung am hier wieder sandigen Strand entlang; mit Vorliebe folgen wir stets dem Streifen, wo Schnecken und Muschelschalen, Tang u. a. zusammenliegt, was das Meer ausgeworfen hat. Ich fand hier zum erstenmal eine Anzahl von Spirulaschalen; sie mußten zum Teil schon länger auf dem Meere herumgetrieben sein, denn auf mehreren hatten sich kleine Rankenfüßer aus der Familie der Lepadiden angesiedelt. Die Lepadiden haben im Deutschen den irreführenden Namen Entenmuscheln erhalten. Tatsächlich gehören sie zu einer Gruppe niederer Krebse, deren Larven frei im Meere leben und erst nach Beendigung ihrer Entwicklung sich an Gegenstände heften, die an der Oberfläche schwimmen, um ganz fest mit ihrer Unterlage zu verwachsen.

Die Spirulaschale hat die Gestalt eines Posthörnchens, sie gehört zu einem Tintenfisch, der in 300—400 Faden Tiefe lebt. Diese gekammerten Schalen sind schon lange bekannt, nur wußte man nicht, welchem Tier sie angehörten. Das Tier selbst wurde zum ersten Mal in den siebziger Jahren auf der englischen Challenger-Tiefseeexpedition in der Nähe der Banda-Inseln gedregt und seitdem hat man nur noch ein paar Exemplare dieses Kopffüßers gefunden.

Die *Spirula* beansprucht ein besonderes Interesse, weil sie unter den zweikiemigen Kopffüßern als einziger lebender Vertreter eine gekammerte Schale besitzt. Sie bildet damit ein Gegenstück zum *Nautilus*, der schon erwähnt wurde, der einzigen noch lebenden Gattung der vierkiemigen Kopffüßer, ohne indes mit dieser näher verwandt zu sein. Schon äußerlich liegen die Verhältnisse bei *Spirula* ganz anders, denn das Tier sitzt nicht wie beim *Nautilus* in der letzten Kammer, sondern die Schale wird fast ganz von dem Weichkörper umgeben. Da die Kammern der Schale mit Luft gefüllt sind, so steigt sie, wenn nach dem Tod des Tieres der Körper zerfällt, an die Meeresoberfläche empor und wird häufig an die Küsten geschwemmt.

Zwanzig Minuten nördlich von Ngaiboor befindet sich der gleichnamige Sungi, der größte Süßwasserlauf der Aru-Inseln. An seiner Mündung ist er etwa 60 Meter breit. Vermutlich ist ein großer Teil der Wassermassen, die jetzt bei Ebbe schnell dem Meere zuströmen, vorher mit der Flut in den Sungi eingetreten. Die Hügel, die an den Sungi herantreten, sind von der Strömung wie abgeschnitten worden. Sie bestehen aus einem Tonstein von hellrosa Farbe. Etwa 20 Meter vom Sungi entfernt sind einige Tümpel, an deren flachen, schlammigen Ufern sich viele kleine Krebse aufhalten (*Uca*). Sie haben eine große und eine kleine Schere, die auffallend gefärbt sind, teils rot, teils gelb und weiß; ihr Rumpf ist dunkel und mit hellen Flecken gesprenkelt. In dem Augenblick, wo ich an das Ufer herantrete, sind sie verschwunden. Ich bleibe ruhig stehen und warte, ob sie nicht wieder erscheinen. Bald wird auf dem Boden hier eine rote, dort eine gelbe Schere sichtbar, und vorsichtig folgt der übrige Körper nach. Jetzt sitzt wieder jeder Krebs neben seiner Behausung, ja einige wagen sich etwas von der Eingangsöffnung weg. Ich stampfe mit dem Fuße auf, und wie an Gummibändern gezogen, schnellen alle in ihre Löcher zurück. Am Strande beobachtete ich häufig eine andere größere Art, gelber, kurzgeschwänzter Krebse, die es mit der anderen an Schnelligkeit aufnehmen konnten, sie hatten ihre Löcher in dem trockenen Sand, hielten sich aber meistens am Rand des Wassers auf, wo sie auf Beute fahndeten. Auch hier war es amüsant zu sehen, wie sie beim Nahen in größter Geschwindigkeit dem sicheren Versteck zueilten, oft so schnell, als ob sie vom Wind getrieben würden, und mit unfehlbarer Sicherheit ihre Löcher erreichten, auch wenn die Distanz 20 bis 30 Meter betrug.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang ging der Mond im Osten auf. Heute war Vollmond. Bald beschien er die ganze Landschaft mit seinem milden Licht und verlieh ihr einen eigenen Zauber. Mit dem Guru zusammen saß ich auf einer Bank vor dem Hause; wir unterhielten uns gut und rauchten dazu unsere Pfeifen. Soweit ich das Malayische

beherrschte, erzählte ich dem Guru allerlei von Europa, dem Zweck unserer Reise etc., und er dagegen allerlei, was ich von den hiesigen Verhältnissen wissen wollte. Uns gegenüber standen einige Bäume, in die ich hineinsah. Auf einmal blitzte in dem Laube ein Licht auf, bald noch eines und dann eine ganze Anzahl. Bald schienen sie langsam in der Krone des Baumes hin und her zu tanzen, wie Irrlichter, dann blieben sie wieder eine Zeitlang unbeweglich an einer Stelle. Es waren kleine Leuchtkäfer (*Pyrophanes appendiculata*), ähnlich unseren Glühwürmchen; einige flogen auch an uns vorbei, und es gelang mir leicht, eines davon zu erhaschen, denn sie fliegen sehr langsam. Ebenso wie bei unseren einheimischen Glühwürmchen sitzen die phosphoreszierenden Organe auf der Unterseite der letzten Hinterleibsringe. Die Männchen haben ein, die Weibchen zwei leuchtende Segmente und lassen sich an dem verschieden starken Licht, welches sie ausstrahlen, leicht unterscheiden; sie sind gleich groß und beide beflügelt. Das Leuchten besteht in einem intermittierenden Aufblitzen, das so zustande kommt, daß bei jeder Einatmung durch die Tracheen den Leuchtorganen frische, sauerstoffreichere Luft zugeführt wird; damit wird der Oxydationsprozeß der phosphoreszierenden Substanzen verstärkt, was mit einer intensiveren Lichtentwicklung verbunden ist.

Ich hatte noch vor, über Land nach Tafermaar zu gehen, aber nur, wenn es möglich war, daß die „Marie“ auch dorthin kam. Der Kapitän erklärte aber, der Wind sei eben nicht günstig, auf der Südseite sehr stürmisch und daher nicht ratsam, sich dorthin zu begeben. So sah ich davon ab, zumal ich meinen Reisegefährten nicht allzulange in Ngaiguli allein lassen wollte, und entschloß mich, schon am 21. wieder dahin zurückzukehren. Ich nahm vom Guru Abschied, dankte ihm für seine Gastfreundschaft, schenkte ihm einige Konserven und Tabak und gab ihm noch etwas Chinin für sein Kind, das von starkem Fieber befallen war. Vor der Abfahrt kaufte ich von den Arunesen einige Sirihkörbchen, Tabaketuis, eine Schlafmatte und verschiedene Körbe, verabschiedete mich von dem Orang-kaja und ließ mein Gepäck auf die „Marie“ bringen. In drei Stunden war ich wieder in Ngaiguli und froh, nicht länger weggeblieben zu sein, denn Roux war noch immer nicht wohl, lag zu Bett und klagte über heftige Magenschmerzen.

22.—27. Februar. Mit dem Vollmond war auch ein Witterungswechsel eingetreten; das regnerische Wetter, das nun wieder einsetzte, hemmte uns sehr in unserer Bewegungsfreiheit. Am 22. hielt es sich noch einigermaßen; ich konnte mit Piong einen Jagdausflug unternehmen. Von einem schmalen Pfad, dem wir anfangs folgten, bogen wir ab und drangen in den dichten Wald ein. Um nicht allzusehr von den vielen Lianen behindert zu sein,

mußten wir streckenweise in tief gebückter Stellung beinahe vorwärts kriechen. Der Wald war nicht sehr hoch, aber an manchen Stellen geradezu undurchdringlich; in wenigen Minuten war ich ganz durchnäßt, denn alles triefte noch vom Regen der vergangenen Nacht. Allmählich kamen wir in niedrigeren Buschwald, über den sich nur hier und da größere Bäume erhoben. Das war nun für die Jagd geeignetes Gelände, denn viele Vögel suchen mit Vorliebe solche vereinzelt stehende Bäume—auf, das Unterholz bot uns aber hinlänglich Deckung, um an die Bäume heranzuschleichen, nur stand es oft so dicht und hoch, daß der Ausblick sehr beengt war. Hauptsächlich kleine Vögel sahen wir in den Baumkronen, vor allem viele Sonnenvögel (*Nectarinidae*). Sie ersetzen hier in Indonesien die Kolibris. Wenn sie auch an Farbenpracht hinter jenen zurückstehen, so sind sie auch mit sehr schönen Farben geschmückt. Die Männchen einer hier häufigen Art (*Cinnyris frenata*) haben an Brust und Kehle einen dunkelblau schillernden Spiegel, auf der Bauchseite sind sie gelb gefärbt. Die Weibchen sind einförmig hellbraun. Die Nectariniden haben einen ziemlich langen, etwas nach unten gebogenen Schnabel; mit ihrer fadenförmigen Zunge holen sie den Honig aus den Blüten. Ich habe oft beobachtet, daß sie, um an die Blüten zu gelangen, sich durchaus nicht immer an sie klammern oder sich auf einen Zweig setzen, sondern sich oft durch schwirrende Bewegungen vor einer Blüte halten und so den Honig aus den Blumen saugen; sie machen damit den Schmetterlingen eine unliebsame Konkurrenz. Während ich dem munteren Spiel der Vögel und Schmetterlinge zusah, merkte ich, wie sich einen Ast entlang etwas Schwarzes vorwärts bewegte. Es war ein schwarzer Varan (*Varanus kordensis*), den wir bisher noch nicht gesehen hatten. Ich nützte den Moment aus und schoß die Eidechse schnell herunter. Diese Art wird nicht so groß wie ihr gefleckter Verwandter, besitzt einen sehr langen Schwanz und ist ganz schwarz, ohne irgend welche Zeichnung; ein gefleckter Varan wäre auch den Sonnenvögeln auf dem Baume gefährlich geworden, der schwarze begnügt sich mit allerlei Kerbtieren. Auf dem Rückweg kamen wir an verschiedenen, mit hohem Schilf bewachsenen Tümpeln vorbei. Wir waren schon fast vorüber, als vor uns fünf Wildenten aufflogen, von denen Piong eine erlegte (*Dendrocygna guttata*).

Gegen Nachmittag zogen schwarze Wolken am Himmel auf und bald ging ein schwerer Regen nieder, der die ganze Nacht anhielt; das Wasser überschwemmte bald alles und verschiedene Ströme drangen in unsere Hütte ein; da zeigte sich der entschiedene Nachteil des Ebener-Erde-Wohnens. Draußen heulte der Sturm, wir glaubten, er werde jeden Moment die Wände der Hütte eindrücken. Der Sturm hielt die folgenden Tage mit unveränderter Stärke an. Die „Marie“ war in der Nacht fortgefahren, an der offenen Küste durfte sie

sich nicht dem Sturme aussetzen. Ich sandte einen Kuli und einen Arunesen nach dem Sungi Sergatu, um nachzusehen, ob sie dorthin geflüchtet sei. Es war nicht der Fall; wie ich später erfuhr, war der Kapitän direkt nach Dobo zurückgefahren, und wir hatten nun keine Möglichkeit mehr, dorthin eine Nachricht gelangen zu lassen.

Am 25. sollte uns der Polizeidampfer in Ngaiguli abholen. Ob er kommen würde, schien bei dem anhaltenden Sturm zweifelhaft. Die „Amboina“ durfte es eben auch nicht riskieren, sich bei dem hohen Seegange der Küste zu nähern, auch wäre die Einbootung mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen. Auf jeden Fall mußten wir aber die Kisten und die übrige Bagage vorbereitend packen, wenn auch wenig Aussicht vorhanden war, daß wir am festgesetzten Datum von hier fort kamen.

Die letzten Tage unseres Aufenthaltes in Ngaiguli sollten sich in mancher Hinsicht wenig erfreulich gestalten. Unser Diener Deneu war schon seit mehreren Tagen unwohl, jetzt erkrankte auch Piong, verschiedene Soldaten und zwei Träger unter ähnlichen Erscheinungen wie vierzehn Tage vorher in Popdjetur. Unsere Diener sagten uns jetzt erst, sie hätten schon die ganzen letzten Tage keinen Reis mehr gegessen, da er verdorben sei, und sich ihre Speisen aus Bambusschößlingen, Kopra und jungen Blättern zubereitet. Daß der Reis die Ursache der Krankheit sei, schien uns wenig wahrscheinlich, da wir selbst auch davon aßen und er uns nicht geschadet hatte.

Die Lebensmittelfrage sollte in den folgenden Tagen noch einigermaßen kritisch werden. Unser persönlicher Vorrat an Salz, Zucker, Cakes und kondensierter Milch war zu Ende. Mit Salz half uns der Guru etwas aus, auf das übrige mußten wir verzichten, und nur dem Umstand, daß zeitweise wenig Konserven gebraucht worden waren, hatten wir es zuzuschreiben, daß uns noch einige für die folgenden Tage blieben. Viel bedenklicher stand es mit der Verpflegung der Leute; es war nur noch wenig Reis und Fisch vorhanden. Am 25. berichtete der Korporal, die Lebensmittel für die Soldaten und Gefangenen seien aufgezehrt! Da war guter Rat teuer. Wir rechneten aus, daß, wenn wir den vierzig Leuten noch heute und morgen volle Ration gaben, in zwei Tagen der ganze Vorrat erschöpft wäre. Wir konnten aber nicht wissen, wie lange sich unser unfreiwilliger Aufenthalt hier noch ausdehnte, darum blieb nichts anderes übrig, als von den Arunesen Sago zu kaufen und die Tagesration einem jeden zur Hälfte in Reis, zur Hälfte in Sago zu verabfolgen. Damit war wenigstens für die nächsten vier Tage gesorgt, und allzulange konnte der Sturm ja nicht mehr anhalten. Da ich es vermeiden wollte, wegen dieser Änderung in der Verpflegung mit den Kulis Unannehmlichkeiten zu bekommen, ließ ich sie alle zusammenrufen und setzte

ihnen die Situation auseinander: sie könnten entweder zwei Tage lang ihre volle Ration erhalten und müßten sich dann mit Sago begnügen, oder ich wollte ihnen von heute an ihre Portion halb so, halb so geben. Diesem zweiten Vorschlag stimmten sie zu.

Wie wir erwartet hatten, blieb die „Amboina“ am 25. aus. Auch in den nächsten Tagen waren die Aussichten recht gering. Der Wind blies in unverminderter Stärke, und die See wurde immer bewegter. Obwohl der Regen oft stundenlang aufhörte, schien sich das Wetter nicht bessern zu wollen. Öfters gingen wir herunter an den Strand, um Ausschau zu halten. In rasender Eile kamen die Wellen herangejagt, eine suchte die andere zu überholen. Höher und höher wuchsen sie an, um sich dann mit unbändiger Kraft in dumpfem Getöse zu überstürzen. Die Arunesenjugend amüsierte sich damit, sich in Einbäumen in das Wasser hineinzustoßen, um von der ersten kräftigeren Welle umgestoßen zu werden. Unten am Strand war auch das Bootshaus; zwei Boote lagen darin, eines, das im Gebrauch war, das andere stand noch im Bau. Ngaiguli ist mit der einzige Ort auf den Aru-Inseln, wo Prauen, und zwar nach dem Muster der Keinesenboote, gebaut werden. Der Orang-kaja von Ngaiguli leitete den Bau des Bootes; jeder Arunese hatte einen Teil desselben herzustellen, und damit wurde es Eigentum des Dorfes. Auch zu anderen Arbeiten, die der Allgemeinheit zugute kommen, werden alle erwachsenen männlichen Bewohner des Ortes herangezogen. So hatte ich früher beobachtet, wie eines Tages verschiedene Arunesen vor dem Schulhaus erschienen; jeder brachte ein Stück Atap mit, das er selbst hergestellt hatte, womit das beschädigte Dach ausgebessert werden sollte.

Wir besuchten in diesen Tagen noch verschiedene Arunesen in ihren Hütten und suchten einiges für unsere ethnographische Sammlung zu erwerben. Innerlich warteten wir mit Sehnsucht auf den Moment, der uns von unserem St. Helena befreien sollte. Wenn die „Amboina“ nicht bis spätestens morgen eintraf, war es nicht mehr möglich, dem Dampfer, der am 29. von Dobo abging, Post mitzugeben.

28.—29. Februar. Endlich schien das Wetter umgeschlagen zu haben, gestern Abend hatte der Wind etwas nachgelassen, heute war wieder schönster Sonnenschein. Die See schien sich allerdings nicht so schnell beruhigen zu wollen, dafür war sie in den letzten Tagen zu gründlich aufgereggt worden. Aller Wahrscheinlichkeit nach durften wir den Polizeidampfer morgen erwarten. Am Vormittag konnten wir auch endlich wieder eine Exkursion unternehmen; Roux und ich trennten uns bald, da wir verschiedene Ziele verfolgten. Ohne daß ich es wollte, hatte ich mich etwas weiter von Ngaiguli entfernt; um 1 Uhr — ich war vielleicht dreiviertel Stunden von Ngaiguli weg — hörte ich dreimal kurz

hintereinander ein schrilles Signal. Das mußte die „Amboina“ sein! So rasch, wie es in dem Dickicht möglich war, eilte ich nach Ngaiguli zurück, wo alle bereits mit Eifer dabei waren, das Lager abzubrechen und das Gepäck an den Strand herunter zu tragen.



Am Strand bei Ngaiguli.

Unerklärlicherweise fuhr die „Amboina“ an Ngaiguli vorbei nach Süden zu. Wie wir später erfuhren deshalb, weil der Kapitän, als ihm nicht gleich mit einem Signal vom Land aus erwidert wurde, annahm, wir seien in Ngaiboer. Kurz nach zwei Uhr war alles zum Einbooten bereit. Sowie wir unsere Wohnung verlassen hatten, drang die ganze Arunesenschar in die Hütte ein, und nun wurde das Innere derselben systematisch auf irgendwelche zurückgebliebene Kostbarkeiten untersucht. Flaschen, leere Konservenbüchsen, alte Gummiringe, Nägel u. s. w. wurden sorgsam gesammelt und um manches „Wertobjekt“ entspann sich ein heftiger Streit. Nun merkten wir erst, wieviel Gegenstände wir achtlos weggeworfen hatten, die uns noch gut als Tauschartikel hätten dienen können, aber wir bedauerten es weiter nicht, die hiesigen Arunesen sollten auch ein Andenken zurückbehalten an den Aufenthalt der beiden „Orang blanda“ in Ngaiguli!

Da wir wußten, daß sich auf der „Amboina“ kein größeres Ruderboot befand, ersuchten wir den Orang-kaja um dasselbe Boot, welches wir bei der Ausbootung benutzt hatten. Er erklärte zwar zunächst, bei dem hohen Seegang könne er es nicht hinausfahren

lassen, als wir aber energisch auf unserer Forderung bestanden, sah er sich doch veranlaßt, die Trommel zu schlagen, um die Bemannung des Bootes zusammenzurufen.

Um drei Uhr ist die „Amboina“ wieder nach Ngaiguli zurückgekehrt; sie hält ziemlich weit draußen, außerhalb der Brandungszone, etwa 800—900 m von der Küste entfernt. Wir lassen sogleich das Boot ins Wasser schieben. Zunächst soll ein Teil der Kisten und einige Träger auf den Dampfer hinübergebracht werden. In dem Augenblick, als das Boot zu schwimmen beginnt, werden die Kisten hineingelegt und nachher steigen die Leute ein. Die zehn Arunesen, die das Boot bedienen, haben harte Arbeit. Mit langen Stangen und Rudern suchen sie das Boot vorwärts zu stoßen und nur langsam gelingt es ihnen, gegen die heftige Brandung anzukämpfen. Jetzt erkennen wir erst, wie bewegt die See noch ist und verfolgen mit Spannung die Fahrt des Bootes. Bald scheint es beinahe senkrecht zu stehen, dann ist es hinter einem Wellenberge verschwunden und wir sehen, wie beständig Wasser geschöpft wird. Nachdem einmal die Hälfte des Wegs überwunden ist, kommt das Boot etwas schneller voran und erreicht dann glücklich die „Amboina“, die auch von den Wogen heftig hin- und hergeschaukelt wird.



Bei der Abfahrt.

Auf der zweiten Fahrt werden wieder eine Anzahl Gepäckstücke und mehrere Träger hinüberbefördert. Inzwischen verlässt das Ruderboot der „Amboina“, mit drei Leuten bemannt, den Dampfer und steuert der Küste zu. In einiger Entfernung vom Strand springt der eine von ihnen ins Wasser und sucht schwimmend das Land zu gewinnen, das

Boot fährt zum Dampfer zurück. Der Schwimmer wird von der starken Strömung ein gut Stück südwärts getrieben, erreicht aber mit großer Anstrengung den Strand. Er bringt uns Nachricht vom Kapitän, der uns sagen läßt, wir sollten so bald wie möglich mit dem Boot hinüberfahren, die See werde zusehends stürmischer, und er könne nicht dafür garantieren, daß er hier noch lange halten bleibe. Wir steigen also in das Boot, als es zum drittenmal hinausfährt; außer uns noch die Soldaten, einige Sträflinge und der Guru von Sia. Obwohl das Boot ganz besetzt ist, wird es doch wie ein Spielball von den Wellen hin- und hergeworfen; großartig war die Fahrt, wenn auch etwas unheimlich. Hoch über uns türmten sich die Wellen, wir wußten nicht, werden sie jetzt über uns hinwegschlagen oder werden wir darüber hinweg getragen, um dann mit mächtigem Schwung in ein Tal hinunterzuschießen. Immer mehr füllte sich das Boot mit Wasser, denn es war ganz unmöglich, soviel herauszuschöpfen, wie von den beständig überschlagenden Wellen hineingetrieben wurde. Endlich hatten wir die „Amboina“ erreicht. Es bestätigte sich, wie recht der Kapitän gehabt hatte; das Meer wurde immer bewegter. Er trieb die Arunesen an, sich möglichst zu beeilen, den Rest des Gepäcks und die noch fehlenden Leute herüber zu befördern. Diesmal sollte das Boot jedoch nicht mehr das Schiff erreichen; mitten auf der Fahrt wurde es von einer gewaltigen Welle gepackt, kenterte, und Menschen sowie Gepäck fielen in das Meer. Der Kapitän erklärte, keine Hilfe leisten zu können, mit dem Dampfer dürfe er sich nicht näher an das Land heranwagen, und das Boot der „Amboina“ wäre zu klein, um jetzt erfolgreich gegen den wütenden Sturm anzukämpfen. Wir sahen noch, daß ein Teil der Leute schwimmend das Ufer erreichte, ob alle, blieb ungewiß; es war aber unmöglich, länger zu warten, zumal die Arunesen keine Anstalten trafen, die Fahrt nochmals zu wagen. So verließen wir Ngaiguli gegen halb 7 Uhr abends, zwei unserer Diener, den Patti von Wangil, sechs Träger und drei Gefangene zurücklassend. Nach stürmischer Fahrt erreichten wir Dobo um halb 4 Uhr nachts. Hier war die See spiegelglatt. Erst jetzt im sicheren Hafen ließ sich feststellen, was von unserem Gepäck verloren war. Unser Zelt, die Feldbetten, zwei Gewehre, verschiedene Kochgerätschaften und ethnographische Gegenstände fehlten. Nun erfuhren wir auch erst, daß verschiedene Leute, die sich in dem verunglückten Boot befunden hatten, nicht schwimmen konnten.

Aber ein Unglück kommt nie allein, das schien sich auch hier zu bewahrheiten. Der Kapitän der „Amboina“ hatte uns schon unterwegs erzählt, es habe während unserer Abwesenheit in unserer Wohnung gebrannt. Sogleich nach unserer Ankunft fuhren wir an Land, um uns den Schaden zu besehen. In der Wohnung trafen wir die Soldaten, die dieselbe

zu bewachen hatten. Über die Ursache des Brandes befragt, zeigten sie uns einen unserer Blechkasten, der, wie sie behaupteten, von selbst in Brand geraten sei. Viel wahrscheinlicher war, daß einer der beiden Soldaten etwas glühende Zigarettenasche oder ein Streichholz achtlos in den mit Alkohol gefüllten Blechkasten hatte fallen lassen. Glücklicherweise hatte sich außer einer allerdings großen, schönen Seeschlange, die uns kurz vor unserer Abreise gebracht worden war, nichts in dem Kasten befunden, und Glück im Unglück mußten wir es nennen, daß das Feuer nicht weiter um sich gegriffen hatte, denn dicht neben dem Blechkasten stand die Kiste mit Patronen und Pulver. Wie leicht hätte es da zu einer furchtbaren Explosion kommen können. Wir nahmen uns diesen Unfall zur Lehre und ließen noch am gleichen Tage unsere Munition in die Wohnung des Kontrolleurs bringen, wo sie an einem feuersicheren Platze aufbewahrt wurde.

Da der Postdampfer einen Tag Verspätung hatte, konnten wir noch die Post, die inzwischen für uns eingetroffen war, beantworten. Die nächsten Tage waren wir ganz mit dem Verpacken unserer bisherigen zoologischen und ethnographischen Ausbeute beschäftigt. Während unserer Abwesenheit waren auch verschiedene Tiere für uns gesammelt worden, u. a. ein schöner, großer Varan (*Varanus indicus*); diese Eidechsen sind sehr gewandt und lebhaft, und wir mußten sehr achtgeben, daß unser Exemplar, welches wir eine Zeitlang lebend hielten, uns nicht entwischte. Ferner war uns ein kleines Beuteltier (*Dactylopsila trivirgata*) gebracht worden, es war schwarz und weiß längsgestreift und stammte aus Samang, einem Dorf an der Westküste von Wokam. Wir mußten annehmen, daß es schon längere Zeit in Gefangenschaft gehalten worden war, denn es war gar nicht scheu; andererseits hatte es aber auch durchaus nichts Zutunliches und wenn sich einer von uns mit ihm abgab, kümmerte es sich kaum darum. In ihrem Aussehen erinnert die *Dactylopsila* an ein Eichhorn, auch trägt sie ihren buschigen Schwanz in der gleichen Art; an Lebhaftigkeit steht sie ihm, wenigstens nach unserem Exemplar zu schließen, bedeutend nach.

Dobo war in diesen Tagen wieder sehr belebt. Die „Prätoria“, der Dampfer der australischen Perlfischer, lag hier vor Anker; infolgedessen ging es in den Häusern vorne am Quai, die den Australiern gehören, recht lebhaft zu. Die Kapitäne und Manager, die monatelang auf den Schonern ein einförmiges Leben führen, benutzen die Gelegenheit, sich hier in der „Großstadt“ Dobo etwas auszutoben. Mit dem letzten Dampfer von Ambon war auch Herr C. Schmid, den wir von Makassar her kannten, eingetroffen; während unseres Aufenthalts auf den Aru-Inseln trafen wir noch öfters mit ihm zusammen. Er war uns stets ein willkommener Besuch, mit dem wir manchen Abend gemütlich verplaudert haben.

Herr Schmidt unterrichtete uns immer über die neuesten Weltereignisse. Es ist übrigens auffallend, wie allmählich das Interesse dafür erlahmt, wenn man so abseits von der Welt lebt. Unsere Tätigkeit nahm auch unsere Zeit vollauf in Anspruch, und dann erhielten wir die Nachrichten zu selten, und die meisten Begebenheiten, die vielfach nur ein Augenblicksinteresse haben, lagen schon zu weit zurück.

Erst am 3. März fuhr die „Amboina“ wieder nach Ngaiguli, um diejenigen von unseren Leuten, die zurückgeblieben waren, abzuholen. Mit Ungeduld erwarteten wir ihre Rückkehr. Erst am 5. kehrte sie wieder nach Dobo zurück, glücklicherweise mit allen Leuten, die gefehlt hatten. Was wir vermutet hatten, bestätigte sich jetzt: bei dem Bootsunglück hatten die Leute in größter Lebensgefahr geschwebt, und einer unserer Diener und zwei Träger wären ertrunken, wenn sie nicht von Arunesen gerettet worden wären. Unsere Betten und Zelte hatten zwei Tage im Meere gelegen, waren dann aber an den Strand geworfen worden. Erfreulicherweise waren sie nicht sehr beschädigt, nur das Holz war stark gequollen. Am schmerzlichsten war der Verlust der einen Flinte, und auch die zweite, gerettete war unbrauchbar geworden; es hatte sich so viel feiner Sand in das Schloß hineingesetzt, daß es unmöglich war, es zu öffnen. Es blieb uns also nur noch der Drilling, den wir hier in Dobo in Reserve zurückgelassen hatten, und der Karabiner, den wir jedoch nur selten verwenden konnten. Diese starke Reduktion unserer Schießwaffen war besonders nachteilig für unsere Vogel- und Säugetier-Ausbeute und um Gewehre von Surabaja nachkommen zu lassen, war es leider zu spät. Wenn wir auch mit dem nächsten Dampfer, der Ende März abging, nach Surabaja schrieben, konnten wir die Gewehre erst anderthalb Monate später erhalten; dann war aber unser Aufenthalt auf den Aru- und Kei-Inseln schon fast zu Ende.

Der Sturm, der mit kleinen Unterbrechungen nun schon seit dem 23. Februar wütete, schien sich noch immer nicht legen zu wollen; wir konnten in den nächsten Tagen nicht daran denken, von Wammer, der Insel, auf der Dobo liegt, eine größere Tour zu unternehmen. Auch war die „Amboina“ für die nächste Zeit lahmgelegt; durch die stürmischen Fahrten der letzten Tage war die Maschine beschädigt worden und ihre Reparatur sollte längere Zeit in Anspruch nehmen. So mußten wir uns darauf beschränken, soweit es das Wetter gestattete, die Insel Wammer nach verschiedenen Richtungen zu durchstreifen; sie war groß genug, um uns auf unseren Touren genügend Abwechslung zu bieten.

Die Waldungen, die Wammer beinahe ganz bedecken, beherbergen eine ziemlich reiche Tierwelt. Hinter der Landzunge, auf der Dobo liegt, dehnen sich Mangrovensümpfe

aus, die kaum passierbar sind. Um also in den Wald zu gelangen, müssen wir erst in westlicher Richtung ein Stück weit am Strande entlang gehen; das Unwetter hat hier einen ganzen Wall von Tang, Ästen, Muscheln und Schneckenschalen angeschwemmt und die kleinen Einsiedlerkrebse, die zu Tausenden den Strand bewohnen, krabbeln eifrig in dem Gewirr hin und her, sie suchen sich hier ihre Nahrung, vielleicht auch eine größere Behausung, wenn ihnen ihre jetzige zu klein geworden ist. Die Häufigkeit der Einsiedlerkrebse hindert nicht, daß man ihnen immer wieder von neuem Beachtung schenkt, schon deshalb, weil man frappiert wird von der unglaublichen Schnelligkeit, mit der ein Schneckenhaus, das man bewegungslos im Sande liegen sieht, sich plötzlich fortbewegt, während man erwartet, daß es höchstens in schneckenähnlicher Langsamkeit vorwärts kriecht. Hebt man einen Einsiedlerkrebs auf, so zieht er sich mit Blitzesschnelle in seine Behausung zurück und verschließt mit seinen, dieser Lebensweise angepaßten Scheren die Öffnung so gut, daß es kaum möglich ist, ihn herauszuziehen. Eine verlorene Schere kann der Krebs allenfalls wieder regenerieren; würde es seinem Feinde dagegen gelingen, ihn aus seiner Behausung herauszuzerren, so wäre er damit auch schon beinahe verloren, denn sein weichhäutiger, ungepanzelter Leib ist dann dem Angreifer schutzlos preisgegeben. Um den Einsiedlerkrebs unbeschädigt aus der Schneckenschale herauszubekommen, bleibt nichts anderes übrig, als sein Gehäuse zu zertrümmern oder ihn in Süßwasser zu setzen, wo er bald seine Behausung verläßt. Die wohlgepanzerten, kurzschwänzigen Krebse, die zwischen den Korallenbänken leben — wir lernten sie schon oben kennen — besitzen einen ganz entsprechenden Reflexmechanismus. Zunächst suchen sie sich, wenn ihnen Gefahr droht, möglichst tief in einen Spalt zurückzuziehen, folgt man ihnen auch dahin, so nehmen sie reflektorisch eine Sperrstellung ein, d. h. die Scheren werden mit aller verfügbaren Kraft gegen die Wände des Spaltes gestemmt, so daß es auch hier kaum möglich ist, des ganzen Krebses habhaft zu werden.

Nach einer knapp einhalbstündigen Strandwanderung kommen wir zu dem Kampong Timor, das von Timoresen, die sich hier niedergelassen haben, bewohnt wird. Es sind hauptsächlich Fischer, die sich gut auf die Herstellung von Reusen verstehen. Bei dem Timoresendorf verlassen wir das Meer; hier beginnt ein Wald, in dem auch viele Kokospalmen verstreut stehen, und reizende Farne und Lycopodien den Boden bedecken. Wir durchwaten einen Bach und betreten bald darnach eine Lichtung. Piong kommt zu mir geeilt und deutet auf einen Baum am Waldesrand, wo ein gefleckter Kuskus (*Phalanger maculatus*) sich auszuruhen scheint. Ich gebe schnell einen Schuß auf ihn ab, scheinbar ohne Erfolg, denn

ich bemerke nur, daß der Kuskus noch etwas höher hinaufklettert; auch beim zweiten Schuß fällt er nicht herunter und versucht noch weiter zu kommen, was ihm aber nur schlecht gelingt, da er doch offenbar eine ordentliche Ladung abbekommen hat. Ich wollte es nicht riskieren, sein Fell durch einen weiteren Schuß noch mehr zu durchlöchern und ließ daher Piong hinaufklettern, um ihn herunterzuschütteln. Das war nun gar nicht so einfach, denn der Kuskus suchte, obwohl schwer verwundet, von einem Baum auf den andern zu flüchten und zwar auf dünnen Ästen, bis zu denen Piong nicht vordringen konnte. Mit affenartiger Geschicklichkeit kletterte dieser in den Bäumen herum, ich ging tiefer in den Wald hinein, um von hier den Kuskus besser beobachten zu können, aber das Laub war zu dicht, so daß ich schließlich weder von ihm noch von Piong etwas sah, bis auf einmal, vielleicht einen Meter von mir entfernt, der Kuskus mit ganzer Wucht auf den Boden fiel. Er fauchte mich an, schien aber nicht mehr imstande, sich zu erheben, so daß er ohne Schwierigkeit in einen Sack gesteckt werden konnte. Es war ein nahezu ausgewachsenes Männchen, 90 cm lang, vom Kopf bis zum Schwanzende gemessen, und sein ziemlich dichter, wolliger Pelz war weiß und braunrot gefleckt; am Bauch war es mit Ausnahme von einigen hellbraunen Flecken ganz hell. Der Kuskus gehört ebenso wie die *Dactylopsila* zu den Kletterbeutlern. Überhaupt alle Säugetiere, die auf den Aru-Inseln vorkommen — die Ratten, die Mäuse und Fledermäuse ausgenommen, die mit Treibholz, resp. durch die Luft hierher gelangt sind, ferner eine Schweineart (*Sus papuana*) und ein Hirsch (*Rusa moluccana*), der namentlich auf Udjir und Wasir häufig vorkommt,¹ — sind Beuteltiere. Von den höher stehenden Säugetierordnungen ist von Westen her keine einzige Art bis in diesen Teil des Archipels vorgedrungen.

Bald sind wir wieder im dichten Urwald, der von einzelnen gewaltigen Baumriesen überragt wird. Kerzengerade steigen ihre glatten Stämme empor, um sich erst in einer Höhe von etwa 20 Metern oder noch mehr zu verzweigen. Diese besonders hohen Bäume werden von vielen Vögeln bevorzugt; da oben fühlen sie sich ganz sicher und lassen sich nicht von dem Menschen, der unten am Baume steht, verscheuchen. Ein Beo (*Mino dumonti*) hüpfte munter von einem Ast zum andern und läßt seine helle Stimme ertönen; er hat etwa die Größe einer Dohle und besitzt ein im wesentlichen schwarz glänzendes Gefieder. Die Augen sind von großen goldgelb gefärbten nackten Hautstellen umrahmt, der Schnabel hat dieselbe goldgelbe Farbe; auf der Unterseite ist der Vogel

¹ Das Waldschwein ist wahrscheinlich von Neu-Guinea nach den Aru-Inseln gekommen und der Molukken-Hirsch hier früher vom Menschen eingeführt worden.

gleichfalls schwarz bis auf eine Stelle von den Beinen bis zur Ansatzstelle des Schwanzes, die weiß ist. Auf dem ganzen Archipel ist der Beo weit verbreitet und wird häufig in Gefangenschaft gehalten. In Buitenzorg hatte ich einen gesehen, der auf sehr drollige Weise verschiedene malayische Redensarten hersagte. Er ersetzt hier gewissermaßen unseren Star und Papagei; was von diesen Arten im Archipel vorkommt, bringt es zu keiner großen Beredsamkeit. Der Beo oben auf dem Baum wird bald von einer Schar langschwänziger Glanzloris (*Chalcopsittacus scintillatus*) vertrieben, die sich mit lebhaftem Geschwätz hier niederlassen; eigentlich sind sie nur wenig auffallend gefärbt, nur ihre Stirn ist rot, sonst sind sie hauptsächlich schwarz und dunkelgrün gefärbt. Gegen Abend unternehmen sie mit Vorliebe längere Flüge; meist sind ihrer fünf oder sechs beisammen. Man hört sie schon aus der Ferne, sie lassen beim Fliegen beständig ihre schrille Stimme ertönen; pfeilgeschwind eilen sie auf gerader Bahn dahin, um schnell wieder unserem Gesichtskreis zu entschwinden.

Auf einem andern Baum in der Nähe hat sich auch eine große Vogelgesellschaft versammelt. Hier geht es nicht minder lebhaft zu; ihrem Wesen nach sind uns diese Vögel nicht fremd, es sind Glanzstare (*Calornis metallica*), Verwandte unserer deutschen Art; sie haben ein glänzend schwarz und grün schillerndes Gefieder und leuchtend rote Augen. Hoch oben in den Baumkronen haben sie ihre Wohnsitze aufgeschlagen, an verschiedenen Ästen hängen ihre leichten Nester, die, soweit ich erkennen kann, aus Gras und kleinen Zweigen gebaut sind.

Während ich meine Blicke aufwärts richte, sucht Roux den Boden nach Eidechsen und Insekten ab. Es gelingt ihm mit großer Sicherheit, die Eidechsen durch einen wohlgezielten leichten Schlag mit einem Rohrstockchen zu betäuben, mochten sie nun auf dem Boden dahinhuschen oder einen Stamm hinaufklettern. Piong überließ ich bald die Flinte, um auch dem Sammeln der niederen Tierwelt meine Aufmerksamkeit zu schenken. Das war für unsere Zwecke wichtiger und es kam wohl auch mehr dabei heraus, denn unsere Vogelausbeute versprach kaum etwas Neues zu liefern. Dazu sind die Aru-Inseln schon zu häufig von Berufssammlern, die sich auf den Vogel- und Schmetterlingsfang konzentrieren, besucht worden. Die Schmetterlinge waren hier zum Teil von ganz auffallender Größe und wunderbarer Farbenpracht; neben den großen Ornithopteren bemerken wir noch besonders die schönen Hestien, deren schwarzes Geäder, ebenso wie einige Flecken am Rand der Flügel sich sehr wirkungsvoll von dem weißen Untergrund abheben; ja die Zeichnung macht fast den Eindruck des Künstlichen, als ob sie mit Tusche auf feines Seidenpapier gemalt worden wäre. Während ich einem Schmetterling nacheile, fühle ich mich mit einem

Mal von einem feinen Netz gehemmt, das sich gegen mein Gesicht preßt. Ich hätte dieses Spinnengewebe, das übrigens, verglichen mit den Netzen unserer gewöhnlichen deutschen Spinnen, eine viel größere Festigkeit besitzt, ja mit Leichtigkeit zerreißen können, aber ich muß gestehen, daß ich in solchen Fällen immer instinktiv zurückwich und lieber den Schmetterling entweichen ließ; dafür suchte ich dann wenigstens den Besitzer des Netzes einzufangen. Es war eine große Spinne (*Nephila maculata*) von grauschwarzer Farbe, die Beine schwarz und gelb quergestreift, von etwa 5 cm Körperlänge. Das Netz hat einen Durchmesser von etwa 1 m, sonst nichts weiter besonders Charakteristisches, nur sind die gelben Fäden desselben, entsprechend der Größe der Spinne, verhältnismäßig stark.

Wir hatten noch verschiedene Hügelketten zu übersteigen, die aus lehmigem Boden bestanden. Besonders großblättrige Bäume fielen uns hier auf, von Lianen umrankt, dazwischen standen niedrige Bambusbüsche, verschiedene Arten Pandaneen und Zingiberaceen u. a. m. Beim Sammeln kommt man nur langsam voran; so brauchten wir für den Weg von Dobo nach Wangil, der in etwa zwei Stunden zurückgelegt werden kann, gut die doppelte Zeit. An einem Tümpel trafen wir zwei

Arunesen, die nach Muscheln suchten; sie hatten schon eine größere Anzahl in einem Korb. Es war eine *Patissa*-Art, die von den Arunesen gekocht gegessen wird.

Wangil liegt an der Küste und zwar auf der Westseite von Wammer. Es ist der Wohnsitz desjenigen Pattis, der uns nach Terangan begleitet hatte; leider war er nicht



Wangil.

anwesend, sondern, wie man uns sagte, nach Durdjela gegangen; so empfing uns statt seiner der Orang-kaja. Wir ruhten uns etwas in der Vorhalle der Wohnung des Patti aus und ließen uns einige Kokosnüsse von den Palmen herunterholen. Schnell ist ein Arnese oben in

der Krone der Palme. Kerben, die in spiraler Anordnung in den Palmstamm eingeschlagen sind, dienen ihm als Stufen. In ganz anderer Weise klettern die Singhalesen auf Ceylon auf die Kokospalmen hinauf. Sie binden sich die Füße mit einem Tuch so zusammen, daß gerade noch der Stamm der Palme zwischen ihnen Platz hat. Dann umfaßt der Singhalese die Palme mit beiden Händen, preßt die Unterarme gegen den Stamm, und indem er nun abwechselnd bald mit den Füßen sich festhält und mit den Händen weitergreift, oder umgekehrt, klettert er wie eine Spannerraupe hinauf. Dann setzt er sich in die Mitte der Krone und untersucht die Nüsse auf ihre Reife. Die nahezu ausgewachsenen, aber noch nicht ganz reifen werden solange um ihren Stiel gedreht, bis sie abreißen und dröhnend zu Boden fallen. Sie werden erst dann aufgelesen, wenn der Betreffende oben auf der Palme seine Arbeit beendet hat und wieder herabzusteigen beginnt, denn eine aus 15 m Höhe niederfallende Kokosnuß hat eine furchtbare Kraft und könnte einen Menschen mindestens lebensgefährlich verletzen. Die Nüsse werden mit einem Hackmesser auf der Stielseite geöffnet. Von der dicken holzigen Schale wird gerade soviel abgeschlagen, daß der innere Kern, die eigentliche Nuß, die in ihrem Innern die Kokosmilch enthält, eben nur tangential angeschnitten wird. Das Loch muß etwa die Größe eines Markstücks haben, wenn man die erfrischende Milch, die einen schwachen Nußgeschmack hat, direkt aus der Nuß trinken will. Eine Kokosnuß enthält meistens viel mehr Flüssigkeit, als man allein, selbst bei großem Durste, trinken kann. Hat man seinen Durst gelöscht, so wird die Nuß der Länge nach gespalten und man kann den inneren Wandbelag, der noch crèmeartig weich sein muß, herausessen. Bei den ausgereiften Kokosnüssen wird die Milch nahezu aufgebraucht, und der Wandbelag hat an Festigkeit und Dicke bedeutend zugenommen; das ist dann die Kopra, deretwegen ja in erster Linie die Kokospalmen angepflanzt werden und die das wichtigste Pflanzenfett liefert, das jährlich in ungeheuren Quantitäten in den Handel kommt. Da die Kokospalmen mit an sich wenig fruchtbarem Boden vorlieb nehmen, können sie auf felsigen Inseln, die nur mit wenig Sand bedeckt sind, schon Wurzel fassen; sie haben daher in den Tropen ein sehr großes Verbreitungsgebiet. Die Kokosnüsse, die wir in Wangil bekamen, hatten einen besonders guten Geschmack; ob es eine besondere Art war, haben wir nicht erfahren.

Fast alle Hütten von Wangil stehen ebener Erde und zwar genau in Reihen. Besonders fiel uns hier auf, daß jede Hütte von einem kleinen Garten umgeben und jedes Besitztum mit einem Zaun eingefriedigt war. Mitten durch das Dorf zieht die Hauptstraße, von der nach beiden Seiten rechts und links Seitenwege abgehen.

Bei Wangil selbst ist die Küste ganz flach. Etwas nördlich davon treten die Felsen bis an die Küste heran und bilden hier eine ins Meer vorspringende Halbinsel, die mit schönen Palmen bewachsen ist. An der Stelle, wo die Felsen an die Flachküste herantreten, mündet ein kleiner Bach aus, den wir ein Stück weit aufwärts verfolgten. Wir fanden hier viele Süß- und Brackwasserschnecken, darunter manche hübsche Form.

Auf einem anderen Weg kehrten wir nach Dobo zurück. Zu unserer großen Überraschung sahen wir hier verschiedene Dampfer vor Anker liegen. Es waren drei holländische Kriegsschiffe, die auf einer größeren Rundfahrt begriffen, hier einige Tage blieben. Sie hatten uns mehrere Briefe von Ambon mitgebracht. Ihre Anwesenheit hatte noch weiter das Gute, daß nun die Reparaturen auf der „Amboina“ mit Hilfe der Maschinisten der Kriegsschiffe bedeutend beschleunigt wurden. Jetzt konnten wir bald wieder eine größere Tour unternehmen.

3. In den Sungis um Manumbai.

Am Morgen des 10. März kam Herr Henriks, Stellvertreter des Kontrolleurs, zu uns mit den Pattis von Wokam und Maikoor, die gerade in Dobo waren. Wir sollten mit ihnen ausmachen, wann wir ihre Territorien bereisen wollten. Doch das ließ sich in Anbetracht der andauernd ungünstigen Witterungsverhältnisse nicht genau festlegen, und wir mußten uns zunächst damit begnügen, von ihnen einige Informationen über die Gegenden, die wir noch bereisen wollten, einzuziehen. Später besuchte uns noch der Kapala-soa von Manumbai. Diesen Titel hatte er sich, wie wir nachträglich erfuhren, selbst beigelegt. Er war übrigens ein sehr drolliger Kerl, der uns manchen wertvollen Dienst geleistet hat, mit dem wir auch manche amüsante Unterredung hatten. Er war es, der uns schon früher die Seeschlange gebracht hatte, die leider verbrannt war. Jetzt überreichte er uns wieder zwei Schlangen in einem Kasten, die er aber nicht selbst gefangen zu haben schien, denn als wir den Kasten öffneten, zeigte er große Angst und betrachtete die Schlangen nur aus respektvoller Entfernung. Die eine davon war ein besonders schönes Exemplar, eine Art, die wir bisher noch nicht gesehen hatten. Sie war schön grün gefärbt und hatte gelbe Flecken auf dem Rücken. Nachdem wir die Tiere in sicheren Verwahrsam gebracht hatten, wagte sich der Mann von Manumbai wieder in unsere Nähe und renommierte uns das Unmöglichste vor von den zahllosen Tieren, die wir in Manumbai, wo wir jetzt hinwollten, bekommen könnten. Wir zeigten ihm verschiedene Tierabbildungen, für alle hatte er einen Namen, auch wenn es ausgeschlossen war, daß das betreffende Tier hier vorkam, selbst in der Abbildung des Zentral-

nervensystems einer Schildkröte erkannte er eine ihm wohlbekannte Tierart. Ebenso machte er es mit einer Liste arunesischer Namen von ethnographischen Gegenständen, die wir aufgeschrieben hatten. Er nahm das Heft zur Hand und las scheinbar von oben bis unten herunter, aber kein einziges Wort stimmte mit dem Geschriebenen überein. Er war zwar nicht sehr wahrheitsliebend, aber für einen Arunesen recht intelligent; wir forderten ihn auf, mit uns nach Manumbai zu fahren, um uns in seinem Dorfe einzuführen.

Die „Amboina“ sollte erst in einigen Tagen wieder gebrauchsfähig sein. So entschlossen wir uns, die kurze Fahrt nach Manumbai auf der „Marie“ auszuführen, die gerade durch den gleichnamigen Sungi nach der Ostseite fahren sollte, um den Perlfischern neuen Proviant zu bringen. Da wir auf der Tour nach Manumbai hauptsächlich die Sungis und die nähere Umgebung derselben kennen lernen wollten, größere Inlandtouren aber nicht vorhatten, engagierten wir diesmal nur vier Träger.

Am 12. März verlassen wir Dobo auf der „Marie“. Die See ist ruhig; Flut und Wind gehen mit uns, so daß wir schnell vorwärts treiben. Wir wollen östlich um Wammer herumfahren und dann südwärts, um den Eingang zum Sungi Manumbai zu erreichen. Je südlicher wir kommen, desto unruhiger wird die See, und sowie uns die Insel keinen Schutz mehr bietet, kommen wir in einen heftigen Sturm. Eine Welle jagt die andere. Das Schiff wird so heftig hin- und hergeworfen, daß wir uns krampfhaft an den Tauen festklammern müssen; die Segel werden fast ganz eingezogen. Schwere Wolken kommen herangejagt, entladen sich mit ganzer Gewalt und der niederprasselnde Regen wäscht unsere von Seewasser gründlich durchtränkten Kleider aus. Der Kapitän hockt hinten am Steuer, macht ein bedenkliches Gesicht und sagt ein über das andere Mal: „omba besar“, was soviel heißt wie: große Welle. Von den Matrosen ist jeder an seinem Platz, um eventuelle Befehle sofort ausführen zu können. Alle Augenblicke schlägt eine mächtige Woge gegen Backbord, um sich dann über das ganze Deck zu ergießen. Bald sind wir in dichtem Nebel. Der Kapitän erklärt, den Sungi nicht auffinden zu können, so fahren wir aufs Geradewohl in südlicher Richtung. Die Situation ist nicht gerade ungefährlich, im Meere hier gibt es zahllose Untiefen. Endlich kommen wir aus dem Nebel heraus und sehen vor uns die Küste; wir sind etwas zu weit nach Westen gekommen und müssen nun hin und her kreuzen, um die Einfahrt zum Sungi zu gewinnen. Allmählich gelangen wir in ruhigeres Fahrwasser und fahren langsam in den Sungi Manumbai ein.

Abgesehen von diesem ersten Aufenthalt hier an dem westlichen Ausgang des Sungi, haben wir in der zweiten Hälfte April nochmals diese Gegend besucht und auf dieser

zweiten Tour manches nachgeholt, was bei der ungünstigen Witterung im März auszuführen unmöglich war. Im Folgenden will ich nur Einiges von unseren Erlebnissen und Beobachtungen auf diesen beiden Touren erzählen.

Wenn man die Karte der Aru-Inseln zur Hand nimmt, fällt einem auf, daß das Hauptland nicht aus einer zusammenhängenden Landmasse besteht, es hat vielmehr durch tief einschneidende Kanäle ein ganz zerrissenes Aussehen erhalten. Vier von diesen Kanälen durchziehen das Hauptland von der einen Seite bis zur anderen und spalten es in fünf Inseln. Die Inseln heißen in der Reihenfolge von Norden nach Süden: Kola, Wokam, Kobroor, Maikoor, Terangan und die vier Kanäle: Sungi Sisirwatu, Sungi Manumbai, Sungi Barkai und Sungi Maikoor. „Sungi“ ist das malayische Wort für Fluß; diese Seewasserkanäle erinnern in der Tat sehr an Flüsse; das gilt speziell für den Kanal der Wokam von Kobroor trennt, den Sungi Manumbai. Außer diesen vier Hauptsungis gibt es noch eine Menge kleinerer Sungis, die vom Meer aus mehr oder weniger tief in das Land einschneiden, ohne aber die einzelnen Gebiete ganz voneinander zu trennen. Von diesen zweigen wieder, ebenso wie von den Hauptsungis, zahllose Seitensungis ab. Während die Küsten der Aru-Inseln ziemlich genau aufgenommen sind, sind die einzelnen Sungis, wie überhaupt das Inland, erst zum kleinsten Teil vermessen worden und daher in die existierenden Karten noch nicht vollständig eingezeichnet. Es lag nicht in unserer Absicht, in dieser Richtung tätig zu sein; wir haben nur von den Gegenden, in denen wir uns länger aufhielten, ein paar Skizzen entworfen. Für die diesem Bericht beigegebene Karte der Aru-Inseln hat die englische Seekarte als Vorlage gedient. Hier sind nur die wichtigsten Ortschaften verzeichnet neben denjenigen, die wir auf unserer Reise selbst kennen gelernt haben. Während diese Karte die bisher bekannte Topographie der Aru-Inseln wiedergibt, gilt das nicht für die Zeichnung auf dem Transparentpapier. Sie macht im Detail in keiner Weise Anspruch auf geographische Richtigkeit; auf ihr sollte nur die außerordentlich große Verbreitung der Sungis zur Anschauung gebracht werden und weiter noch, welch' eigenartiges Aussehen das ganze Land dadurch erhält. An allen Stellen, wo auf der englischen Seekarte die Einmündungsstellen der Seitensungis angedeutet sind, sind dieselben auf der Zeichnung ziemlich willkürlich eingezeichnet worden, einfach nach dem allgemeinen Eindruck, den wir über ihre Verbreitung und ihren Verlauf gewonnen haben, und ich kann noch hinzufügen, daß voraussichtlich eher zu wenig als zu viel Sungis auf der Zeichnung angegeben sind.

Die Breite der Hauptsungis schwankt zwischen 200 m und 2 km. Die Seitensungis sind an ihrer Einmündungsstelle in die Hauptsungis durchschnittlich 10—50 m breit

und verzüngen sich nur wenig nach ihrem Ursprung zu. Häufig trifft man im Inland auf verhältnismäßig breite Seitensungis, die ein kaum zu überwindendes Hindernis bieten, denn die Ufer sind oft so stark aufgeweicht und so flach, daß manchmal noch Hunderte von Metern weit vom eigentlichen Sungi entfernt der Boden überschwemmt ist. In diesen Uferschlamm können sich nur die Mangroven auf ihren hohen Stelzwurzeln hineinwagen, oder aber die Sungis sind von steilen Felswänden eingefafßt und dann sind sie erst recht schwer zu passieren. Ohne genauere Kenntnis der Beschaffenheit des Landes, möchte man annehmen, müßte es ein leichtes sein, die Aru-Inseln in zwei bis drei Tagen ihrer Breite nach zu durchqueren. Auch wir teilten anfangs diese Ansicht, als wir die Aru-Inseln nur nach den uns zur Verfügung stehenden Karten kannten. Wie die Verhältnisse liegen, dürfte es kaum möglich sein, das Land in gerader Linie zu durchreisen; immer wird ein oder der andere Seitensungi, dessen Verlauf nicht näher bekannt ist, den Weg abschneiden und zu größeren Umwegen zwingen. Es kam uns nicht darauf an, Touren mit großen Marschleistungen zu vollbringen, wir wollten uns vor allem in Gegenden aufhalten, die sich in zoologischer Hinsicht ergiebig erwiesen und aus diesem Grund waren wir bemüht, möglichst viel verschiedene Teile des Landes kennen zu lernen. Bei unseren Fahrten im Boot die Seitensungis hinauf, hatten wir Gelegenheit, diese interessanten Kanäle genauer zu studieren; sie bildeten auch jeweils den Ausgangspunkt für verschiedene Landtouren.

Unser Logger war zu schwer und hatte zuviel Tiefgang, als daß wir mit ihm weit in die Seitensungis einfahren konnten. Wir mußten daher eine Arunesenprau zu bekommen suchen, was in Manumbai, einem verhältnismäßig volkreichen und wohlhabenden Orte, nicht schwerfallen durfte. Manumbai, auf der Südseite des Sungis, ist eines der wenigen Dörfer, das schon seit Jahrzehnten an derselben Stelle liegt. Seine Lage am Eingang zum Sungi ist eine besonders günstige; in den Wäldern dieses Distrikts gibt es viele Paradiesvögel. Die Händler, die den Jägern ihre Beute abkaufen, sind Makassaren und Chinesen, schon seit geraumer Zeit hier ansässig und mit Arunesenfrauen verheiratet. Infolge dieser Rassenvermischung ist die hiesige Bevölkerung nicht ursprünglich geblieben, der Handelssinn der fremdländischen Kaufleute hat sich, wie wir auch erfahren sollten, auf sie übertragen. Hier in Manumbai konnten wir mit Tauschartikeln nichts ausrichten, alles mußte bar bezahlt werden und für alle Tiere, die uns die Eingeborenen brachten, hatten wir verhältnismäßig hohe Preise zu zahlen.

Die Hütten, die zu Manumbai gehören, liegen nicht an einer Stelle beisammen; gruppenweise sind sie längs des Südufers des Sungis auf eine Strecke von 5 km verstreut.

Wir bewohnten eine Hütte, die dem Makassaren Totem, dem größten Paradiesvogelhändler der Gegend, gehörte. Sie lag allein, etwa 150 m weiter wohnte unser Freund der Kapala-soa, der übrigens mit dem Makassaren verschwägert war. Seine Hütte befand sich in einem sehr verwahrlosten Zustand und war sehr schmutzig, im Gegensatz zu der unseren, die eben erst fertiggestellt worden war, und wir als erste bewohnten. Sie war, wie die meisten Arunesenhütten, ziemlich undicht, und bei dem ständigen Regen und Wind der ersten Tage war es hier nachts nicht immer gerade gemütlich. Tagsüber waren wir viel unterwegs, oder aber hatten drinnen soviel zu tun, daß wir darüber alle Nachteile derselben vergaßen. Auch der zoologische Sammeleifer der Bewohner von Manumbai war anfangs ein äußerst reger; wir machten hier mit die reichhaltigste Ausbeute während unseres ganzen Aufenthalts auf den Aru-Inseln. In erster Linie hatten wir das dem Kapala-soa zu verdanken; ich sehe ihn noch vor mir, wie er eines Abends an der Spitze einer Karawane ange-



Unsere Hütte in Manumbai.

trollt kam. Er sah sehr sonderbar aus, trug eine gelb und weiße Mütze und ein paar hohe Stiefel, die er sich in Dobo gekauft hatte; zu seinem sonst sehr spärlichen Kostüm wirkte das etwas komisch. Jeder der Leute, die ihm folgten, trug ein Paket, das sorgsam verschmürt war. Der eine hatte seinen Fang in einem alten Petroleumtim, der andere in einem Korb, ein Dritter in einer Tabakdose oder in einem primitiv hergestellten Käfig. Wir hatten lange damit zu tun, bis die ganze „Postsendung“, wie wir sie nannten, erledigt war. Rings um uns herum hockte dann die Arunesengesellschaft, und jeder suchte uns mit mehr oder minder Erfolg auseinanderzusetzen, was in seinem Paket enthalten war; dann sahen sie mit Spannung zu, wie wir mit aller Vorsicht uns zunächst davon überzeugten, was sich in den einzelnen Paketen befand, um dann mit Pinzetten oder sonstwie die Tiere in ein Gefäß mit Alkohol oder Formol zu bugsieren. Schlangen und Eidechsen, Spinnen und Tausendfüßler, Fledermäuse und noch manches andere wurde uns auf diese Weise zugetragen.

Das Südufer des Sungi Manumbai, an dem unsere Hütte stand, fällt steil zum Wasser ab: ungefähr in der Höhe des Wasserspiegels befindet sich ein Absatz in den Kalkfelsen. Wir beobachteten, daß diese Felsenplatte, je nach dem verschiedenen Wasserstand in dem Sungi, periodisch im Wasser stand oder über den Wasserspiegel hinausragte, entsprechend der Flut und Ebbe. Das versteht sich eigentlich von selbst, denn wir befanden uns hier an einem schmalen Meeresarm, nur wenige Kilometer von dem offenen Meer entfernt. Die Strömung im Sungi war verschieden stark, je nach dem Stand der Flut und wechselte in ihrer Richtung, aber nicht so, daß die Strömung zwölf Stunden seewärts und zwölf Stunden landwärts gerichtet war, sondern in dem Verhältnis von 3:1. Die Strömung in östlicher Richtung währte an unserer Beobachtungsstelle längstens sechs Stunden; zu Beginn und Ende dieser Periode war in dem Wasser keine Bewegung wahrzunehmen. Diese Zeit des Stillstandes und der landwärts gerichteten Strömung entsprach natürlich der höchsten Flut. Die Verhältnisse wechseln, je nach der Lage des Beobachtungspunktes und variieren auch, von dem gleichen Punkt aus beobachtet, entsprechend der verschiedenen Höhe, die die Flut erreicht; die Stromgeschwindigkeit richtet sich an den einzelnen Stellen nach der Breite und Tiefe des Sungis. An der Stelle unserer Hütte war er ca. 400 m, an einer besonders engen Stelle weiter im Inland nur 200 m breit. (Diese Messungen nahmen wir mit einem 50 m langen dünnen Seil vor, an dessen Ende eine Korkplatte angebunden war.) Im allgemeinen ist der Sungi Manumbai in seinem mittleren Teil am schmälisten, nach seinen beiden Enden zu breiter und an den Stellen, wo er in das Meer übergeht, buchtenartig erweitert. Diese Angaben gelten aber nicht auch für die übrigen Sungis. Sungi Barkai und Maikoor, die wir auch kennen lernten, sind in ihrem ganzen Verlauf wesentlich breiter wie der Sungi Manumbai und haben selbst in ihrem mittleren Abschnitt stellenweise einen Durchmesser von 1 bis 2 km. In diesen beiden Hauptsungis gibt es im Gegensatz zum Sungi Manumbai eine Unmenge kleiner Inseln, die den Überblick sehr erschweren.

Als wir zum ersten Mal den Sungi durchfahren und dabei vom Ruderboot aus eine Tiefe von 38 m loteten, zweifelten wir an der Richtigkeit dieser Beobachtung. Durch die Strömung oder ungenügende Erfahrung im Loten glaubten wir zu diesem Ergebnis gelangt zu sein, als wir aber späterhin häufiger Lotungen vornahmen, zum Teil auch mit dem Lot der „Amboina“, bestätigten sich unsere ersten Beobachtungen. Wir standen also vor der interessanten Tatsache, daß hier im Sungi, nur 4 km von dem offenen Meer, dessen Tiefe nur 6 bis 10 m beträgt, Tiefen von 38 m vorkommen, und durch eine Anzahl von Lotungen, die wir in Abständen von einigen hundert Metern vom Meer aus bis 5 km landeinwärts

immer ungefähr in der Mitte des Sungi vornahmen, ergab sich, daß die Tiefe des Sungi landeinwärts konstant zunimmt. Etwa 2 km vor der Sungimündung ist das Meer nur 10 m tief, von da senkt sich der Boden allmählich nach dem Sungi zu. Am Sungieingang loteten wir 32 m und etwa 3,5 km davon die größte Tiefe von 46 m. Dann steigt der Boden wieder schnell bis zu 20 m Tiefe an, bis zu einer Stelle, wo von Süden her ein größerer Seitensungi einmündet. In seinem weiteren Verlauf schwanken im Sungi die Tiefen zwischen 24 und 36 m, dazwischen kommen seichtere Stellen und wieder größere Tiefen vor. Erst nahe dem östlichen Ausgang wird der Grund so seicht, daß der felsige Boden hier an vielen Stellen nur 1 bis 2 m unter dem Wasserspiegel liegt und die „Amboina“ genau ihre Fahrstraße einhalten muß, wenn sie ohne aufzulaufen passieren will, da sie einen Tiefgang von einem Faden (= 1,8 m) besitzt. Nachträglich leider, erzählte uns der Kapitän der „Amboina“, daß es im Sungi Manumbai eine Stelle von 70 m Tiefe gäbe. Im Sungi Barkai haben wir selbst Tiefen zwischen 60 und 70 m gelotet, und nach Aussage des Kapitäns sollen dort sogar Tiefen bis zu 100 m vorkommen. Selbst wenn wir uns aber auf unsere eigenen Resultate beschränken, sind dieselben schon interessant genug, verglichen mit den geringen Tiefen der Flachsee in der Um-



Ufer des Sungi Manumbai.

gebung der Aru-Inseln. An tiefen Stellen ist der Boden, wie wir durch Loten und Bodenproben erfahren haben, felsig und sehr zerrissen, an seichteren Stellen häufiger mit gelbem Muschelsand oder braungrauem Schlamm bedeckt. An einigen Stellen kommt aber der felsige Grund bis nahe an die Oberfläche, wie am Ostausgang des Sungi Manumbai und des Sungi Maikoor, der für die „Amboina“ nicht passierbar war.

gebung der Aru-Inseln.

An tiefen Stellen ist der Boden, wie wir durch Loten und Bodenproben erfahren haben, felsig und sehr zerrissen, an seichteren Stellen häufiger mit gelbem Muschelsand oder braungrauem Schlamm bedeckt. An einigen Stellen kommt aber der felsige Grund bis nahe an die Ober-

Von den Hauptsungis zweigen viele größere und kleinere Seitensungis ab, die wir jetzt näher kennen lernen wollen. Vis-à-vis von unserem Quartier sehen wir drei Sungis in Abständen von einigen hundert Metern in den großen Sungi einmünden, die wir an verschiedenen Tagen landeinwärts verfolgen. Sie heißen nach Angaben der Bewohner von Manumbai, mit dem westlichsten angefangen: Sungi Panuabori, Sungi Waskai und Sungi Matora; den mittleren, es ist der breiteste und gleichzeitig auch der längste, wollen wir jetzt aufwärts verfolgen. Wir fahren mit der Prau des Orang-kaja von Manumbai, drei Arunesen und drei unserer Kulis rudern; in einem Sampan, einem Einbaum, folgt uns Piong mit drei weiteren Arnesen. Er sitzt vorne im Boot, die Flinte in der Hand, und treibt die Arunesen an, schnell voranzurudern; dabei späht er aufmerksam nach vorn und seine angespannten Züge verraten uns, daß ihn wieder das Jagdfieber gepackt hat. Er kommt in seinem Einbaum viel rascher vorwärts wie wir in dem breiten Boot.

Der Sungi Waskai ist an der Einfahrt etwa 50 m breit, d. h. die freie Wasserfläche, gemessen von Mangrovenzone bis Mangrovenzone, die hier dem eigentlichen Ufer soweit vorgelagert ist, daß man davon gar nichts sieht. Der Sungi ist nahe der Ausmündung nur 2—2½ m tief und wird sungiaufwärts eher noch flacher. Der Boden besteht aus braunem Schlamm. Die Mangroven dringen auf ihren hohen Stelzwurzeln verschieden weit in den Sungi vor, und da dieser nicht gradlinig verläuft, verleiht diese Vegetation dem Landschaftsbild einen ganz intimen Reiz, man glaubt auf einem Teich in einem Park herumzufahren. Über dem Ganzen lagert eine idyllische Ruhe; gerne lassen wir uns von unserer Phantasie leiten, wir vergessen ganz, daß wir uns in einem fremden Land befinden, das von Wilden bewohnt wird, fernab von aller Kultur. In solchen Momenten schweift man mit seinen Gedanken in die weite Ferne und denkt an die Heimat und an alle Menschen, die einem nahestehen und mit einem Mal fühlt man so etwas wie Heimweh. — Aber verscheuchen wir diese Träume und kehren zur Wirklichkeit zurück; wir wollen uns darüber freuen, daß es uns vergönnt ist, hier diese wunderbare Welt zu schauen und kennen zu lernen. Wir ahnten damals noch nicht, welch' große Sehnsucht umgekehrt, später nach unserer Rückkehr in die Heimat, nach diesem schönen Lande hier, in uns lebendig werden sollte!

Auf einigen überstehenden Ästen sitzt in Reihen eine ganze Schar schwarzer Vögel, deren charakteristische Silhouette sich deutlich von dem Hintergrund abhebt, ihr Körper ist nach vorne, ihr Hals und Kopf nach der Seite gerichtet; es sind Kormorane (*Phalacrocorax sulirostris*). Beinahe geräuschlos steuern uns unsere Arunesen in ihre Nähe; noch bevor

die Vögel uns bemerkt haben, gelingt es uns, auf sie zu Schuß zu kommen und aus dem Schwarm, der sich rasch erhebt, lösen sich drei ab und fallen klatschend auf das Wasser nieder.

Bisher waren wir zwischen dem Mangrovendickicht in Windungen hin und her-



Felsenpartie im Sungi Waskai.

gefahren, jetzt befinden wir uns auf einmal vor einer hohen Felsenmauer von etwa 20 m Höhe, die steil in das Wasser abfällt und unten am Fuß der Mauer liegen einige große Felsstücke, die sich offenbar von der überhängenden Felswand losgelöst haben. Wir bekommen hier die Erklärung, auf welche Weise sich die Sungis allmählich immer mehr erweitern. Von der ständigen Strömung wird der Kalkfelsen solange unterwaschen bis der überhängende Teil das Übergewicht erhält und herunterstürzt (siehe auch Abb. S. 94). In stetem Wechsel zieht nun die Szenerie an uns vorüber, bald verschwinden die Ufer hinter den Mangroven, dann folgt eine steile Felsenpartie, an der Lianen und lange Baumwurzeln herunterhängen; auf dieser schwankenden Unterlage haben sich epiphytische Farne angesiedelt, und an

einem kleinen Absatz im Felsen wachsen verschiedene Orchideen und Blattpflanzen. Etwas weiter sehen wir einen kleinen Wasserfall, der den Felsen herabstürzt, von üppigstem Grün umrahmt, und unten am Wasser stehen einige kleinere Palmen mit schön gefiederten Blättern. Die ganze Gruppierung der Vegetation wirkt in hohem Maße künstlerisch oder wohl richtiger gesagt, in ihrer ganzen Zusammensetzung so harmonisch, daß wir bedauern, das Bild nicht auch photographisch festhalten zu können; aber die Kontraste zwischen Licht und Schatten sind zu stark, die Glanzlichter an der Oberfläche der Blätter so blendend, daß es vergeblich wäre, eine Aufnahme zu versuchen.

Nach dreiviertelstündiger Fahrt wird der Sungi so seicht, daß unsere Leute aussteigen müssen, um das Boot zu entlasten und es über die Untiefen hinwegzuschieben. Wir

können noch eine Viertelstunde weiter fahren bis zu einer Stelle, wo sich der Sungi bedeutend verschmälert. Das Wasser steht hier nur noch etwa 60 cm hoch, der Boden ist mit Geröll bedeckt. Wie wir in dem Sungi langsam vorwärts waten, befinden wir uns mit einem Male in stark fließendem Wasser, das mit ziemlichem Gefäll dahineilt. Wir sind am Ende des Sungis angelangt, in den hier ein kleiner Fluß einmündet. Wie hier, so fanden wir regelmäßig, daß alle Sungis, die wir bis an ihren Ursprung verfolgten, gewissermaßen die Fortsetzung von Bächen oder kleinen Flüssen bildeten. Sollten wir die Seitensungis etwa als alte erweiterte Flußbette anzusehen haben, deren Sohle unter das Niveau des Meeresspiegels gesunken ist? Wir werden weiter unten auf diese Frage zurückkommen. (Siehe II, 5.)

Unsere ersten zoologischen Funde setzten uns sehr in Erstaunen. Es waren kleine gedrungene Fische mit breitem, dickem Kopf und kurzem Schwanzteil. Auf der Oberseite graubraun, auf der Bauchseite weiß; auf beiden Seiten verlief nach hinten von den ziemlich stark hervortretenden Augen ein orangefarbener Streifen. Diese Fische hatten in der Tat eine sehr merkwürdige Gestalt; wenn wir sie in die Hand nahmen und nur den dicken Kopf hervorlugen ließen, sahen sie bei flüchtiger Betrachtung wie große Froschlarven aus. Sie gaben einen kurzen, knurrenden Ton von sich. Bei genauerer Betrachtung sahen wir, daß die Haut mit kleinen Zähnen besetzt war, und in der Mundhöhle waren oben und unten zwei verhältnismäßig breite Zähne zu sehen. Wir wußten nun, daß wir es mit einem Angehörigen der Ordnung der Plectognathen oder Haftkiefer zu tun hatten (*Tetrodon erythrotaenia*).

An der Unterseite der Steine oder in kleinen Löchern fanden wir häufig eine flache dünnchalige Muschel (*Placuna sella*) von der Größe einer Auster. Mit einem Büschel von Byssusfäden hatten sie sich an ihrer Unterlage befestigt; innen hatten die Schalen einen schön rötlich-blauen Perlmutterglanz. Diese Muscheln sind mit den Perlaustern, die auf der Ostseite der Aru-Inseln vorkommen, verwandt. Sehr überraschte uns das Vorkommen einer Käferschnecke (*Sclerochiton aruensis* n. sp. Thiele) hier in reinem Süßwasser. Doch bald fanden wir, daß noch verschiedene andere Meeresbewohner sich hier angesiedelt hatten. Einige morsche Äste waren mit Kalkröhren einer Terebellide, einer festsitzenden Art der Borstenwürmer, bedeckt, in denen noch die Tiere lebten. Zahlreiche Rankenfüßer hatten sich auf Steinen und Ästen festgesetzt und sonst im Meer lebende Asseln schienen sich hier gut zu entwickeln; sie bohren Gänge in das Holz und legen ihre Eikokons in besondere kleine Löcher, die sie von außen in das Holz einbohren. So hatte sich eine ganze Gruppe

von Meeresemigranten hier im Süßwasser angesiedelt, wo, wie wir mit dem Salzgehaltmesser nachweisen konnten, selbst bei Hochflut das Wasser nur einen minimalen Salzgehalt besitzt. Wir verfolgen das Flußbett weiter aufwärts, müssen verschiedene Male ans Ufer klettern, um hier entlang zu gehen, denn an einigen Stellen ist der Fluß buchtenartig erweitert und das Wasser steht $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Meter tief. Hier machten wir noch manchen interessanten Fund. Ich war gerade dabei, zwischen den Steinen Muscheln und Schnecken zu suchen, als mir einige Gebilde von bestimmter Form auffielen, die ich auffas; es war eine versteinerte Muschel des Genus *Pecten* und einige kleine Keulen, die nur versteinerte Seeigelstacheln sein konnten. Leider kam mir im Augenblick das Interessante des Fundes nicht ganz zum Bewußtsein, und ich bedauerte später, nicht genauer nach weiteren Fossilien gefahndet zu haben, da diese doch eventuell interessante Aufschlüsse über das Alter des Gesteins geben konnten. Derartig keulenförmige Stacheln sind von keinem recenten Seeigel bekannt. Es handelt sich hier um die Reste einer den *Cidariden* zugehörigen Art, deren Alter, da es sich um eine bisher unbekannte Art handelt, sich nicht feststellen läßt. Es ist unwahrscheinlich, daß derartig typische Meeresbewohner, wie die Stachelhäuter, früher hier eingewandert sind. Sie haben ohne Zweifel zu einer Zeit hier gelebt, als noch dieses ganze Land vom Meer bedeckt war.

Beim Weitergehen kommen wir an eine Stelle, wo das Flußbett terrassenförmig abgesetzt war und das Wasser in kleinen Kaskaden herunterfiel. Oberhalb dieser Stelle war der Fluß verbreitert und bildete zwei Arme, die eine Insel mit einer äußerst lieblichen Vegetation umfaßten. Als wir uns derselben nähern, springt plötzlich ein etwas über einen Meter hohes Känguruh (*Macropus Bruyni*) aus dem Dickicht heraus, hüpf mit wenigen Sätzen über den einen Flußarm hinweg und verschwindet schnell im dichten Wald. Es wäre vergeblich gewesen, die Verfolgung dieses leichtfüßigen Wildes aufzunehmen, das sich in großen Sprüngen rasch vorwärts bewegt. Die Art, die auf den Aru-Inseln vorkommt, scheint beinahe auf diese Inselgruppe beschränkt zu sein, sie hat sich dem Leben im Wald angepaßt und lebt nicht wie ihre australischen Verwandten in Savannen oder offenem Gelände. Von den verschiedenen Känguruhs, die wir später für unsere Sammlung erhielten, haben wir uns einmal einen Ziemer braten lassen. Er schmeckte recht gut und erinnerte in seinem Geschmack etwas an Rehfleisch.

Nach etwa dreiviertelstündiger Wanderung kamen wir an eine Stelle, wo uns die Felswand von drei Seiten umgab, ein förmlicher Felsenzirkus, nur rechts und links am Fluß war noch ein schmaler, flacher Streifen Landes. Die Wand war etwa 15 Meter hoch. In der Mitte stürzte der Fluß in schönem Fall herunter. Ein rundliches Bassin von

mehreren Metern Tiefe war hier entstanden, von dem schmale Abflüsse entsprangen, die sich weiter unten wieder zu dem Fluß vereinigten, dem wir ganze Zeit gefolgt waren.



Im Sungi Waskai.

da wir noch am selben Tag nach Manumbai zurückkehren wollten; wir suchten daher wieder unser Boot auf. Bevor wir es verlassen hatten, hatten wir es beinahe ganz ans Land gezogen, jetzt schwamm es frei im Wasser, war etwas nach abwärts getrieben und an Stelzwurzeln von Mangroven hängen geblieben. Der Wasserspiegel hatte sich in der Zwischenzeit um etwa 50 cm gehoben; bis hierher machte sich also die Flut bemerkbar; auch die Zusammensetzung des Wassers hatte sich in der Zwischenzeit verändert. Als wir unser Boot verließen, hatten wir das spezifische Gewicht des Wassers mit dem Aräometer gemessen, es war gleich 1,0; jetzt hatte es ein spezifisches Gewicht von 1,0075, war also kein reines Süßwasser mehr. Die Temperatur des Wassers war in der Zwischenzeit von 27 auf 21,9 Grad gesunken. Entsprechende Unterschiede ergaben sich auch an den anderen Stellen, wo wir auf der Hinfahrt Messungen angestellt hatten. In einer Entfernung von anderthalb Kilometer vom Sungieingang hatte das Wasser jetzt ein spezifisches Gewicht von 1,015 gegen 1,003 auf der Hinfahrt und in einer Entfernung von 300 Metern ein spezifisches Gewicht von 1,018 gegen 1,005. Wir waren beinahe an der Einmündung des Sungi Waskai

Eine derartig starke Abstufung des Terrains mit einer so bedeutenden Höhendifferenz wie hier, haben wir sonst in keinem anderen Fluß angetroffen, während stufenartige Fälle mit wenigen Metern Niveauunterschied auf den Aru-Inseln keine Seltenheit sind.

Es hatte keinen Zweck, den Flußlauf oberhalb des Falls weiter zu verfolgen,

in den Sungi Manumbai, als ein starker Regen einsetzte, der uns im Augenblick durchnäßte. Auf dem Sungi Manumbai wehte uns ein heftiger Seewind entgegen, der hohe Wellen trieb und unser nicht viel über den Wasserspiegel hinausragendes Boot in schaukelnde Bewegung versetzte, so daß wir vorsichtig rudern mußten. Aus diesem Grund fuhren wir jetzt nicht bis zu unserer Hütte, sondern landeten etwas oberhalb in einer [kleinen Bucht. Noch eine kurze Fußtour über den schlüpfrigen, aufgeweichten Boden, und wir sind „zu Hause“. „Zu Hause“ ist jetzt unsere Pfahlhütte mit dem schwankenden Boden und den niedrigen Querpfeosten unter dem Dach. Man muß nicht nur bei jedem Schritt, durch den übrigens der ganze Bau ins Schwanken gerät, darauf achten, daß man nicht nach unten durchbricht, sondern sich auch vorsehen, daß man oben nicht ständig widerstößt. Letzteres ließ sich auf die Dauer kaum vermeiden und kam in einer Stunde mehrmals vor. Dazu herrschte im Innern eine tiefe Finsternis; die Tür, die einzige größere Öffnung des ganzen Raumes, war natürlich wieder ständig von einer Schar neugieriger Arunesen umlagert. So gestaltete sich unsere Konservierungs- und Präparationstätigkeit nicht eben sehr erfreulich. Auch unsere zwei Laternen gaben gerade kein blendendes Licht, die eine brauchte Piong zum Präparieren der Bälge, und wir mußten uns, so gut es ging, mit der anderen behelfen.

Manchmal hatten wir bis spät in den Abend hinein mit der Konservierung unserer



Ein Sungiursprung.

Ausbeute zu tun, wofür wir dann wenigstens mit einem köstlichen Abendessen belohnt wurden! Wir konnten hier in Manumbai gute Seefische sowie auch Hühner bekommen, außerdem eine vorzügliche Sorte Bananen, die besondere Erwähnung verdient, da die Bananen, die auf den Aru-Inseln gezogen werden, für uns meistens ungenießbar waren. Die-

jenigen, die es in Dobo gab, waren von Banda und Ambon importiert.

Die Umgegend von Manumbai ist mit der schönste Teil der Aru-Inseln. Die Paradiesvögel, die in diesen Wäldern häufig vorkommen sollen, bekamen wir auf unseren Touren nie zu Gesicht und die Arunesen waren nicht dazu zu bewegen, uns zu verraten, wo wir sie finden könnten. Um nichts unversucht zu lassen, mußten wir Totem, den Makassaren, für uns zu gewinnen suchen; zunächst kauften wir ihm einen Paradiesvogelbalg ab, für den er 6 Ringgit = 15 Gulden verlangte. Das Tier war auf seine schönen Federn hin präpariert, der Kopf ganz zusammengedrückt, für unsere Sammlung also nicht viel wert. Das Prachtgefieder dieses Vogels ließ in uns den Wunsch nur noch lebhafter werden, dieses wundervolle Tier bald lebend zu beobachten. Totem war ein sehr durchtriebener Geselle; er versprach alles Mögliche, traute uns aber nicht, wenn wir ihm versicherten, wir wollten uns die Paradiesvögel nur ansehen, aber nicht auf sie schießen. Erst während unseres zweiten Aufenthalts in Manumbai sollte es uns gelingen, einige zu Gesicht zu bekommen!

Auf dieser zweiten Tour blieben wir auch zuerst in Manumbai, besuchten verschiedene andere Seitensungis und verlegten dann unser Standquartier in den Sungi, der bei dem sogen. Kapala-Sungi, d. h. „Ursprung des Sungi“, einmündet. Unser Kapitän ließ sich nur widerwillig dazu bewegen, mit der „Marie“ in diesen Sungi einzufahren; er war früher noch nicht dagewesen, und behauptete, der Sungi sei für sein Schiff zu seicht. Wir aber wollten auf jeden Fall soweit wie möglich vorzudringen versuchen. Leicht war es ja nicht, die „Marie“, zeitweise sogar gegen die Strömung, mit Rudern vorwärts zu bringen, aber zunächst ging es ganz gut, denn der Sungi war die ersten Kilometer in der Mitte 4—5 m tief. Allmählich wurde er etwas seichter, an einer breiteren Stelle im Sungi trieben wir etwas dem einen Ufer zu und saßen plötzlich mit einem Ruck fest. Alles was an Bord war, suchte mit starken Stangen das Boot wieder flott zu machen, jedoch war alle Mühe vergebens, wir waren ordentlich festgerannt. Erst nachdem das ganze Gepäck auf dem Achterdeck aufgestapelt war, gelang das Manöver; wir fuhren etwas zurück, passierten dann an einer anderen Stelle die Sungiverbreiterung und kamen noch ein ganzes Stück weit vorwärts. Etwa 3¹/₂ km von der Sungieinmündung entfernt, machten wir Halt, nachdem wir zuvor uns mit einem kleinen Ruderbot überzeugt hatten, daß es unmöglich war, mit der „Marie“ weiter vorzudringen.

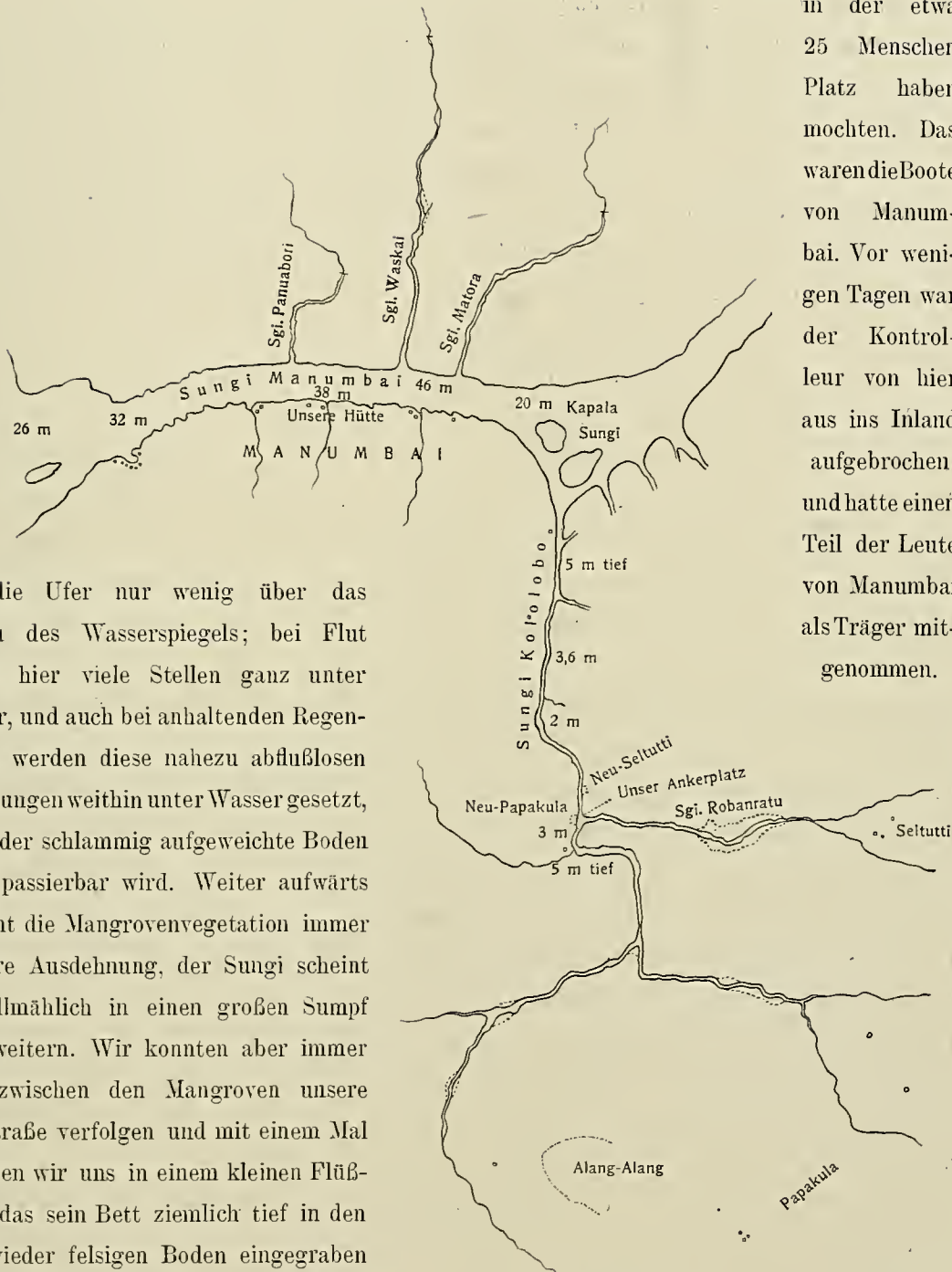
Wir befanden uns gerade an einer Stelle, wo in den Sungi Kololobo, so heißt unser Sungi, ein Seitensungi, der Sungi Robanratu einmündete. Unser Ankerplatz war günstig gewählt; nach verschiedenen Richtungen hatten wir einen verhältnismäßig freien Ausblick und wir bildeten bald mit unserem Boot den Verkehrsmittelpunkt für die ganze

Umgegend, nachdem sich einmal die Kunde von unserer Anwesenheit verbreitet hatte, und es kam selten vor, daß nicht wenigstens ein Arunesenboot neben der „Marie“ lag. Entweder man wollte einfach einen Besuch machen, d. h. uns und unser Boot in Angenschein nehmen, oder man brachte uns Tiere und irgendwelche Gebrauchsgegenstände; auch zwischen den Matrosen und Arunesen entwickelte sich allmählich ein ganz schwunghafter Tauschhandel. Gegen Tabak und Reis wurden süße Kartoffeln und verschiedene grüne Gemüse eingetauscht. Auch Sirihblätter zum Betelkauen bestellten sich unsre Matrosen bei den Arunesen. Die Sirihblätter spielten sogar allmählich eine große Rolle und die Worte „He, Sobat bawa Sirih“ (He, Freund, bring Sirih), die die Matrosen den weggehenden Arunesen zuriefen, wurden zur stehenden Redensart.

In der weiteren Umgebung unseres Ankerplatzes lagen zwei Arunesenansiedlungen. Seltutti, am Ursprung des Sungi Robanratu; die Hütten von Papakula, dem anderen Dorfe, waren auf einen größeren Distrikt verstreut und lagen mehr im Ursprungsgebiet des Sungi Kololobo (siehe nebenstehende Kartenskizze). Beide Ansiedlungen lagen ziemlich versteckt im Urwald und waren nicht leicht aufzufinden. Aus diesem Grunde hatte der Kontrolleur die Bewohner beider Ortschaften dazu bestimmt, ihre Hütten in die Nähe der Vereinigungsstelle der beiden Sungis zu verlegen. An den beiden dazu bestimmten Plätzen waren Lichtungen geschaffen, die vom Sungi aus betrachtet, sich hübsch ausnahmen. Im Halbkreis waren alle Bäume bis auf ein paar gefällt worden; um so eindrucksvoller wirkte die Vegetation, die den freien Platz umrahmte. Das Ganze sah aus wie ein Naturtheater. An der Besiedlungsstelle für Seltutti waren die Arbeiten schon im Gang. Eine primitive Hütte, die auf nur niedrigen Pfählen ruhte, diente als provisorische Unterkunftsstelle und wurde von einem Arunesen mit seiner Familie bewohnt, denn die Arunesen brauchen zur Herstellung einer etwas stabileren Hütte sehr viel Zeit.

Es war ein kleiner kraushaariger Arunese von stumpfsinnigem Aussehen, der hier wohnte; wir nahmen ihn mit in unser Ruderboot, damit er uns den Weg nach Seltutti zeige. Auf verschiedene Fragen erhielten wir von ihm immer die gleiche Antwort: „iō“, das arunesische Wort für „ja“; er verstand kein malayisch. Bei jeder Bejahung hob er den Kopf etwas nach hinten, das war keine besondere Eigentümlichkeit von ihm; vielmehr scheint es bei den Arunesen allgemein üblich zu sein, nicht wie bei uns durch Kopfnicken zu bejahen, sondern den Kopf kurz nach oben und hinten zu heben.

Der Sungi Robanratu wird in der Nähe seiner Mündung rechts von einer wenige Meter hohen Felswand, links von einem niedrigen Erdwall begrenzt. Weiter oben erheben



Skizze der Sungis bei Manumbai.

sich die Ufer nur wenig über das Niveau des Wasserspiegels; bei Flut stehen hier viele Stellen ganz unter Wasser, und auch bei anhaltenden Regengüssen werden diese nahezu abflußlosen Niederungen weithin unter Wasser gesetzt, sodaß der schlammig aufgeweichte Boden kaum passierbar wird. Weiter aufwärts gewinnt die Mangrovenvegetation immer größere Ausdehnung, der Sungsi scheint sich allmählich in einen großen Sumpf zu erweitern. Wir konnten aber immer noch zwischen den Mangroven unsere Fahrstraße verfolgen und mit einem Mal befanden wir uns in einem kleinen Flößchen, das sein Bett ziemlich tief in den hier wieder felsigen Boden eingegraben hatte. Am Ufer lagen drei Arunesenfrauen, darunter eine besonders große,

in der etwa 25 Menschen Platz haben mochten. Das waren die Boote von Manumbai. Vor wenigen Tagen war der Kontrolleur von hier aus ins Inland aufgebrochen und hatte einen Teil der Leute von Manumbai als Träger mitgenommen.

Wir folgen einem schmalen aufgeweichten Pfad, der durch das Dickicht führt und gelangen nach fünf Minuten an eine künstliche Lichtung im Wald, wo einige Arunesenhütten stehen. Einer der Bewohner begrüßt uns freundlich, fragt nach unseren Wünschen und versichert uns, daß wir alles bekommen könnten, was wir haben wollten. Wir waren über solch' großes Entgegenkommen seitens eines Arunesen sehr überrascht, denn im allgemeinen waren sie entweder nur neugierig, oder aber wir waren ihnen höchst gleichgültig und selten fanden wir sie hilfsbereit; später merkten wir erst, daß sie nur auf Veranlassung des Kontrolleurs so freundlich gegen uns waren. Dieser hatte den Bewohnern von Seltutti befohlen, uns in jeder Weise behilflich zu sein.

In den Hütten waren nur Frauen und Kinder; die Männer waren bis auf den, der uns begrüßt hatte, im Walde. Man brachte uns verschiedene Pfeile, solche mit drei Holzspitzen, mit Widerhaken auf der Innenseite, andere mit stumpfen Vorderenden, wie sie bei der Jagd auf Paradiesvögel verwandt werden, ferner Trinkschalen aus Kürbissen hergestellt und noch verschiedenes andere. Unter Führung unseres Arunesen machten wir dann eine Exkursion in die Umgebung von Seltutti, die leider nicht besonders ergebnisreich verlief. Im Walde fielen uns auf den Bäumen prachtvolle Hirschgeweihfarne (*Platynerium*) auf, die hier besonders häufig zu sein scheinen; mit einem dicken Wulst schildförmiger Blätter sitzen sie dem Stamm an, während andere gabelig verzweigte Blätter graziös nach unten hängen. Nicht weit von einer im Walde alleinstehenden Hütte befand sich ein Arunesengrab, das wegen seiner besonderen Bauart erwähnt sei. Es bestand aus einem ausgehöhlten Baumstamm, dem Sarg, der von einem Dach aus Pandaneenblättern bedeckt war; er ruhte auf zwei Astgabelstücken, etwa 1,40 m über dem Erdboden.

Am Abend saßen wir auf dem Deck unseres Loggers, der sternklare Himmel breitete sich über uns aus, ein besonders heller Stern verschwand langsam hinter den schwarzen Schatten der Mangroven; im Walde hörten wir von Zeit zu Zeit ein Geräusch, als ob ein Ast abbreche und die Heuschrecken und Cicaden vollführten ein Konzert, das ihren Stridulationsorganen alle Ehre machte. Man konnte Zweifel hegen, daß ein derartiger Lärm, der an Mähmaschinen erinnerte, von Insekten hervorgebracht werden könne. Wir kamen heute nicht dazu, den schönen Abend gebührend zu genießen, wir waren von den Moskitos zu sehr verstoßen worden und an den Beinen spürten wir ein unerträgliches Jucken, das wahrscheinlich von kleinen Milben hervorgerufen wurde. Auch unsere Leute wurden von dem Ungeziefer nicht verschont und erst die Anwendung von Perubalsam, den wir in unserer Apotheke mitführten, gewährte uns einigermaßen Ruhe. Wenn wir die anziehenden

Schilderungen von A. R. Wallace lesen, der sich während seiner achtjährigen Reise durch den malayischen Archipel auch mehrere Monate auf den Aru-Inseln aufgehalten hat, erfahren wir, daß auch er gerade in der hiesigen Gegend sehr unter den Peinigungen der Insekten zu leiden hatte, infolge davon ziemlich schwer erkrankte, so daß er mehrere Wochen in seinem Zelte liegend verbringen mußte.

Glücklicherweise kamen wir nie in die Lage, in der Kabine übernachten zu müssen und auch bei Tage zogen wir uns nur bei heftigem Regen dahin zurück, denn, abgesehen von der dumpfen Atmosphäre, die da drinnen herrschte, wimmelte es hier von großen Schaben, die namentlich mit Einbruch der Dunkelheit aus ihren Verstecken herauskamen und die Kabine ungemein belebten. Unser Nachtlager ließen wir regelmäßig auf dem Deck der Kabine zurechtmachen und schliefen hier ausgezeichnet; gegen die Moskitos konnten wir uns hier freilich weniger gut schützen. Der Querbaum des vorderen Mastes wurde etwas heruntergelassen, darüber das Zelttuch ausgespannt und dieses an beiden Seiten mit Stricken am Boden befestigt. So hatten wir über uns ein ziemlich wasserdichtes Dach, das uns übrigens auch tagsüber gut gegen die Sonne schützte. Unsere Leute und die Matrosen schliefen vorne und hinten auf dem Verdeck, in Decken und Tücher dicht eingehüllt, denn sie sind sehr empfindlich gegen jede, auch die geringste Abkühlung und oft war noch einmal ein großes Segeltuch über die ganze Gesellschaft ausgebreitet. Ich verstand nicht, wie die Leute es unter diesem nahezu luftdichten Abschluß aushalten konnten, aber es waren eben andere Menschen wie wir. Amüsant war es, frühmorgens zu beobachten, wie langsam Bewegung in die Massen unter dem Segeltuch kam und dann allmählich einige schlaftrunkene Gesichter unter der Decke hervorlugten. Der Kapitän erhob sich meistens zuerst. Bevor er aber seine Morgentoilette vornahm, hockte er sich immer eine zeitlang stumpfsinnig an den Rand des Bootes, und erst allmählich schien es auch in ihm zu dämmern!

Morgens wurden wir nicht, wie in Ngaiguli, von Hähnen geweckt; hier waren es die Flötenvögel (*Cracticus cassicus*), deren helle, durchdringende Stimmen schon in aller Frühe in den Wäldern widerhallten. Diese Vögel, die auf den Aru-Inseln sehr häufig sind, sind schwarz und weiß gefärbt, haben einen kräftigen Schnabel, etwa die Größe einer Dohle und gehören wie diese zur Familie der Raben. Jeder Flötenvogel scheint sein bestimmtes Revier zu haben, was wir daran merken konnten, daß wir in der gleichen Gegend meistens dasselbe Lied hörten, da jeder seine mehr oder weniger schöne eigene Melodie pfeift. Besonders lebhaft in der Erinnerung ist mir eine Melodie, die wir in der Nähe unserer Hütte von Manumbai gehört haben. Wir kamen mehrmals in Intervallen von Tagen und

Wochen dorthin, und jedesmal hörten wir dasselbe charakteristische Motiv. Ich bedauerte fast, diese wohlklingenden Naturlaute nicht künstlerisch verwerten zu können.

Wir machten verschiedene Ausflüge nach dem südwärts gelegenen Distrikte von Papakula, dem zweiten Dorf hier in der Umgebung, nicht weit von dem Ursprungsgebiet des Sungi Kololobo. Zu diesem Zweck mußten wir in südlicher Richtung den Sungi aufwärts fahren. Etwas oberhalb unseres Ankerplatzes, vor einer Biegung im Sungi, lag an einer offenen Stelle im Walde eine verlassene Hütte; es war die Jagdhütte von Totem, dem Makassaren. Hier pflegte er zur Zeit der Paradiesvogeljagd zu übernachten.

Am felsigen Ufer des Sungi, etwa einen Meter über dem Wasserspiegel fanden wir Muscheln (*Perna*), die in ihrem Aussehen an Austern erinnerten; sie waren so fest mit dem Felsen verwachsen, daß keine Möglichkeit bestand, sie von demselben loszulösen. Ich hielt sie zuerst für fossil, wurde aber von dem Gegenteil überzeugt, als ich eine mit dem Hammer abschlug und im Innern den Weichkörper fand. Aus dem Abstand der Muscheln vom Wasserspiegel war zu ersehen, wie sehr auch hier im Sungi der Wasserstand entsprechend den Gezeiten wechselte. Im Sungi Kololobo trat die Flut zweimal in 24 Stunden auf, was an unserer Beobachtungsstelle am Sungi Manumbai nicht der Fall gewesen war. Wenn die Flut zurückging, trieben mit der Strömung eine Unmenge morscher Äste, Blätter und viel Schlamm sungiabwärts.

Ich möchte hier nicht alle verschiedenen Touren besprechen, die wir von der „Marie“ aus unternahmen, sondern nur noch erzählen, wie wir es schließlich durchsetzten, daß wir die Paradiesvögel zu sehen bekamen. Totem fuhr während unseres Aufenthalts im Sungi Kololobo, häufig an uns vorüber; wir riefen ihn mehrmals an, verhandelten mit ihm, aber immer suchte er andere Ausflüchte und erfand neue Schwierigkeiten. Bald hieß es, bis zu der Stelle, wo die Paradiesvögel vorkämen, hätten wir zwei Tagereisen, dann wieder, sie seien jetzt im Walde verstreut, und nicht aufzufinden. Piong, unser Diener und Hauptjäger, war wütend auf den Makassaren und empfing ihn stets mit einer Flut von Verwünschungen und Schimpfworten. Das kümmerte Totem wenig. Eines Abends, als er wieder an uns vorüberfuhr, beauftragten wir ihn, für uns ein Paradiesvogelmännchen und zwei Weibchen zu schießen. Schon am nächsten Vormittag brachte er uns die drei gewünschten Tiere und dazu noch einen Burung Keping-Keping (*Cicinnurus regius*), auch ein Angehöriger der Familie der Paradiesvögel, aber viel kleiner wie der Göttervogel (*Paradisea apoda*); leider war er mit viel zu grobem Schrot geschossen worden und daher arg zugerichtet. Keping ist die Bezeichnung für die Kupfermünze im Archipel, und dieser Vogel wird so

genannt, weil seine beiden mittleren Schwanzfedern, die nur am Ende mit einer Fahne besetzt und hier eingerollt sind, etwa die Form von kleinen Geldstücken haben. Diese beiden Federn haben einen wunderschönen grünen Seidenglanz. Der Vogel ist sonst bis auf einen geradeso gefärbten breiten Kragen und eine weiße Stelle am Bauch, orangerot gefärbt.

Mit der prompten Erledigung unseres Auftrages hatte der Makassare bewiesen, daß die Paradiesvögel gar nicht so weit von hier vorkamen. Jetzt ließen wir ihn nicht mehr locker, er mußte uns auf jeden Fall zu der Stelle führen; endlich gab er nach; sein Sohn sollte uns führen, aber Waffen durften wir nicht mitnehmen! Wir fuhren den Sungi Kololobo anwärts, bogen dann in einen Seitensungi rechts ein und stiegen nach einer halbstündigen Fahrt an einer Stelle aus, die als Landungsstelle gekennzeichnet war. Hier lagen bereits zwei Boote am Ufer, die den Bewohnern von Papakula gehörten. Nun ging es in schnellem Tempo zu Fuß weiter; wie uns der Makassarensohn versicherte, mußten wir uns sehr beeilen, wenn wir zur Zeit unser Ziel erreichen wollten. Die Paradiesvögel eines Bezirks versammeln sich zur Zeit der Paarung regelmäßig am frühen Morgen, etwa um halb 6 Uhr und nachmittags gegen halb 3 Uhr auf einem besonders hohen Baum, sodaß man mit ziemlicher Sicherheit damit rechnen kann, sie zu diesen Zeiten anzutreffen. Die Paarungszeit der Paradiesvögel fällt in die Monate Mai bis Juli, wir standen also gerade am Beginn dieser Periode; der Tag dieses Ausflugs war der 4. Mai.

Zuerst gingen durch dichten Buschwald, wir passierten verschiedene Bäche, schritten dann ein Stück weit in einem Bache aufwärts bis zu einer Lichtung, wo vier Hütten von Papakula standen. Wir hielten uns auch hier nicht weiter auf. Ich erinnere mich nicht, jemals sonst in derartigem Tempo eine größere Strecke in den Tropen zurückgelegt zu haben. In dieser Dampfbadatmosphäre um die Mittagszeit beinahe zu laufen, war in der Tat etwas anstrengend, aber was tut man nicht alles, um einen Vogel des Paradieses leibhaftig zu sehen! Allmählich schienen wir uns dem eigentlichen Revier zu nähern, die Vegetation wurde immer reicher, mächtige Baumriesen stiegen zum Himmel empor, und eine Urwaldszenerie eröffnete sich vor unseren Blicken, wie wir sie großartiger auf der ganzen Reise nicht gesehen haben. Leider hatten wir auf dem Hinweg keine Zeit, dieselbe näher zu betrachten und zu genießen, wir mußten schnell vorwärts, wollten wir unseren leichtfüßigen Führer nicht aus den Augen verlieren, und bei dem Vorwärtsschreiten mußten viele natürliche Hindernisse überwunden werden, so daß ein Moment der Unachtsamkeit oder des Umschauens sich mit einem jähen Fall gerächt haben würde. Etwa zwei Stunden waren wir unterwegs, als unser Führer anhielt

und lauschte. In der Ferne vernahmen wir einen langgezogenen Ton, und nach kurzer Zeit wurde er wiederholt. Der Makassare sagte leise: „Burung mati“ — Paradiesvogel — dann stürmte er wieder voran und wir hinter drein; wir waren in einiger Aufregung angesichts der Tatsache, jetzt dem Ziel unserer Wünsche so nahe zu sein. Während wir möglichst geräuschlos vorwärts eilen, hören wir von verschiedenen Seiten den Ruf des Paradiesvogels, bald in höheren, bald in tieferen Tönen. Mit diesen Rufen suchen sich die Männchen und Weibchen gegenseitig anzulocken. Die Männchen haben die höhere, die Weibchen die tiefere Stimme; sie ist sehr charakteristisch, und hat man sie einmal gehört, wird man sie immer leicht wieder erkennen, aber schön ist sie nicht; man vernimmt einen langgezogenen, etwas krächzenden Ton, der in kurzen Intervallen mehrmals wiederholt wird. Fast möchte man bedauern, daß dieser äußerlich so prächtig ausgestattete Vogel eine so wenig melodische Stimme besitzt. Aber genau genommen, kann man sich darüber nicht wundern; der Paradiesvogel ist eigentlich ein Parvenu und seine Familie mit der der Raben am nächsten verwandt.

An einem gewaltigen Urwaldriesen angelangt, machen wir Halt. Kerzengerade strebt der mächtige Stamm in die Höhe; er hat eine ganz glatte Oberfläche. Der unterste Ast sitzt etwa in einer Höhe von fünfzehn Metern und noch viel höher befinden sich die übrigen Äste, die die Krone bilden. Dieser Riese steht aber durchaus nicht vereinzelt, seine Wipfel bilden mit den benachbarten hohen Akazien und Kanarienbäumen eine zusammenhängende Laubmasse, in der nur einzelne Lücken frei sind. Von da oben kamen die Lockrufe zu uns herunter. Wenn man sich noch vorstellt, daß sich zwischen die Baumkronen und den Erdboden Gewächse verschiedenster Art dazwischen schieben, wird man verstehen, welche Schwierigkeiten es macht, die Paradiesvögel hoch oben überhaupt zu entdecken. Wir waren denn auch zunächst in unseren Bemühungen wenig erfolgreich; wir hörten die Paradiesvögel, sahen auch, daß die Zweige bewegt wurden, von den Vögeln selbst war aber rein gar nichts zu sehen. Ohne ein Wort zu reden standen wir da, suchten mit unseren Augen das Laub zu durchdringen, änderten mehrmals unseren Standort, um vielleicht durch irgend eine Lücke im Blätterdach die seltenen Vögel zu entdecken. Es war ganz vergeblich. Allmählich wurde uns durch das ständige Nachbensehen der Hals ganz steif; wir legten uns daher mit dem Rücken auf den Boden. Endlich sahen wir den ersten Paradiesvogel, und zwar ein Weibchen, wie wir an seiner gleichmäßig braunen Färbung erkannten; jedesmal bevor es seine Stimme erhob, reckte es etwas den Hals, und gleichsam wie ein Echo kam von verschiedenen Seiten die Antwort zurück. Es waren andere Weibchen, die, wahrscheinlich

weniger der Antwort als der Konkurrenz wegen, ihre Lockrufe vernehmen ließen. Bald hörten wir auch den Ruf eines Männchens, dann noch einen, aber sie waren offenbar bedeutend in der Minderzahl. Kein Wunder auch, denn nur die Männchen mit ihrem prächtigen Feder Schmuck werden gejagt, die Paradiesvogelweibchen mit ihrem einfachen Gefieder sind dem Menschen gleichgültig. So scheint sich hier durch des Menschen List und Nachstellung bei den Paradiesvögeln das Verhältnis umgekehrt zu haben. Die Männchen, die sich sonst zur Zeit der Paarung mit dem schönsten Hochzeitskleide schmücken und von denen eines das andere durch die Pracht seines Gefieders zu verdrängen sucht, sind nun so stark dezimiert worden, daß sie eigentlich gar nicht mehr in einen Wettbewerb zu treten brauchen. Jetzt sind es die Weibchen, die um die Liebe des Männchens buhlen!

Man könnte fast wünschen, daß die Natur sich für diese brutale Verfolgung der Paradiesvögel durch den Menschen rächen möchte und daß das Hochzeitskleid, das sich doch aller Wahrscheinlichkeit nach im Konkurrenzkampf bis zu dieser Vollkommenheit entwickelt hat, sich wieder vereinfache. Vielleicht würden sich die Menschen dann klar werden, welch' verwerfliche Gefühle sie dazu treiben, diesen wunderbaren Vögeln nachzustellen. Doch dieser Wunsch ist wohl zu ideal und dürfte sich kaum jemals verwirklichen! Sollte es aber nicht möglich sein, dieser Frage von realer Basis aus näher zu treten, um dem schmähhlichen Handel mit Paradiesvögeln zu steuern? Zu Tausenden werden diese wunderbaren Vögel zu Schmuckzwecken nach Europa exportiert; in manchen Gegenden Neu-Guineas sind sie schon so stark dezimiert worden, daß sie dort dem Aussterben nahe sind. Auch auf den Aru-Inseln sind die Paradiesvögel sehr viel seltener geworden und die Exportziffer ist in den letzten Jahren nicht wegen Mangel an Nachfrage, sondern rapider Abnahme der Art stark gesunken. Wenn nicht bei Zeiten hier durch streng durchgeführte Jagdgesetze und womöglich durch Schaffung von Reservaten diesem Vernichtungskampf Einhalt geboten wird, werden in nicht allzuferner Zeit die schönsten Paradiesvogelarten ausgestorben sein! Fürwahr ein Ruhmesblatt in der Kulturgeschichte der Menschheit!

Richten wir unsere Aufmerksamkeit wieder auf die Paradiesvögel über uns. Nach einigem Suchen gelang es, eine kleine Lichtung ausfindig zu machen, von wo wir einen besseren Überblick über die oberen Regionen gewannen. Wir setzten uns auf einen umgestürzten Baumstamm und suchten von hier mit Feldstechern die Paradiesvögel zu beobachten. Ich hatte meine photographische Kamera mitgenommen, aber es war ganz aussichtslos von hier unten eine Aufnahme zu versuchen, dafür war die Entfernung viel zu groß.

Mit dem Erscheinen zweier Paradiesvogelmännchen wurde das Konzert oben noch lebhafter. Dann sah ich, wie ein Männchen mit wundervollem Gefieder sich einem Weibchen seitlich hüpfend näherte, die Flügel ein wenig hob und die daruntersitzenden leuchtenden Federn entfaltete. Mit diesen duftigen, zarten Federn, die von dunkel goldgelben Tönen am Grunde nach außen in silberhell glänzende übergehen, suchte es das Weibchen zu blenden. Leider war es uns nur kurze Zeit vergönnt, diesem reizenden Liebesspiel zuzusehen. Das Weibchen sprang bald auf einen anderen Zweig, das Männchen folgte ihm und damit waren sie unseren Blicken entschwunden. Später sah ich nur noch ein junges Männchen und verschiedene Weibchen. Die jungen Paradiesvogelmännchen sind daran kenntlich, daß bei ihnen die schönen Achselfedern noch kaum entwickelt sind, auch fehlt die hellgelbe und metallgrüne Färbung am Kopf. So hat es beinahe das Aussehen des Weibchens, bis auf eine gelbe Stelle hinten am Bauch, vor der Ansatzstelle des Schwanzes. Erst im dritten Jahr bekommen die Paradiesvogelmännchen ihr voll ausgebildetes Prachtgefieder.

Nachdem wir etwa anderthalb Stunden am Stelldichein der Paradiesvögel zugebracht hatten, wurde es allmählich oben in den Bäumen stiller; die Gesellschaft hatte sich aufgelöst und im Walde verstreut. Wir mußten jetzt an den Rückweg denken, wenn wir vor Einbruch der Dunkelheit unser Boot erreichen wollten. Wir waren sehr erfüllt von dem, was wir gesehen hatten, wenn auch ein wenig enttäuscht darüber, daß wir die Paradiesvögel nicht aus größerer Nähe hatten beobachten können. So machten wir uns auf den Weg mit ähnlichen Gefühlen, wie sie ein Theaterbesucher haben mag, der einer interessanten Aufführung nur mit halbem Genuß von einem schlechten Galerieplatz beigewohnt hat!

Auch Wallace, der vor etwa fünfzig Jahren sich mehrere Wochen in dieser Gegend aufhielt, war nur einmal so glücklich, den Paradiesvogel lebend zu sehen und konnte aus dem gleichen Grunde wie wir, nur einen flüchtigen Eindruck von ihm gewinnen. Über die Brutpflege der Paradiesvögel ist bisher noch sehr wenig bekannt; nur von einigen Arten kennt man die Nester und weiß, wie ihr Gelege aussieht. Hier bleibt noch eine interessante Aufgabe für künftige Forschungsreisende, denn für eine gründliche Beobachtung der Paradiesvögel lohnt sich schon eine Reise eigens zu diesem Zweck.

Wallace setzte unter den Titel seiner Reisebeschreibung „Der malayische Archipel“ noch die Worte: „die Heimat des Orang-Utan und des Paradiesvogels“, zwei Tierformen, die für diese Region besonders charakteristisch sind und von denen der Orang-Utan nur im westlichen Teil des Archipels vorkommt, während die Paradiesvögel auf Neuguinea und einige ihm vorgelagerte Inseln beschränkt sind und im ganzen übrigen Archipel fehlen. Nur vier

Gattungen kennt man von Nord- und Ost-Australien. Im allgemeinen ist das Verbreitungsgebiet ihrer Familie ein wohl abgegrenztes; die Paradiesvögel sind ausgesprochene Waldvögel und finden sich daher nur auf Inseln mit einer ähnlichen Urwaldvegetation, wie sie auf Neu-Guinea vorkommt. Die Aru-Inseln haben wahrscheinlich zu Ende des Tertiärs oder noch zu Beginn des Quartärs mit dem Festland von Neu-Guinea in Verbindung gestanden, sind auch jetzt nur durch ein seichtes Meer von ihm geschieden und liegen auf dem gleichen unterseeischen Rücken wie Neu-Guinea. Der Abstand der Kei-Inseln von den Aru-Inseln beträgt zwar nur 125 km, sie sind aber durch einen tiefen Graben voneinander getrennt, und nach den bisherigen Untersuchungen scheint festzustehen, daß die Kei-Inseln in geologisch älterer Zeit mit Neu-Guinea in Verbindung gestanden haben wie die Aru-Inseln. Dadurch wird verständlich, wieso auf den Aru-Inseln noch fünf Arten von Paradiesvögeln vorkommen, während sie auf den Kei-Inseln vollständig fehlen. Übrigens muß auch die Trennung der Aru-Inseln vom Festland immerhin so lange bestehen, daß die Entstehung neuer Arten oder wenigstens Unterarten möglich war. So unterscheidet sich auch der schöne große Paradiesvogel der Aru-Inseln durch seine am Grunde tief goldgelben Achselfedern von seinem Verwandten in den benachbarten Gebieten von Neu-Guinea, dessen Achselfedern am Grunde lichtgelb sind und an der Spitze blendend weiß werden.

Wallace erzählt von dem Ruf des großen Paradiesvogels: „Er ist so laut und schrill, daß man ihn in großer Entfernung hört und daß er das hauptsächlichste und charakteristischste Tiergeräusch der Aru-Inseln ist.“ Dieser Ausspruch besteht heute nicht mehr zu Recht, viel eher könnte man diese Worte auf den Flötenvogel anwenden, der oben erwähnt wurde; der große Paradiesvogel ist jetzt hier verhältnismäßig selten geworden, und ich erinnere mich nach dieser ersten Bekanntschaft mit ihm nur noch zweimal seinen Ruf gehört zu haben. Das eine Mal in der Nähe eines Seitensungis, des Sungi Manumbai in Wokam, das andere Mal im Innern von Terangan, in der Nähe von Erersin. Der große Paradiesvogel ist auf das Hauptland der Aru-Inseln beschränkt und am häufigsten auf Kobroor, der Insel, auf der Manumbai liegt.

Die Arunesen machen schon seit Jahrhunderten Jagd auf die Paradiesvögel. Die Jagdzeit fällt in die Monate Mai bis Juli, wenn das Gefieder der Paradiesvogelmännchen fertig entwickelt ist. Wenn ein Arunese einen Baum ausfindig gemacht hat, auf dem sich die Paradiesvögel eines Bezirks ein Stelldichein geben, macht er ein Zeichen in denselben; dieser ist damit „pomali“, und es ist jedem anderen untersagt, von diesem Baum Vögel herunterzuschießen. „Pomali“ hat auf den Aru-Inseln eine ähnliche Bedeutung wie das „Tabu“ in der

Südsee. Der Arunese sucht sich dann auf den unteren Zweigen seines Baumes eine geeignete Beobachtungsstelle aus und macht sie durch ein Laubdach möglichst unauffällig. Bevor es zu dämmern beginnt, klettert er auf seinen Posten hinauf, mit einem Bogen und mehreren vorne verbreiterten Pfeilen bewaffnet. Von seinem Versteck aus schießt er auf die Vögel, die durch den Anprall betäubt, zu Boden fallen und hier von einem zweiten Arunese getötet werden. Auf die Weise wird vermieden, daß das kostbare Gefieder mit Blut befleckt wird. Es soll möglich sein, mehrere Paradiesvögel nacheinander von demselben Baum herunter zu schießen, da die übrigen nicht scheu werden, wenn plötzlich einer getroffen herunterfällt. Neuerdings bedienen sich übrigens schon ganz viele Eingeborene der Flinte zur Paradiesvogeljagd. Die Präparation der Vögel wird wenig vorsichtig ausgeführt. Das Hauptgewicht wird dabei auf gute Erhaltung der Schmuckfedern gelegt; der Körper wird ausgenommen, auch das Gehirn, und dabei der Schädel stark beschädigt, sodaß der Kopf ein ganz unscheinbares Aussehen erhält. Auch die Flügel werden schlecht präpariert, und die Beine wurden bis vor kurzem immer entfernt. Daher kamen früher nur fußlose Bälge nach Europa, und allerlei Sagen verbreiteten sich über diese wunderbaren Vögel ohne Füße, die man für übernatürliche Wesen hielt. Die malayische Bezeichnung des großen Paradiesvogels „burung mati“, was toter Vogel heißt, stammt offenbar aus einer Zeit, als die Malayen den Vogel nur als Balg kannten. Auf seine Fußlosigkeit spielt sein wissenschaftlicher Name an: *Paradisea apoda*, der ihm von Linné zuerteilt wurde. Wallace führt in seiner Zusammenstellung über die Paradiesvögel 18 Arten an, die dieser Familie angehören. Heute kennt man deren nahezu 80. Sie sind von einer außerordentlichen Verschiedenheit und Farbenpracht, daß man sie vom künstlerischen Gesichtspunkt aus wohl als die wunderbarsten und kühnsten Schöpfungen ansehen kann, die überhaupt die Natur im ganzen Organismenreich geschaffen hat.

Unser Standquartier im Sungi Kololobo war gut gewählt. Nächst Manumbai hatten wir hier die schönsten Ergebnisse. Unsere Sammlung an Süßwasserfischen erhielt neuen Zuwachs; von den vielen Reptilien, die wir hier fingen, muß besonders der große *Gonyocephalus* erwähnt werden, der hier in zwei Arten vorkommt. Die derbe Haut und die scheinbar starren Formen dieser Eidechse mit ihrem langen Kehllappen stehen in eigenartigem Kontrast zu der Geschwindigkeit, mit der sie sich vorwärts bewegt. Wir erlegten hier auch verschiedene Vögel, die uns bisher noch nie begegnet waren. Darunter beispielsweise vier Exemplare einer Erddrossel (*Pitta atricapilla*), eines wunderhübschen bunten Vogels mit einigen silberglänzenden grünlichen Federn auf den Flügeln. Er scheint hauptsächlich auf Kobroor beschränkt zu sein. Die Säugetierkollektion erhielt auch hier nur geringen Zuwachs.

Im Wald in der näheren Umgebung unseres Ankerplatzes fanden wir manches Interessante. Die Insektenfauna war freilich, abgesehen von Ameisen und Termiten, nicht besonders reichhaltig; die Spinnen waren dagegen wie mancherorts auf den Arn-Inseln sehr zahlreich. Die große *Nephila* fanden wir auch hier wieder häufig. Es sind fast immer *Nephilaw*eibchen, die man zu sehen bekommt, die Männchen sind unverhältnismäßig viel kleiner und haben eine etwas andere Färbung. Es kann leicht geschehen, daß man sie für eine ganz andere Art hält, so verschieden sind sie. Manchmal sitzen mehrere Männchen an der Peripherie eines großen Netzes und das Weibchen in der Mitte. Ihnen fällt dann die kleine Beute zu, die ihnen das Weibchen überläßt. Im allgemeinen leben die Männchen für sich und spinnen ihre eigenen Netze.

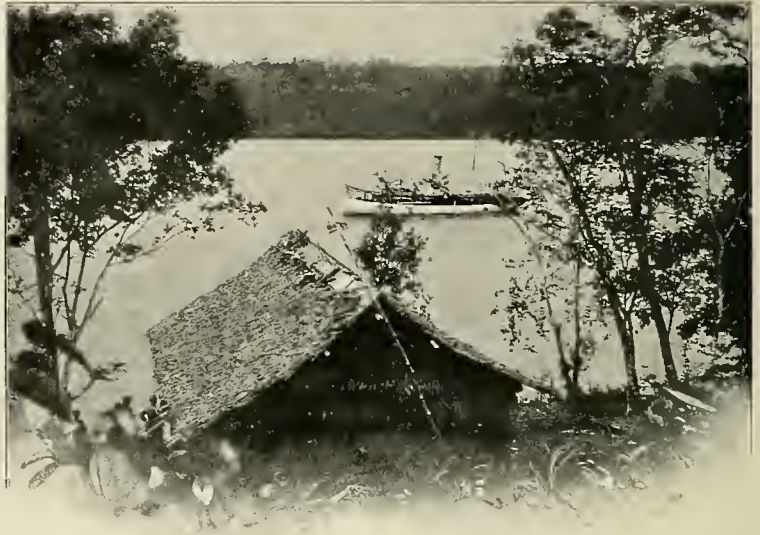
Eine Spinne, die nicht durch ihre Größe, sondern durch ihre bizarre Form auffällt, ist die *Gasteracantha*, deren Hinterleib, wie ihr Name sagt, mit stacheligen Fortsätzen versehen ist. die stahlblau irisieren. Auf beiden Seiten sitzen vier solche Fortsätze, so daß es den Anschein hat, als ob die Spinne beflügelt sei. Die Querachse ist beinahe ebenso lang wie die Körperachse. Auch die Färbung dieser Spinne ist eigenartig; über den dunklen Rücken ziehen einige gelbe Querbinden und auf der stahlblauen Bauchseite sind ein paar kleine weiße Punkte. Sieht man die Spinne in ihrem zierlichen Netz, von einem Sonnenstrahl beleuchtet, so sehen diese hellen Flecken wie Tautropfen aus.

Die beiden hier besprochenen Arten halten sich im allgemeinen in der Mitte ihres Netzes auf. Eine andere ebenfalls häufige Art, die *Aranea radja*, spinnt auch ihr Netz, liegt aber selbst im Hinterhalt. Man entdeckt sie an einem hellen, weißen Kreuz, das sie auf ihrem Rücken trägt. Ein vertrocknetes eingerolltes Laubblatt, mit dem sie in der Färbung bis auf das Kreuz genau übereinstimmt, benutzt sie als Versteck. Ist ein Insekt in ihre Netze gegangen, dann stürzt die große Spinne hervor, macht ihr Opfer wehrlos, tötet es mit einigen kräftigen Bissen und schleppt es davon.

Eine genauere Beschreibung der teilweise sehr üppigen Vegetation in der Umgebung der Sungis zu geben, ist mir nicht möglich, man wird überwältigt von der Fülle verschiedener Pflanzenformen; auffallend ist der Reichtum an Epiphyten, die sich überall angesiedelt haben. Vor allem sind es die Farne, die Polypodien, die mit ihren Rhizomen schlangengleich am Boden hinkriechen und an Stämmen und Ästen hinaufklettern; die *Blechnum*-Arten, deren langgefiederte Blätter graziös von Ästen und Felsen herunterhängen. Häufig waren hier auch verschiedene Orchideen, die zum Teil auf dem Humusboden, zum Teil an Stämmen festsaßen, einzelne mit roten, andere mit gelben Blütentrauben. Diese

wunderbaren Gewächse, die in Europa als Inbegriff der empfindlichen Treibhauspflanze gelten, hier im Freien anzutreffen, brachte uns wieder so recht zum Bewußtsein, in welcher Tropenatmosphäre wir lebten und auch wie wohl wir uns darin fühlten.

Wir waren schon über eine Woche im Sungi Kololobo und gerade von einer etwas ausgedehnten Vormittagsexkursion zurückgekehrt, als wir in der Ferne Gongs und Trommeln vernahmen, dann auch den Gesang der Arnesen, mit dem sie sich beim Rudern begleiten und plötzlich an einer Biegung im Sungi rasch hintereinander drei Prauen auftauchen sahen, die mit



Die „Amboina“ im Sungi Manumbai.

flinken Ruderschlägen auf uns zustrebten. Wir glaubten zuerst, der Kontrolleur komme, da wir ein derartiges Aufgebot von Booten und Leuten bisher noch nicht gesehen hatten. Er selbst kam zwar nicht, aber ein Brief von ihm, den uns unser Freund, der Kapala-soa von Manumbai, aushändigte. Herr du Cloux (er war Mitte April von seiner Urlaubsreise zurückgekehrt) teilte uns darin mit, daß er nach der Ostküste gefahren sei und uns in zwei Tagen in Manumbai mit dem Polizeidampfer erwarte, um gemeinsam mit uns in den Sungi Maikoor zu fahren und von da eine Tour ins Innere von Terangan zu unternehmen. Über diese Nachricht freuten wir uns sehr, denn auf diese Weise hatten wir noch die Möglichkeit, einen der Hauptsungis der Aru-Inseln kennen zu lernen und in das Innere von Terangan von Norden her vorzudringen, was uns allein nicht gestattet worden wäre. In den Prauen war auch der Patti von Wokam, der Orang-kaja von Manumbai mit Gefolge mitgekommen, so daß wir von einer ganzen Flottille umgeben waren, da auch noch zwei Einbäume von Seltutti zu uns stießen (Taf. VIII). Natürlich suchte die ganze Gesellschaft die „Marie“ zu stürmen, um hier alles zu betrachten und zu betasten, aber wir jagten sie bald vom Deck herunter und gestatteten nur dem Patti und den Häuptlingen, bei uns zu bleiben. Jeder von ihnen erhielt eine Handvoll Tabak, was immer gerne, aber

auch mit großer Selbstverständlichkeit hingenommen wurde. Da wir die Umgebung des Sungi einigermaßen gut kannten, entschlossen wir uns, am folgenden Tag ohne Umwege nach Manumbai zu fahren, um hier den Kontrolleur zu erwarten. Am Nachmittag traf er mit der „Amboina“ dort ein und wir siedelten dann gleich zu ihm über. Nach unserem primitiven und auch etwas strapaziösen Leben auf unserem Logger erschien uns jetzt der Polizeidampfer als der Inbegriff aller Kultur, wozu Korbstühle, Tische und vor allen Dingen etwas mehr Bewegungsfreiheit ihr Hauptteil beitrugen.

4. Sungi Maikoor.

Morgens früh um 6 Uhr verließen wir Manumbai, die „Marie“ nahmen wir ins Schlepptau, um unabhängiger zu sein, falls der Kontrolleur allzusehnell nach Dobo zurückkehren wollte. Wir fuhren dem westlichen Ausgang des Sungi Manumbai zu und nahmen weiter westlichen Kurs, da Maikoor, die Insel, die vom Sungi Barkai und Maikoor begrenzt wird, sich ziemlich weit nach Westen vorschiebt.

Um 11 Uhr waren wir vor der Ortschaft Maikoor. Weitab vom Land mußten wir wegen der sehr geringen Meerestiefe Anker werfen, und es verstrich geraume Zeit, bis die Frau, die auf unser Signal hin vom Lande abstieß, unser Schiff erreichte. Der Patti von Maikoor begrüßte uns oben auf dem Verdeck der



Die „Marie“ im Schlepptau.

auch vieler etwas zivilisierterer Mohammedaner und Heiden. Der Patti und die vier Arunesen, die ihm begleiteten, waren von hellbrauner Hautfarbe. Die Arunesen sind sonst durchschnittlich schwarzbraun.¹ Auch die Haare der Bewohner von Maikoor waren kurz geschnitten wie die

¹ Der Durchschnittston der Hautfarbe der Arunesen liegt zwischen Nr. 29 und 30 der v. Luschanschen Hautfarbenskala.

eines Europäers und nicht in so verwahrlostem Zustand wie bei den meisten Arunesen. Wir hatten hier verhältnismäßig zivilisierte Arunesen vor uns, welcher Eindruck bestärkt wurde, als wir im Ort selbst ankamen. Maikoor erinnert in mancher Beziehung an Wangil, das Dorf des Patti von Wangil, das wir bereits kennen gelernt hatten. Die Bevölkerung von Maikoor ist protestantisch und außer dem ambonesischen Guru und seiner Familie sahen wir hier noch einige Frauen ambonesischer Herkunft, die mit Arunesen verheiratet waren. Auch die Frau des Patti war eine Ambonesin.

Maikoor ist einer der wenigen Plätze auf den Aru-Inseln, wo Töpfereien hergestellt werden. Nur die Frauen und Mädchen befassen sich damit. Die Töpferscheibe ist hier wie auf allen benachbarten Inselgruppen unbekannt. Die Gefäße werden auf folgende primitive Methode hergestellt: Ein feuchter Klumpen lehmfarbener Erde wird zunächst ordentlich mit der Hand oder mit einem Stempel geknetet, dann oberflächlich abgerundet und danach mit der Hand ausgehöhlt; ist dies im Groben bis zu einem gewissen Punkte gediehen, so wird die Masse mit einem abgerundeten Stein und einem Schlagbrett gleichzeitig von innen und außen solange geschlagen, bis die ganze Wand des Gefäßes, das dabei ständig langsam gedreht wird, allmählich gleichmäßig dünn und fest geworden ist. Es ist erstaunlich, wie bei diesem an sich so primitiven Verfahren die Gefäße verhältnismäßig ganz regelmäßig ausfallen. Sind sie genügend getrocknet und äußerlich mit feinem Sand geglättet, so werden sie in brennende Reisige gestellt, um hier den Brand zu erhalten. Daß dieser sehr ungleichmäßig ausfällt und manche Gefäße dabei anbrennen, ist bei einer so primitiven Methode nicht weiter verwunderlich.

Verschiedenerlei Tonwaren werden hier hergestellt: Wasserkrüge mit engem Hals, Gefäße mit weiter Öffnung als Kochtöpfe, ferner Sagoöfen von verschiedener Größe. Sie bestehen aus einem viereckigen Kasten, der eine Anzahl rechteckiger Fächer enthält. Jedes Fach bildet die Form für ein Sagobrot. Zwei Griffe auf beiden Seiten des Sagoofens dienen dazu, ihn im geeigneten Moment vom Feuer herunterzunehmen. Auch die einzelnen Behälter für das Sirihkörnchen werden aus Ton bereitet (siehe Seite 42). Sie sind die einzigen Gefäße, die allenfalls mit einfachen Linienornamenten verziert werden: an den Krügen und Töpfen werden höchstens mit dem Fingernagel oder der Fingerbeere kleine Eindrücke am Rande des Gefäßes oder am Hals desselben eingepreßt.

Die Matten, die wir in Maikoor sahen, waren gut gearbeitet und recht geschmackvoll in der Musterung; verschieden gefärbte Pandaneenfasern waren dazu verwandt worden. Jede Matte besteht aus zwei Teilen, die aufeinander gelegt und deren Ränder

zusammengenäht werden. Die beiden Hälften bestehen aus verschieden starkem Flechtwerk und sind verschieden gemustert. Da wir sonst auf den Aru-Inseln nirgends ähnliche Matten gesehen haben, dürfte diese Art der Flechterei wahrscheinlich auf fremde Einflüsse zurückzuführen sein.

Als wir Maikoor verließen und mit dem Boot hinaus zur „Amboina“ fuhren, fielen uns viele entwurzelte Kokospalmen an, die am Strande lagen; der Westmonsun hatte sie umgerissen. Die dichten Wurzelbüschel am unteren Stammende gaben den Palmen ein merkwürdiges Aussehen, und aus der Ferne konnte man sich mit etwas Phantasie leicht vorstellen, daß hier eine furchtbare Schlacht stattgefunden habe und nun die Köpfe der erschlagenen Arunesen am Strande herumlägen!

Maikoor liegt am westlichen Ausgang des gleichnamigen Sungi. Der Sungi Maikoor ist hier ebenso wie der Sungi Barkai buchtenartig erweitert. Die Entfernung vom einen Ufer bis zum andern beträgt zirka acht Kilometer. Gegenüber von Maikoor auf dem anderen Sungiufer liegt Wangal, ein Dorf, das aus einer größeren Zahl von Hütten besteht, die eben aber größtenteils nicht bewohnt waren. Zur Zeit des Südostmonsuns, wenn die Perlfischerflotte die Westseite der Aru-Inseln aufsucht, kommt ein Teil der Logger in die Bucht von Maikoor, und hier vor Wangal werden die Boote ans Land gezogen und in den Monaten der Ruhe für die kommende Kampagne ausgebessert und wieder in Stand gesetzt. Ein anderer Teil der Flottile kommt nach Dobo, der Rest geht nach Samang an der Westküste von Wokam.

Es war vollkommen unmöglich, während der Fahrt vom Dampfer aus einen Überblick über den Sungi zu bekommen. Durch eine Unzahl größerer und kleinerer Inseln, die in ihm verstreut liegen, erhält er einen recht komplizierten Verlauf; er hat eine sehr beträchtliche Breite, und bei jedem Seitenkanal ist man im Zweifel, ob hier ein richtiger Seitensungi einmündet, oder ob es nur ein Seitenarm ist, der hinter einer Insel herumläuft. Sich in diesem Gewirr zurechtzufinden, ist nicht leicht; an einigen Stellen hatte der Kapitän der „Amboina“ auf früheren Fahrten Pfähle eingerammt, die ihm nun als Wegweiser dienten, bisher aber nur im ersten Teil des Sungi. Durch den Sungi Manumbai und Barkai hatten wir bis auf wenige Stellen mit Volldampf hindurchfahren können, die zahlreichen Untiefen im Sungi Maikoor zwangen dazu, die bestimmte Fahrstraße einzuhalten und in unbekanntem Fahrwasser mit halber Geschwindigkeit zu fahren und in kurzen Zwischenräumen zu loten.

Wir fuhren an diesem Tag nicht weit in den Sungi hinein. Der Kontrolleur wollte noch nach Gadalmorna, einem Dorf südlich vom Sungi Maikoor. Die „Amboina“ hielt

im Hauptsungi, wir fuhren mit dem Kontrolleur, einigen Soldaten und dem Patti von Maikoor in zwei Booten einen kleinen Seitensungi landeinwärts in südlicher Richtung. In Gadalmorna war der Häuptling gestorben; nun sollte in Gegenwart des Regierungsbeamten die Neuwahl vorgenommen werden. Als wir im Dorf ankamen, waren die Arunesen gerade im Begriff, in die Prau einzusteigen und uns entgegen zu fahren. Der Ort besteht aus wenigen, aber geräumigen Hütten mit weit überladenden Dächern, die am Rande noch durch besondere Pfosten gestützt werden. Dadurch befindet sich vor jeder Hütte eine Vorhalle. Der Kontrolleur ließ in einer derselben die ganze erwachsene männliche Bevölkerung zusammenrufen, was einige Zeit dauerte, da verschiedene Männer noch im Walde waren, die erst „zusammengetrommelt“ werden mußten.

Wir suchten inzwischen einiges einzutauschen und konnten verschiedene Schmuckgegenstände des verstorbenen Häuptlings: Halsketten und Armbänder, zwei Federbüsche aus Hahnen- und Paradiesvogelfedern, die der Häuptling bei besonderen Gelegenheiten an den am Oberarm befindlichen Armbändern getragen hatte, erwerben. Ein langer Bogen aus Bambus von zwei Meter Länge, war die einzige Waffe, die wir erhalten konnten. Auf zwei Kriegsschilde, die uns gebracht wurden, mußten wir verzichten, da die Besitzer in ihren Forderungen zu unverschämt waren. Nicht weit von der einen Hütte lag das Grab des Häuptlings, es war nicht wesentlich anders wie die Gräber, die wir bereits kennen gelernt hatten, und über und über mit kleinen dreieckigen Fähnchen geschmückt. Wegen des ekelerregenden Geruchs, der von dem verwesenden Leichnam ausging, traten wir nicht näher an das Grab heran, auch hätten die Arunesen das nicht gerne gesehen.

Inzwischen hatten sich die 17 wahlberechtigten Männer von Gadalmorna in der Vorhalle versammelt. Sie hockten im Kreise nieder, der Patti trat in ihre Mitte und fragte einen nach dem andern, wen er zum Häuptling wähle. Die Männer schienen sich ganz einig, denn alle deuteten auf denselben Mann und sagten dabei seinen Namen: „Mafui“. Mafui wurde also einstimmig zum Orang-tua gewählt. Der Patti teilte das Ergebnis der Wahl dem Kontrolleur mit, der nichts dagegen einzuwenden hatte, den Neuerwählten zu sich heranrief und ihn ermahnte, gut für sein Dorf zu sorgen und treu zur Kompagnie zu halten. Er müsse jedesmal, wenn der Kontrolleur mit dem Dampfer komme, auf das Signal hin schnell mit der Prau zur Begrüßung ausfahren, müsse jedes Jahr rechtzeitig die Steuern eintreiben, usw.

Als wir Gadalmorna verließen, fuhr der neue Häuptling mit neun Mann in einer Prau neben uns her. Auf der „Amboina“ angekommen, wurde Mafui vereidigt und zwar

nach arunesischer Landessitte: zwei Gläser wurden zurechtgestellt, das eine für den Patti, das andere für den Neugewählten. In den Gläsern wurde Seewasser, Sand und Arrak gemischt, dann traten der Patti und der Häuptling näher, sahen in die Sonne hinein, leerten die Gläser und blickten nochmals in die Sonne. Damit war der junge Häuptling bei den „Elementen“ vereidigt. Der Kontrolleur stellte ihm einstweilen eine vorläufige Bescheinigung aus; das definitive Ernennungsschreiben erhält er erst später; es wird vom Residenten in Ambon ausgestellt. Soweit die Arunesenstämme unter niederländischer Botmäßigkeit stehen, legen sie großen Wert auf dieses Schreiben. In Gadalmorna hatten wir das Ernennungsschreiben des verstorbenen Häuptlings gesehen; es wurde in einer Bambusrolle aufbewahrt. Bei nächster Gelegenheit, wenn der Häuptling nach Dobo kommt, erhält er dort vom Kontrolleur einen weißen Anzug und eine holländische Fahne. Diesen Anzug zieht er an, wenn der Kontrolleur zu Besuch kommt, auch wird dann bei dieser Gelegenheit die Fahne hochgezogen.

Am nächsten Tag fuhren wir mit der „Amboina“ noch zwei Stunden in südwestlicher Richtung im Sungi Maikoor und mußten dann den Anker herunterlassen, denn nur bis dahin war der Sungi aufgenommen, und bei den zahlreichen Untiefen konnte man es nicht riskieren, auf gut Glück weiterzufahren. Der Kapitän bekam den Auftrag, in den nächsten Tagen, während wir mit dem Kontrolleur die Tour ins Innere unternahmen, neue Lotungen im Sungi vorzunehmen und die Fahrtrichtung durch Pfähle zu markieren.

Mit den beiden großen Prauen, die wir im Schlepptau hatten, wollten wir von hier aus weiterfahren. Die eine Prau hatten wir samt Bedienung von Maikoor mitgenommen, die andere von Gadalmorna. Es waren die einzigen Ortschaften, die wir berührt hatten, und wir brauchten große Boote, da viele Menschen und eine Menge Gepäck auf ihnen befördert werden mußten, die kleinen Ruderboote der „Amboina“ brauchte aber der Kapitän zum Loten. Unser kleines Expeditionskorps zählte 28 Mann.

Wir fahren zunächst noch weiter im Sungi Maikoor zwischen zahlreichen Inseln hindurch, deren felsige Ufer teilweise stark unterwaschen sind; die kleineren Inseln erheben sich wie Felsentische über das Wasser und ruhen zum Teil nur auf schmalen Sockeln, viele, die sich wie Mauern aus dem Wasser erheben, verlaufen parallel der Hauptrichtung des Sungis und sind an manchen Stellen durch die Strömung schon stark erodiert. Auf den Inseln und an den Sungiufern sehen wir viele Casuarinen, die wir sonst nur als einen Hauptvertreter der Strandvegetation an der Küste kannten; im Inland und an den Sungis haben wir sie sonst nie beobachtet, obwohl an sich ja die Möglichkeit besteht, daß die Samen mit der Strömung in die Sungis hineintreiben. Wahrscheinlich ist der Boden der Sungiufer



Felsenpartie im Sungi Erersin.



Einzelne Felsen im Sungi Erersin.

für die Casuarinen weniger geeignet, daß sie die trockenen und sandigen Küsten des Meeres bevorzugen. Nach zweistündiger Fahrt, während der Regen und Sonnenschein miteinander abwechseln, halten wir, um unseren Ruderern etwas Ruhe zu gönnen und um unser zweites Boot, das schwerer beladen war wie das unsrige und daher langsamer vorankam, zu erwarten; mit ihm wurden die Soldaten, unsere Leute und der größere Teil des Gepäcks befördert. Dann geht es gemeinsam weiter, wir biegen in einen Sungi ein, der von dem Sungi Maikoor in südlicher Richtung abzweigt; es ist der Sungi Erersin, den wir bis zu dem gleichnamigen Dorf aufwärts verfolgen wollen. Er ist einer von den großen Seitensungis, die tief ins Land einschneiden. Verschiedene kleinere Sungis münden in unseren Sungi ein. Die felsigen Ufer sind an einer ziemlich eng begrenzten Stelle, die etwas über dem Wasserspiegel, parallel zu demselben, hinzieht, stark erodiert, so daß eine tiefe Rinne an beiden Ufern in den Felsen einschneidet. Diese Rinne liegt an derjenigen Stelle, wo der Felsen durch die Reibung des strömenden Wassers am häufigsten und stärksten in dem steten Wechsel von Ebbe und Flut angegriffen wird. Wir kommen nur langsam gegen die Strömung voran; es ist eben Ebbe. Ähnliche Felsenmauern, wie wir sie im Sungi Maikoor gesehen hatten, finden sich auch im Sungi Erersin. Teilweise wird der Sungi durch eine senkrecht sich erhebende Felsenmasse, die in der Längsrichtung des Sungis verläuft, in zwei Kanäle getrennt, und verschiedene Rinnen in dem Felsen deuten darauf hin, daß das Wasser hier früher höher stand oder das Sungibett sich gehoben, jedenfalls eine positive Bewegung stattgefunden hat. Wir werden später noch verschiedene Stellen kennen lernen, die es sehr wahrscheinlich machen, daß ein großer Teil der Aru-Inseln augenblicklich in einem Stadium der Hebung begriffen ist.

An einigen Stellen war die Mauer unterbrochen; hier standen die beiden Seiten des Sungis miteinander in Verbindung, an anderen war nur unten ein Teil der Felswand geschwunden, oben lief sie noch durch; auf die Weise war eine Felsenbrücke entstanden (siehe S. 120). Diese Felsmauern waren manchmal mehrere hundert Meter lang, in der Mitte etwa drei bis fünf Meter breit, nach ihren freien Enden hin verzüngten sie sich und endeten oft scharf wie der Bug eines Schiffes. An anderen Stellen im Sungi war die Felsenmauer bis auf Reste geschwunden; da bekam man einen guten Einblick in den ganzen Verlauf dieses Auflösungsprozesses. Hier standen kurze Mauerstücke auf verhältnismäßig schmalen Sockeln; dieser war teilweise so klein, daß man fürchtete, jeden Augenblick müsse der Felsen in das Wasser stürzen. Früher oder später, wenn der Sockel durch die Strömung noch weiter unterwaschen ist, stürzt der Felsen in sich zusammen, und damit ist der letzte Rest der Mauer geschwunden.

In dem weiteren Verlauf des Sungis treten die Felsenufer etwas in den Hintergrund; sie werden durch eine besonders üppige Mangrovenzone verdeckt. Wie sehr lieben wir es, wenn bei uns die Bäume mit ihren Zweigen über die Ufer eines Flusses oder Teiches herunterhängen und diese mit ihrem Grün möglichst verdecken. Den Mangroven, die auf ihren Stelzwurzeln weit in das Wasser vordringen, gelingt das in noch vollkommenerer Weise; man wird oft vergeblich vom Boot aus durch die Mangroven hindurch das Ufer suchen.

Die Fahrt nach Erersin zog sich ziemlich in die Länge, wir hatten die Entfernung bedeutend unterschätzt. Der Eifer, mit dem uns unsere Arunesen vorwärts ruderten, gab uns einen Begriff von ihrer Leistungsfähigkeit. Kurz und ruckweise zogen sie die Ruder durch das Wasser, dazu sangen sie ihre monotonen Weisen, und Trommel und Gong gaben den Takt an. Nach 4½ständiger Fahrt erreichten wir Erersin. Ganz unvermittelt, nach einer Biegung im Sungi waren wir am Ziel. Auf einem Felsenrücken stand eine ziemlich große Hütte mit ganz flachem Dach; sie schien nur provisorisch damit zugedeckt zu sein.



Erersin.

Eine primitive Leiter war an den Felsen gelegt und führte zur Hütte hinauf. Die Pfähle steckten in besonderen Löchern, die in den Felsen gebohrt waren. Vor dieser Hütte stand das Gerüst für eine andere von ziemlich abweichender Bauart; das sollte die Ruma commissie werden, das Haus für den Regierungsbeamten, wenn er hier übernachtete. Sie war

noch im Entstehen, so daß wir uns mit einem Teil der anderen Hütte mit dem niedrigen Dach begnügen mußten, die der Orang-tua bewohnte. Dieser empfing uns mit freundlichem Grinsen vor seinem Haus; wir schienen ihn sehr überrascht zu haben, er war offenbar im letzten Augenblick in seinen Anzug geschlüpft, an dem er jetzt noch herumnestelte. Der

Kontrolleur, der den Orang-tua von früher her kannte, hatte uns schon erzählt, daß er einer der intelligentesten, aber auch der durchtriebensten Arunesen sei, die er überhaupt kennen gelernt habe. Seine verschmitzt dreinschauenden Augen, mit denen er uns jetzt prüfend musterte, machten uns das nur allzu wahrscheinlich.

Hinter dem Felsenrücken in einer Mulde sah man eine zweite Hütte: das war ganz Erersin. In Erersin wohnten im ganzen 23 Menschen, darunter acht Männer, drei waren, wie wir erfuhren, kürzlich gestorben. Die Hütte des Orang-tua sah innen wohnlicher aus, wie sich von außen vermuten ließ: wir okkupierten den mittleren Teil derselben, der für uns frei gemacht worden war. Der Innenraum war teilweise durch Bretterwände in Schulterhöhe abgeteilt. Hinter der einen Wand saß die Frau des Orang-tua; sie war noch jung und besaß für eine Arunesin hübsche Gesichtszüge. An Hals und Brust trug sie einen Schmuck, der aus verschiedenen Bändern bestand, die mit Glas und Steinperlen benäht waren; in ihrem Arm hielt sie einen Säugling, der uns in der folgenden Nacht durch sein nicht endenwollendes Geschrei, ebenso wie die ständigen Beschwichtigungsversuche der Mutter kaum zur Ruhe kommen ließ. Zufällig hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, wie sich die junge Frau ihre Frisur machte; das bestand im wesentlichen darin, daß sie das Haar um einen dünnen, hohen Holzreifen straff herumwickelte. Eine entsprechende Frisur zeigt Tafel VII an der am weitesten links stehenden Frau. Während sie mit ihrer Frisur beschäftigt war, hatte sie das Kind in ein an den Enden zusammengeknotetes Tuch gelegt und dieses an einen von der Decke herabhängenden geschnitzten Holzhaken gehängt. Von Zeit zu Zeit stieß sie das Kind sachte an und versetzte es damit in schaukelnde Bewegung. Also auch hier kennt man das Prinzip der Wiege!

Die Frauen von Erersin waren reich mit Schmuck beladen; sie trugen Finger-
ringe, Armbänder, Halsketten, zahlreiche Ohringe, viele Fußspangen, und was ich sonst noch nie gesehen hatte, Messingketten, die sie mehrmals um die Hüften geschlungen hatten. Letztere bilden, wie ich erfuhr, einen Teil ihres Heiratsguts. Große Schwierigkeiten hatte ich wieder, die Frauen photographieren zu können, und es bedurfte des ganzen Einflusses des Orang-tua, daß sie nicht davonliefen. Sie blickten immer noch verlegen zu Boden und zogen ihre Sarongs, die sonst nur bis zu den Hüften reichen, bis unter die Arme.

Am Nachmittag machten wir noch einen Ausflug in die Umgebung von Erersin, kamen an Gemüseland vorbei und fanden ganz viel Neues. Der Regen zwang uns zur Umkehr. Gegen Abend klärte es sich wieder auf; wir saßen vorne auf dem Gerüst der

Ruma commissie, der Mond beschien mit seinem milden Licht die schöne Sungilandschaft und Hunderte von kleinen Glühkäfern illuminierten die Bäume.

Der Kontrolleur wollte von hier nach Ngarangarin, einem Ort tief im Inland, wo er vorher erst einmal gewesen war; der größte Teil der in diesen Gegenden lebenden Arunesen war nicht sesshaft und streifte in den Wäldern umher. Es war der Zweck dieser Reise, diese nomadisierenden Arunesen zur Ansiedlung zu bewegen; der Kontrolleur hatte deshalb schon gleich nach unserer Ankunft den Orang-tua von Erersin beauftragt, Leute auszuschicken, um möglichst viele Arunesen in Ngarangarin zu vereinigen. Das war am Tage nach unserer Ankunft in Erersin.

Wir fuhren zunächst zwanzig Minuten sungiaufwärts, bogen dann links ein und landeten. Alles wurde ausgeladen und zunächst zu einem fünf Minuten entfernten Punkt über felsiges Terrain getragen, wo eine Hütte stand, die, wie wir hörten, immer noch zu Erersin gehörte. Hier wohnte ein Arunese als Einsiedler, ein mürrischer Alter, der uns mit Schimpfen empfing, seine Hütte nicht verließ und sich auch weiter nicht um uns kümmerte. Die Verteilung des Gepäcks an die Träger verursachte einige Schwierigkeiten, denn jeder hatte zunächst ein möglichst leichtes Gepäckstück ergriffen und war damit davon gerannt. Nun stellte es sich aber heraus, daß die Zahl der Träger nicht ausreichte, es mußte also alles zurückgerufen werden, und die Verteilung des Gepäcks begann von neuem.

Von einer detaillierten Beschreibung unseres Weges kann ich hier absehen. Wir hatten wieder verschiedene Moräste zu durchqueren, in denen jedoch keine Sagopalmen wuchsen; sie kommen hier nicht vor. Die Leute von Erersin hatten gerade an dem Tage unserer Ankunft von Feruni, an der Westküste von Terangan, Sago bekommen, die weiter südlich wohnenden Stämme beziehen ihn von der Umgebung des Sungi Sergatu. In den Waldungen, durch die wir kamen, war der Boden streckenweise dicht mit hohen Selaginellen bewachsen; sie gedeihen hier besonders üppig und erreichen eine Höhe von anderthalb bis zwei Meter; ihr frisches Grün verleiht der ganzen Landschaft einen anmutigen Charakter. Mitten durch den Wald ziehen verschiedene ziemlich scharf abgegrenzte Felsenrücken, die parallel zueinander verlaufen; da sie zum Teil mit Humus und Vegetation bedeckt waren, konnten wir sie, wenn auch mit einigen Schwierigkeiten, überwinden. Eine Zeitlang führte unser Weg durch ein ausgetrocknetes Sungibett; wir wanderten wie durch einen Engpaß, zu beiden Seiten erhoben sich die hohen Felswände und hie und da waren kleine Höhlen in den Felsen, die gut den herumstreifenden Arunesen als Wohnung dienen konnten. Diejenigen, die wir betraten, schienen unbewohnt zu sein. Die Salanganen, eine Gattung der Segler, die

die bekannten eßbaren Nester bauten, sollen an die Felsen und Höhlen ihre Nester ankleben. Sie werden von den Arunesen gesammelt und an chinesische Händler verkauft, die sie nach Indien und China bringen, wo sie als Leckerbissen sehr begehrt sind. Mehrmals mußten wir noch über Felsenmauern hinwegklettern; einmal kamen wir auch durch ein Felsentor, ganz ähnlich wie wir es im Sungi Erersin gesehen hatten. Es war klar, daß der Boden hier früher streckenweise von Wasser bedeckt gewesen sein mußte, vielleicht daß der Sungi Maikoor früher weiter südlich verlaufen ist! Diese Gegend, durch die uns hier unser Weg führte, lag jetzt mehrere Meter über dem Wasserspiegel.

Verschiedene Mal passierten wir Alang-Alang und hörten wieder das uns allmählich wohlbekanntes Rauschen des harten Grases. Dort, wo der Wald an das Alang-Alang grenzt, standen zuweilen besonders hohe Pandaneen, höher wie Laubbäume, gestützt auf einen ganzen



Pandaneen.

Kegel mächtiger Stelzwurzeln. An einem kleinen Fluß, wo wir rasteten, wollten wir Fische fangen und entdeckten hier eine Art, wie wir sie noch nie gesehen hatten, gleichzeitig aber, daß wir die Wurfnetze, die uns in solchen Fällen immer vorzügliche Dienste leisteten, vergessen hatten. Mit den Schmetterlingsnetzen und Kätschern gelang es nicht, der flinken Fische habhaft zu werden. Es war uns schmerzlich, eingestehen zu müssen, hier etwas versäumt zu haben, das wir nicht mehr gut machen konnten. Glücklicherweise kam etwas Ähnliches höchst selten nur auf unserer Reise vor.

Ngarangarin besteht nur aus einer einzigen Hütte, die ähnlich wie in Erersin auf einen felsigen Buckel gebaut ist. Eine ganze Arunesenversammlung harnte dort unserer und empfing uns mit lautem Trommeln und Singen. Dem Orang-tua von Erersin war es

übrigens nicht gelungen, alle Arunesen dieses Distrikts zusammenzubringen; einige waren zu scheu und hatten sich geweigert, sich hier einzufinden. Auch unter den Anwesenden waren viele scheu aussehende Gesellen, so daß man berechtigte Zweifel haben konnte, ob sie die Anordnungen des Kontrolleurs befolgen würden. Trotz ihres wilden Aussehens hatten sie aber, da sie ganz unbewaffnet waren, durchaus nichts Kriegerisches. Vor dem Kontrolleur durften sie nicht mit Waffen erscheinen; zum größeren Teil hatten sie zu jenen Rebellen gehört, die sich dem Lenggam, von dem oben die Rede war (S. 56), angeschlossen hatten. Nachdem der Kontrolleur längere Zeit mit verschiedenen Arunesen verhandelt hatte, wurde die Versammlung aufgelöst; einige Arunesen baten noch um ^{er}Medizin, andere um Tabak; das erhielten sie auch und dann kehrten sie wieder in die Wälder zurück.

Herrn du Cloux war es darum zu tun, möglichst schnell nach Dobo zu kommen. Auch wir waren jetzt auf die Beförderung mit der „Amboina“ angewiesen, da wir die „Marie“ am Ausgang des Sungi Maikoor zurückgelassen hatten und mußten uns daher entschließen, mit dem Kontrolleur zurückzukehren. In Erersin setzten wir den Orang-tua wieder bei seinen Leuten ab und kauften von ihnen zum Abschied zwei Kriegsschilde und eine schön geschnitzte Trommel. Noch am selben Tag fuhren wir mit den Booten den Sungi herunter bis zur „Amboina“ und waren am Abend des folgenden Tages wieder in Dobo.

5. Blakang tana.

Der Alkohol zur Konservierung der Tiere, den wir von Java aus mitgenommen hatten, war eigentlich nur für den ersten Monat bestimmt; das Hauptquantum sollte nachgeschickt werden. Durch einen unaufgeklärten Irrtum kam der Alkohol jedoch nicht mit dem folgenden Dampfer, was für uns sehr unangenehm war. Unser Vorrat war zum Glück noch nicht ganz aufgebraucht, auch hatten wir ein großes Quantum Formol mit, was aber nicht für alle Fälle geeignet ist. Da wir für die marine Zoologie größere Mengen Alkohol nötig hatten, entschlossen wir uns, erst im folgenden Monat, dem dritten unseres Aufenthalts auf den Aru-Inseln, mit den Meeresforschungen zu beginnen und noch die Ankunft des folgenden Dampfers abzuwarten. Der Vorsicht halber bestellten wir aber von Ambon Arrak, der uns im Notfall aushelfen mußte. Glücklicherweise traf der Alkohol mit dem nächsten Boot ein; ebenso der Arrak, für den wir nun keine Verwendung mehr hatten. Er enthielt übrigens nur 45 Prozent Alkohol, wäre also nur schlecht zu gebrauchen gewesen.

Wir probierten jetzt unsere Netze aus und dredgten mit gutem Erfolg mit der „Marie“ in der Straße von Dobo, in Tiefen von 10 bis 50 Meter. Die „Amboina“ stand für die

Reise nach der Ostseite zu unserer Verfügung, aber der Kapitän war an heftigem Fieber erkrankt, sodaß wir auf der „Marie“ die Fahrt antreten mußten. Die „Amboina“ konnte uns später, wenn der Kapitän wieder hergestellt war, auf der Ostseite treffen. Nur für den Fall, daß sie uns dort abholte, war uns gestattet, durch den Sungi Barkai zurückzukehren; es sollte uns dorthin ein Detachement Soldaten begleiten, denn diese Gegend galt noch nicht als besonders sicher. Es hatte auch sein Gutes, auf der „Marie“ zu fahren, wir waren hier mehr unsere eigenen Herren; auch waren die Matrosen auf das Loten, Herunterlassen und Einholen der Netze schon ganz gnt eingeschult.

Für unsere bevorstehende Tour nach der Ostseite engagierten wir nur drei Kulis; unsere zwei Diener kamen noch mit, der dritte, der sich nicht bewährt hatte, war mit dem letzten Dampfer nach Java zurückgeschickt worden. Zusammen mit dem Kapitän und den Matrosen zählten wir vierzehn Mann. Es war ganz erstaunlich, wie gut diese vierzehn Menschen und das umfangreiche Gepäck auf der „Marie“ Platz fanden, ohne daß wir uns irgendwie beengt gefühlt hätten. Wir mußten auf diese Reise ziemlich viel Lebensmittel mitnehmen, da wir damit rechneten, drei Wochen fortzubleiben. Vollends mit einem Segelboot — wo man von den herrschenden Luftströmungen abhängig ist — war es kaum möglich, anzugeben, wie viel Zeit wir für die projektierte Tour brauchen würden. Das sollten wir gleich am Tage unserer Abfahrt erfahren. Bei schwacher Brise verließen wir Dobo; die Fahrt bis Manumbai, die

sonst nur wenige Stunden dauerte, zog sich mehr und mehr in die Länge, gegen Abend flaute der Wind ganz ab, das Segel flatterte ungewiß hin und her; es war ausgeschlossen, heute noch Manumbai zu erreichen. Wir sahen uns daher gezwungen, zwischen Pulu babi und dem Eingang zum Sungi Manumbai zu ankern. Es hat schon



Die „Marie“ in Reparatur.

C. Schmid phot.

seinen eigenen Reiz, eine Nacht auf dem Meere zu verbringen. Die schwarzen Wolken, die die untergehende Sonne noch beleuchtet hatte, verschwanden bald, ein sternklarer Himmel

breitet sich jetzt über uns aus. Die Venus nähert sich im Westen langsam dem Horizont und spiegelt sich auf der ganz glatten See. Zuletzt leuchtet sie nur noch sekundenweise auf, wie ein Leuchtfeuer, dann ist sie verschwunden. Unten in der Kabine ist eine stickige Atmosphäre; wir schlafen wie immer auf Deck, ein Zelttuch über uns ausgespannt, die Wellen schlagen plätschernd gegen das Boot, langsam schaukelt es hin und her und wiegt uns in Schlaf.

Am frühen Morgen, noch bevor die Sonne aufgeht, läßt der Kapitän die Segel setzen, um den günstigen Wind auszunützen, und während wir unsere Toilette machen und frühstücken, nähern wir uns der Mündung des Sungi Manumbai. Nur wenige Kilometer südlich mündet der Sungi Barkai aus, durch den wir zurückzukehren beabsichtigen. Deutlich sehen wir die durch die Einmündungsstelle entstandene Lücke im Küstenstreifen. Zwischen diesen beiden großen Sungis mündet noch ein kleinerer Sungi in das Meer ein. Auch die Hütten zweier Dörfer sehen wir dort an der Küste. Dann kommen wir in uns wohlbekannte Gegenden. Am Eingang des Sungis treffen wir einige arunesische Fischer in ihren Einbäumen, sie kommen zu uns herangerudert. Der eine hat eine Menge langustenartiger, buntfarbiger Krebse mit besonders langen Antennen gefangen. Wir suchen die beiden besten heraus, denn sie sind alle gespießt und für unsere Sammlung nur die wenig beschädigten zu gebrauchen. Der andere Arunese hat schöne Entenmuscheln (*Tridacna*). Bei uns zu Lande, wo sie vielfach zu Zierzwecken benutzt werden, ahnt man kaum, welch' riesiges, farbenprächtiges Tier in solch einem mächtigen Schalenpaar steckt.

Unser erster Dredgezug bei Kapala Sungi in einer Tiefe von 23 Metern förderte eine Menge verschiedenartiger Tiere zutage. Seeigel mit dicken, langen Stacheln, zahlreiche Schlangensterne, einzeln lebende Steinkorallen (*Flabellum*) mit schön orange gefärbtem Weichkörper, Schwämme, Borstenwürmer und Alcyonarien in Menge. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß der Salzgehalt des Hauptsungis mit dem des Meeres nahezu übereinstimmt und daß er nur bei Ebbe etwas sinkt. Das Wasser von geringerem Salzgehalt und geringerem spezifischen Gewicht wird sich vor allem auf die oberen Wasserschichten verteilen, während das Wasser am Grunde kaum seinen Salzgehalt verändern dürfte. So erklärt es sich, daß wir in den Hauptsungis auch noch Meerestiere antreffen, die an sich gegen jede Verringerung des Salzgehaltes sehr empfindlich sind. In dem unteren Lauf der einmündenden Seitensungis fanden wir höchstens ein paar Schlangensterne und einige Hornschwämme. Einen prachtvollen Seeigel der Gattung *Asthenosoma*, den wir bei einem späteren Aufenthalt in Manumbai, auch bei Kapala Sungi, erbeuteten, der durch seine Größe und seine

prachtvollen Farben auffiel, möchte ich noch hier erwähnen. Schon rein äußerlich unterscheidet sich diese Gattung von den übrigen Seeigeln dadurch, daß ihr Panzer nicht starr ist; die einzelnen Platten, aus denen er sich zusammensetzt, sind durch Bindegewebe miteinander verbunden, darunter sitzt eine besondere Muskulatur, die es dem Seeigel ermöglicht, einzelne Teile seiner Körperoberfläche zu kontrahieren und auszudehnen. Diese Gattung ist von besonderem Interesse, weil sie auf Grund ihres abweichenden Körperbaues zwischen den ausgestorbenen Seeigeln, den Palechiniden, und der großen Menge jetzt lebender Seeigel eine Mittelstellung einnimmt.

Hatten wir einige Dredgezüge ausgeführt, so nahm uns die Konservierung und Aufbewahrung der Tiere für den Rest des Tages in Anspruch. Auf dem Deck der Kabine und hinten auf dem Achterdeck war tagsüber unser Laboratorium. Hier im Sungi, wo das Schiff langsam und ruhig dahinglitt, konnten wir unbesorgt die Gläser irgendwohin stellen; auf dem Meer war das anders. Da bekam jeder ein Gefäß zu halten, oder man mußte es irgendwo einklemmen, damit es nicht umfallen konnte.

Langsam ziehen die schön bewaldeten Sungiufer an uns vorüber; sie sind ziemlich gleichförmig, aber durch die verschiedenen Windungen des Sungis trotzdem abwechslungsreich. Immer gibt es etwas Interessantes zu sehen; bald einen großen Schmetterling (*Ornithoptera priamus*), einer der Riesen dieser Ordnung, die eine Spannweite von 16 cm erreichen, bald eine Schar weißer Kakadus, die, offenbar durch unser Boot aufgeschreckt, mit lautem Geschrei davonfliegen. Von den verschiedenen Dörfern, an denen wir vorbeifahren, sind einige noch verlassen von der Zeit her, als die Blattern auf den Aru-Inseln wüteten und die Bewohner ins Inland flüchteten. Vor einem anderen kommen zwei alte Arunesen und ein Knabe im Einbaum zu uns herangerudert, dieser ein netter, hübscher Kerl, die beiden Alten schmutzig und verwahrlost, mit runzeliger Haut, die zum Teil vollkommen pigmentlos ist, so daß sie ganz gescheckt aussehen. Um den Hals tragen sie Amulette aus Wildschweinzähnen, zum Schutz gegen Krankheit; wie es scheint, umsonst! Trotzdem aber wollen sie sich nicht von ihnen trennen. Sie bitten um Medizin gegen Fieber, die wir ihnen gern verabreichen. Wir begegnen dem Kutter eines chinesischen Händlers, der von der Ostseite kommt. Der Sungi Manumbai bildet die Hauptverkehrsstraße zwischen Ost- und Westseite der Aru-Inseln. Auch die Proviantboote der Perlfischer nehmen im allgemeinen diesen Weg.

In dem Sungi mußte meistens gerudert werden, die Segel konnten wir kaum verwenden und mußten immer eine günstige Strömung, die periodisch im Sungi ihre Richtung wechselt, abwarten, um überhaupt voranzukommen. Da war es schon gut, daß wir nicht zu knapp an Leuten waren. In einer Nacht wurden wir durch die Strömung von unserer Ankerstelle

losgerissen und trieben ein ganzes Stück zurück. Wir brauchten diesmal über zwei Tage, um durch den Sungi hindurch zu kommen; mit dem Regierungsdampfer hatten wir ihn früher in fünf bis sechs Stunden passiert. In den östlichen Teil des Sungi Manumbai münden viele große Seitensungis ein; seinem östlichen Ausgang zu verbreitert er sich stark, und man vergißt bald, daß man sich hier tatsächlich noch im Sungi befindet.

Allmählich gelangen wir ins offene Meer. Jetzt kommen wir also an die „blankang tana“, wörtlich Hinterland oder „Achterwal“, wie die Holländer die Ostseite der Aru-Inseln bezeichnen. Von dieser Blankang tana ist in Dobo viel die Rede und ihretwegen kommen so viele Leute nach Dobo; denn wo es Reichtümer zu erwerben gibt, da strömen schnell die Menschen herbei, mögen Goldkörner oder Diamanten die Anziehungspunkte sein, oder wie hier auf der Ostseite Perlen und Perlmutter.

Wir waren erstaunt, daß das Wasser des Sungis nahe seinem östlichen Ausgang einen verhältnismäßig geringen Salzgehalt hatte (spez. Gew. 1,018, Temp. 29°). Im Plankton fanden sich außer Algen hauptsächlich Larven von Borstenwürmern. Mit einigen Schwierigkeiten war es verbunden, von dem Segelboot aus Plankton zu fischen, da sich die Geschwindigkeit des Bootes nicht genau regulieren ließ und mehr wie einmal kam es vor, daß ein Netz einen Riß bekam.

Mitten im Meer, in einer Linie mit der Sungimündung, steht ein einsamer Felsen, von der Ferne wie ein Segelschiff wirkend, „batu kapal“ wird er genannt, was soviel heißt wie Steinschiff. Wir fuhren ganz nahe daran vorbei, nahmen dann südöstlichen Kurs in der Richtung auf Meriri, der nächst gelegenen Insel der langen Kette, die der Ostküste des Hauptlandes vorgelagert ist. In den Quasten des Schwabbers, den wir nachschleifen ließen, hatten sich verschiedene Arten von Krabben, Haar- und Schlangensterne und schönen Bryozoen (Moostierchen), deren Kalkskelette wie feine Spitzen aus Porzellan aussahen, verfangen. Wir übernachteten wieder auf offenem Meer. Hier war die Dünung viel stärker wie auf der Westseite; dieses Geschaukel war auf die Dauer nicht besonders angenehm. Als wir am Abend unsere Drahtreuse, die wir beim Halten immer herunterzulassen pflegten, aufzogen, funkelte und blitzte es darin wie von tausend Diamanten, ein ganzer Schwarm kleiner Fische hatte sich darin gefangen; sie schwammen aufgeregt in der Reuse herum und bewegten das Wasser so heftig, daß die unsichtbaren Planktontiere zu phosporisieren begannen. „Ikan tehina“ nannten unsere Matrosen die mit blauen und gelben Längsstreifen geschmückten Fische, die wir in der Folge noch häufig in der Reuse fingen. Die Matrosen betrachteten diese Fische, die wegen ihrer vielen Gräten ungenießbar sind, mit großer Geringschätzung.

Mit der Angelschnur, die wir während der Fahrt ausgeworfen hatten, hatten wir heute auch schon Glück gehabt. Bei diesem Sport entwickelte sich immer ein lebhafter Konkurrenzkampf zwischen den Matrosen und uns, aus dem wir meistens als Sieger hervorgingen; wir benutzten Angelhaken mit spiegelnden Metallplättchen als Köder, während sie sich aus ganz jungen, noch weichen Bananenblättern kunstvoll ein Gebilde zurechtschnitten, das sie um den Angelhaken herumbanden. Der Matrose hinten am Steuer hatte über die Angelleinen zu wachen. Wenn es hieß, ein Fisch sei gefangen, stürzte alles nach hinten, es war jedesmal ein aufregender Moment; manchmal hatten mehrere Leute damit zu tun, um einen großen Fisch bis ans Boot heranzuziehen. Die Fische entwickelten oft eine unbändige Kraft, und während sie an der Leine herangezogen wurden, machten sie oft hohe Sprünge über das Wasser. Im letzten Moment, wenn der Fisch dicht bei dem Boot gerade noch im Wasser war, bohrte ein Matrose mit einem wohlgezielten Stoß den Fischspeer in den Leib des Fisches und hob ihn daran schnell aus dem Wasser. Bis zu 1,50 Meter lange Exemplare waren nicht selten. Meistens waren es mit den Thunfischen verwandte Formen (*Cymbium*, *Caranx* u. a.) von ausgezeichnetem Geschmack. Ein kohlschwarzer Ceramese, von Ceram in den Molukken, war unser Harpunier, er hatte es in dieser Kunst zu großer Vollkommenheit gebracht. Mit dem kleinen, zur „Marie“ gehörigen Ruderboot fuhr er manchmal abends ein Stück weit von uns weg und harpunierte mit großer Sicherheit kleine Haie, die hier sehr häufig waren; sie sind außerordentlich bissig. Selbst wenn sie im Boot lagen, mußten wir uns vor ihnen in acht nehmen und durften sie nur mit aller Vorsicht anfassen. Ich lasse hier nun einiges nach meinem Tagebuch folgen:

31. März. Die Sonne entfaltet schon am frühen Morgen ihre volle Kraft; wo man hingreift, ist es glühend heiß. Wir wollen nach Meriri. Nach langem Hin- und Herreden läßt sich der Kapitän bestimmen, hinter dieser Insel herumzufahren. (Vor Meriri waren wir schon auf unserer Orientierungsfahrt mit dem Kontrolleur gewesen.) Er macht jedes Mal Schwierigkeiten, wenn er an einen Ort fahren soll, wo er noch nicht war. Wie ich aus der Karte ersehe, ist das Meer zwischen Meriri und dem Hauptland ziemlich seicht; es gibt da viele Untiefen. Trotzdem läßt der Kapitän nicht loten, sondern vielmehr einen Mann auf den Mast hinaufklettern, der nun von da über das Fahrwasser berichten muß; an der Farbe des Wassers sind die Untiefen kenntlich. Ohne aufzufahren, gelingt es, westlich um Meriri herumzukommen. Gegen 8 Uhr morgens ankern wir in fünf Meter Tiefe. Der Grund ist schlammig.

Drei Arunesenprauen sehen wir hinter Meriri auftauchen, erst werden sie gerudert, dann die rechteckigen Mattensegel hochgezogen. Es sind die Meririleute, die zum

Perlausternfang ausfahren; sie beginnen erst spät ihr Tagewerk. Um halb 10 Uhr fahren wir an Land, um nach dem Ort Meriri zu gehen; er liegt auf der anderen Seite der Insel, auf einer Landzunge, die kaum mit der übrigen Insel in Verbindung steht. Bei unserer Landungsstelle stehen zwei Hütten, aus denen uns ein starker Koprageruch entgegenweht, und vor denselben ist die Kopra zum Trocknen ausgebreitet. Hier wohnt ein Butonese. Die Insel ist ganz bewaldet. Wir wandern am Strande entlang und sehen im Walde unter anderem viele Cycadeen, Pandaneen, Kokospalmen, Casuarinen und zum erstenmal auch einige Eucalypten. Trotz der Nähe Australiens und Neu-Guineas sind sie auf den Aru-Inseln nicht eben häufig. An der Südecke von Meriri springt eine kleine felsige Halbinsel ins Meer vor. Die Flut hat hier in westöstlicher Richtung in Intervallen von wenigen Metern eigenartige Schluchten von beiden Seiten in den Felsen eingefressen, die nach der Spitze der Halbinsel zu den Felsen ganz durchsetzen, landeinwärts nur sackgassenartig von beiden Seiten in ihn einschneiden.

Wir durchqueren ein Stück Wald, und als wir aus demselben heraustreten, sehen wir vor uns auf einer

Landzunge Meriri. Ein eigenartiges Bild! Das Dorf ist äußerst regelmäßig gebaut,

hauptsächlich durch viel höhere und mächtigere Pfähle von drei bis fünf Meter Höhe. Die meisten Hütten ruhen auf vier Pfählen, nur die neueren, bei denen schwächere Baumstämme verwandt worden sind, haben mehr Stützen nötig. Vielfach befindet sich auf der einen Seite eines Hauses eine Plattform in einem Meter Höhe von einigen Quadratmetern Flächenraum; sie dient als Lagerraum. Von hier führt eine Leiter hinauf ins Innere der Hütte. Die Pfähle der älteren Häuser sind mit geschnitzten Ornamenten verziert. Hauptsächlich vier Tierfiguren sind häufig dabei verwandt worden, und zwar vom Hahn, der Schildkröte, der Krabbe und dem Fisch; bestimmte Schablonen müssen als Vorlagen gedient haben, so gleichmäßig sind sie geschnitzt. Auch einige Pflanzen- und Linienornamente finden sich auf einigen Säulen. Nur noch wenige Häuser besitzen solche geschnitzten Pfähle; ihre Wände sind eher noch niedriger, die Dächer dagegen höher als auf der Westseite. Mitten im



Arunesen-Prau.

ein Haus genau wie das andere, dabei einige Kokospalmen; alles einfach und schematisch. Das Bild könnte ein Kind gezeichnet haben!

Meriri besteht aus vielen Hütten; sie stehen in mehreren Reihen, die einander senkrecht schneiden. Die Hütten unterscheiden sich von jenen der Westseite

Dorfe in einer etwas breiteren Straße befindet sich eine Opferstätte, ein „Pomali“, daran kenntlich, daß hier viele Gongs, Teller, Tassen und anderes Geschirr aufgestapelt sind, die alle Opfergaben darstellen (siehe S. 161). Aus den verschiedensten Anlässen



Meriri

bringen die Arunesen ein Opfer dar, sei es, um Genesung für einen Familienangehörigen anzuflehen, sei es, daß der Herr des Meeres (tuwan laut) gnädig gestimmt werden soll, damit die Ausbeute beim Perlausternfang gut ausfalle, oder bei einem Todesfall, einer Hochzeit usw.

Im Dorfe sind augenblicklich nur wenige arunesische Männer: die meisten sind ausgefahren. Einige Chinesen und Buginesen treffen wir an, die hier ansässig sind. Unter manchen Hütten sind Säcke mit Kopra, daneben Pakete mit Sago aufgestapelt und Körbe voll Muscheln, die klein gemahlen den Kalk liefern, der beim Betelkauen verwandt wird. Auf den Gassen zwischen den Häuserreihen sind die Arunesenfrauen damit beschäftigt, Sagomehl auf besonderen Matten zu trocknen. Gegen Mittag treten wir den Rückweg an. Ziemlich erschöpft erreichen wir die „Marie“. Lange hatte uns die Mittagshitze, auf die wir sonst nicht viel Rücksicht zu nehmen pflegten, nicht so zugesetzt wie heute.

Um halb 4 Uhr lichten wir den Anker, um in der Straße zwischen Meriri und Leer zu dredgen. Anfangs finden wir nur schlammigen, zum Dredgen wenig geeigneten Grund, dann jedoch wird der Boden sandig; die Dredge liefert uns fast mehr, als wir heute Abend noch

bewältigen können: Große platte Hornschwämme, Synascidien, Gorgoniden, verschiedene Spatangiden und Clypeastriden etc. Gegen Abend ankern wir wieder hinter Meriri, weiter vom Lande ab wie heute morgen, und wir beschließen den heißen Tag mit einem erfrischenden Seebad.

Schon am frühen Morgen des folgenden Tages (1. April) war es wieder sehr heiß und vollkommen windstill. Wir blieben noch den ganzen Vormittag an unserer Ankerstelle und waren beschäftigt mit der Verarbeitung unserer gestrigen reichen Ausbeute. Gegen 10 Uhr kam ein Boot mit Leuten von Lola zu uns herangefahren. Lola ist eine kleine Insel südlich von Leer, die wir später besuchten. Unter den Männern in der Prau fielen uns verschiedene große, kräftige Gestalten auf, alle von tief schwarzbrauner Hautfarbe. Die Arunesen der Ostseite sind im allgemeinen etwas dunkler, als die der Westküste. Unter den Buben waren nette kleine Burschen mit krausen Haaren; sie müssen schon ordentlich mithelfen und rudern, während die Erwachsenen tauchen und fischen. Die Lolaleute betrachteten alles auf unserem Boote mit der größten Neugier, bettelten um Reis und Tabak, erhielten aber nur letzteres. Dagegen versprachen wir ihnen schöne Geschenke, wenn sie für uns Fische und andere Seetiere fangen wollten, was ihnen aber wenig einzuleuchten schien.

Die Prau von Lola war sehr gut gebaut, sie stammte wie alle derartigen Boote der Arunesen von den Kei-Inseln und war, bis auf einige geschnitzte Ornamente und die Mattensegel, die die Arunesen selbst flechten, von dort fertig herübergebracht worden. Auf dem Querbrett am Steuer waren Schlangen und menschliche Figuren auch wieder etwas schablonenhaft abgebildet. In der Wiedergabe derartiger Figuren scheint es eine bestimmte Tradition zu geben. In der Mitte des Bootes befand sich eine Feuerstelle, von einigen Brettern eingerahmt. Das Mattensegel liegt zusammengerollt auf seitlichen Stützen, die über den Bootsrand hinausragen. (Siehe Abb. S. 21.) Wenn das Segel gesetzt werden soll, so wird kein Mastbaum aufgerichtet, sondern drei Stangen, die an ihrem einen Ende miteinander verbunden sind, derartig gespreizt aufgestellt, daß sie ein ganz festes Gestell bilden, an dem das Segel hochgezogen werden kann. Der Anker besteht aus einem Holzstück in Ankerform, an das zum Beschweren ein Stein angebunden ist; er ist mit einem langen festen Tau, das aus den am Schaft ansitzenden Fasern der Zuckerpalme gedreht wird, an der Prau festgebunden. Durch ähnliche Taue werden auch die Netze gehalten, während sonst, z. B. zur Befestigung eines Balkens oder einer Stange, das gespaltene Rohr der Rottangpalme verwandt

wird. Auf dem Boden der Prau liegt eine große Schneckenschale (von *Melo diadema*), aus der die inneren Windungen herausgebrochen sind. Diese Schale ist vorzüglich dazu geeignet als Wasserschöpfer zu dienen; meist ist ein Knabe damit beschäftigt, ihn zu bedienen, denn die Prauen sind eben doch

nicht so dicht, als daß nicht ständig etwas Wasser durch die Fugen eindringt. Die Ruder bestehen aus einer Stange, an deren Ende eine runde Holzplatte mit Rottang festgebunden ist; Ruder dieser Art und von ähnlicher Form sind im ganzen Archipel gebräuchlich. Außer ihnen werden noch solche benutzt, die aus einem Stück bestehen und etwa die Form einer schmalen Schaufel haben. Mit langen Stangen aus Bambus wird das Boot im seichten Wasser vorwärts gestoßen. Außer Matten, irdenen Töpfen und Kokosnüssen bemerke ich sonst in der Prau noch einige Li-lia. Die Li-lia (Taf. IX, Fig. 22) ersetzt hier den Regenschirm; man definiert sie wohl am besten als eine Kapuze, die einen zusammenkauernden Menschen gut gegen Regen schützen kann; sie besteht aus zwei rechteckigen Stücken von Pandaneenblättern, die mit zwei an-



Arunesenhaus in Meriri.

einanderstoßenden Seiten zusammengenäht sind. Die Li-lia läßt sich auch zusammenfalten: in den dann nach außen gekehrten Teil wird häufig ein Muster eingebrannt. Eine Schablone wird zu diesem Zweck auf die Li-lia aufgenäht und diese so eine Zeitlang in den Rauch gehängt; wenn später die Schablone entfernt wird, sind alle Stellen, die mit derselben bedeckt waren, hell geblieben, die übrigen sind vom Rauch geschwärzt.

Die Dredgezüge, die wir an diesem und am folgenden Tage in der Straße zwischen Leer und Penambulai ausführten, lieferten eine Ausbeute, wie sie reichhaltiger

kaum gedacht werden kann. Wir dredgten in Tiefen zwischen acht und zwölf Meter; der Boden war teils felsig, teils sandig. Der Reichtum an Leder- und Hornkorallen, an Schwämmen und Stachelhäutern schien unerschöpflich. Bei Besprechung einiger Vögel der Aru-Inseln wurde schon, hervorgehoben, wie sehr gerade diejenigen auffallen, die ausschließlich weiß gefärbt sind. Das gilt in gleicher Weise für die Meerestiere, die an sich an Farbenreichtum die Landtiere noch übertreffen. Wie auffallend war für uns in dieser ganzen bunten Farbensymphonie eine blendend weiße Hornkoralle oder eine vielfach verzweigte Alcyonide von leuchtendstem Weiß¹; als ich genauer zusehe, entdecke ich auf ihr eine große Zahl ebenfalls weißer Schlangensterne, die sich genau in ihrer Farbe der Lederkoralle angepaßt haben, so daß es den Anschein hat, als ob diese Schlangensterne mit der Koralle in Symbiose lebten. Ich würde sie zuerst vielleicht gar nicht bemerkt haben, wenn sie nicht an der Ansatzstelle jedes Armes einen orangefarbenen, andere einen dunkelroten Fleck besessen hätten. Einmal kam das Netz bis zum Rande mit Crinoiden gefüllt, herauf; es war ein wundervoller Anblick; wir füllten alle Gefäße, die uns zur Verfügung standen damit an und erfreuten uns an den schönen Formen und den wogenden eleganten Bewegungen dieser prächtig gefärbten Tiere. Dreierlei in den Farben verschiedene Formen konnten wir unterscheiden: solche, deren Arme braun und gelb quer gestreift waren, andere mit ganz dunkelroter Färbung und als dritte, solche mit violetter und weißer Querstreifung. In dem Augenblick, als wir sie zur Konservierung in Alkohol brachten, verloren die Haarsterne einen großen Teil ihrer Farben. Es ist jammerschade, daß es der Konservierungstechnik nicht gelingen will, diesen Tieren ihre Farbe zu erhalten, aber gerade bei den Stachelhäutern sind die Farbstoffe, die ihren Sitz unter der Haut haben, ganz besonders empfindlich; es sind Farben des Lebens, die bei dem Tod des Individuums entweichen.

In der Straße zwischen Leer und Penambulai — sie bildet die eigentliche Fortsetzung des Sungi Barkai — herrscht immer eine ziemlich starke Strömung. Diese ständige Bewegung ist der Entwicklung der Bodenfauna ganz besonders günstig; den auf dem Boden lebenden Tieren wird dadurch ständig Nahrung zugetrieben. Das Meer zwischen der Inselkette der Ostseite und dem Hauptland ist sehr seicht, ja bei Ebbe liegen ganze Strecken des Grundes trocken.

¹ Bei Meerestieren von weißer Farbe ist es allerdings unwahrscheinlich, daß sie bei zehn und mehr Meter unter dem Wasserspiegel noch in ihrem Milieu auffallen; sie werden vielmehr, da sie farblos sind, entsprechend dem Farbenton des Wassers in dieser Tiefe gefärbt erscheinen.

Am Nordende von Penambulai, da, wo die Küste schon beinahe nach Westen umbiegt, befindet sich eine Baracke, von Kokospalmen umgeben, daneben sind ein paar alte, eiserne Kessel, die den Perlfischern als Wasserreservoir dienen. Dort in der Nähe hatten wir übernachtet, waren auch an Land gegangen, um unser Bedürfnis nach Bewegung, das sich bei längeren Fahrten besonders fühlbar machte, etwas zu befriedigen. Die Matrosen hatten indessen Wasser und Holz geholt, das uns beides ausgegangen war.

Wir wollten am folgenden Tag (2. April) bis Pulu-Bambu fahren; der Wind war nicht günstig, flaute teilweise ganz ab, die Dünung war dagegen sehr stark. Unser Boot wurde ordentlich hin und her geschaukelt, was namentlich beim Arbeiten recht störend war, und da wir keine Eigenbewegung hatten, konnten wir unsere Netze nicht auswerfen. Insofern ist man auf einem Motorboot oder einem Dampfer besser daran. Auf einem Segelschiff ist man nicht Herr seiner Zeit; es ist eben keine Erfindung der Neuzeit, wo jede Minute kostbar ist! Wenn wir so zur Untätigkeit verurteilt waren und gar nicht vorankamen, verließ uns manchmal die gute Laune. Dann saßen wir oft stundenlang neben dem Steuermann, das Boot schaukelt nach allen Richtungen, die Masten knarren, die Segel flattern unentschlossen hin

und her, und die Matrosen pfeifen ihre monotonen Weisen, um den Wind herbeizulocken. Erst am Abend dieses Tages, um 8 Uhr, setzte ein kräftiger, uns günstiger Wind ein. So fuhren wir in die Nacht hinein und ankerten um 3 Uhr nachts bei Pulu-Bambu, einer kleinen



An Bord der „Marie“.

Insel zwischen Barkai und Barekang, dredgten morgens (3. April) mit Erfolg und erreichten nach ziemlich unruhiger Fahrt, während der häufige Regen niedergingen, am späten Nachmittag die geschützte Bucht von Gomo-Gomo. Wir hatten ziemlich weit nach Süden ausholen müssen,

um einer großen Sandbank auszuweichen. Der Wind blies kräftig, die „Marie“ flog nur so dahin. Plötzlich tat es einen kräftigen Ruck, ich fiel mit einem Glas mit Tieren, das ich gerade in der Hand hielt, direkt nach vorne, alles auf dem Boot fiel durcheinander; wir waren auf einem Riff festgefahren, von dem wir nur mit großer Mühe loskamen. Auch in der Bucht mußten wir wieder wegen zahlreicher Untiefen in ziemlicher Entfernung von der Küste Anker werfen und da wir



Die Häuptlinge von Baimun, Longar und Apará.

noch viel an Bord zu tun hatten, wurde beschlossen, erst am folgenden Tag an Land zu gehen.

Gomo-Gomo besteht aus elf Hütten, darunter einer schönen Ruma commissie, zu der von zwei Seiten Treppen hinaufführen. Sie war gut gebaut, die beste von allen, die wir auf den Aru-Inseln gesehen haben. Frauen und Kinder flüchteten, als wir ins Dorf kamen. Zwei Männer begrüßten uns, denen sich bald noch ein dritter hinzugesellte, die übrigen waren zum Perlausternfischen ausgefahren. Sie schienen uns etwas auffallend vergnügt und entgegenkommend; bald entdeckten wir, daß sie alle drei betrunken waren. Offenbar hatte ein chinesischer oder buginesischer Händler hier Arrak eingeschmuggelt und das Dorf betrunken gemacht, um seine Geschäfte möglichst vorteilhaft abzuschließen, eine Methode, die hier sehr beliebt ist. Der eine dieser drei Arunesen sah gar merkwürdig aus; er hatte nur ein kurzes Schnurrbärtchen, war sonst glatt rasiert, wodurch die Falten in seinem Gesicht besonders auffielen; man hätte ihn für den Komiker einer Dorfschmiere halten können. Wir gingen am Strande entlang. Gleich hinter dem Dorf kamen wir an eine Süßwasserquelle, kaum fünfzig Meter vom Meer entfernt. Auf dem Sand lagen verschiedene große Prauen, darunter die Handelsprau eines Chinesen. Etwas weiter sahen wir drei Arunesengräber; ein Sarg

stand auf der Erde, eine Matte aus Pandaneenblättern war darüber gelegt, sie war mit einigen Ästen beschwert und oben auf dem Sarg standen eine Teekanne und ein Teller. Die beiden anderen Grabmäler waren Kindergräber, sie sahen wie kleine Hütten aus, waren mit gelbem und rotkariertem Stoff behangen, an den Ecken war je ein Fähnchen befestigt und unten am Sarg hingen einige Gebrauchsgegenstände des Kindes; sein Trinkgefäß, seine Schlafmatte, kleine Körbchen und Taschen und zwei Sagobrote. (Abb. S. 147). Die Lebensmittel werden in den ersten Monaten von Zeit zu Zeit erneuert; alles dies scheint zu beweisen, dass die Arunesen an ein Weiterleben nach dem Tode glauben. Über den Totenkultus selbst haben wir nicht viel Bemerkenswertes erfahren. Der Patti von Wokam erzählte uns darüber: Die Leiche bleibt zwei bis drei Tage im Hause und wird in hockende Stellung gebracht, die Angehörigen sitzen um dieselbe herum, wehklagen, trinken Arrak und kauen Betel; dieses wird auch dem Toten in den Mund gesteckt. Das Leichenfest endet in einer großen Orgie, bei der Männer und Frauen nackt um den Leichnam herumtanzen. Der Brauch, den Leichnam in einem Sarg unter der Hütte aufzuhängen, von dem Ribbe erzählt, scheint jetzt nicht mehr üblich zu sein; die Särge stehen meist in einiger Entfernung von den Wohnhäusern, werden selten direkt auf den Boden gestellt, sondern ruhen meistens auf über meterhohen Pfählen.

Von unserem Weg der Küste entlang abzweigend, gingen wir mehrmals ein Stück weit landeinwärts, passierten einigemal Alang-Alang, das hier auf Barkai sehr verbreitet ist, ähnlich wie auf Terangan, mit dem es ungefähr auf gleicher Breite liegt. Überhaupt scheint das Alang-Alang, wenigstens nach unseren Kenntnissen des Landes, im Süden der Aru-Inseln viel verbreiteter zu sein wie in der Mitte und im Norden.

Auf dem Rückweg begegneten wir ganz unerwartet dem Korporal von Dobo; er war auf der Suche nach uns und berichtete, die „Amboina“ liege vor Baimun an der Südspitze von Barkai, und er selbst sei mit sieben Soldaten gekommen, um uns von hier aus weiter zu eskortieren. Das war eine erfreuliche Nachricht, denn nun konnten wir durch den Sungi Barkai zurückkehren. In Gomo-Gomo hatte sich in unserer Abwesenheit eine große Menschenmenge versammelt; der Kapitän der „Amboina“ war da, auch die Orang-kajas und -tuas dreier Dörfer im Süden von Barkai, die wir noch besuchen wollten, waren erschienen, um uns zu begrüßen. Die Häuser von Gomo-Gomo hatten eine von dem uns bekannten Typus etwas abweichende rechteckige Form, mit dem Eingang auf der Breitseite. Innen zerfallen sie in einen Mittelraum und zwei Seitenräume, was uns beim Besuch im Hause des Orang-kaja auffiel. Dieser schien in der Tat seinen Namen zu

verdienen (siehe S. 45), er besaß fünf Elefantenzähne. Wir sahen bei dem Orang-kaja noch Verschiedenes, was für uns neu war: Ovale, geflochtene Gesäßschurze für die Frauen mit den verschiedenartigsten Mustern, die entsprechend den Ornamenten der Li-lia hergestellt werden (Taf. IX, Fig. 15), Gürtel aus Pandaneenblättern, die verstellbar sind und in Zeiten der Hungersnot recht eng geschnallt werden, um das Hungergefühl unterdrücken zu helfen (Taf. IX, Fig. 18). Die Sirihkörbchen hatten hier eine von der üblichen etwas abweichende Form (Taf. IX. Fig. 7).

Wir wollten noch etwas in Gomo-Gomo bleiben und verabredeten daher mit dem Kapitän, daß wir ihn am Nachmittag des folgenden Tages in Baimun treffen würden. Unser Aufenthalt in Gomo-Gomo verlief in zoologischer und ethnographischer Hinsicht recht befriedigend. Ein großer gefleckter Kuskus bildete eine schöne Bereicherung unserer Säugetiersammlung; er maß 99 cm von der Schnauze bis zum Schwanz. Häufig waren hier im Meere Schiffshalter (*Echeneis remosa*) ein Fisch, der eine große Saugscheibe an der Oberseite des Kopfes besitzt, die ihn befähigt, sich an größere Fische festzuheften und mit ihnen auf die Weise große Reisen auszuführen. Verschiedene Fische dieser Art hatten sich an der Bootswand der „Marie“ festgesaugt und, sowie etwas vom Boot ins Wasser geworfen wurde, kamen sie darunter hervorgeschossen, um darnach zu schnappen. Dieser Vorgang vollzieht sich wahllos und automatisch, so daß es ein Leichtes ist, die Schiffshalter mit der Angel zu fangen.

Wie verabredet, trafen wir zur festgesetzten Stunde vor Baimun die „Amboina“ und ankerten möglichst dicht neben ihr, damit unsere Bagage mit dem Boot leicht zu ihr herüber transportiert werden konnte. Augenblicklich standen also, dank dem großen Entgegenkommen von Behörden und Privatpersonen, zwei Schiffe zu unserer Verfügung. Die „Marie“ schickten wir tags drauf nach Dobo zurück.

Wir besuchten in den nächsten Tagen teils zu Fuß, teils mit dem Boot in Begleitung des Kapitäns und des Korporals die drei Ortschaften, deren Häuptlinge wir schon in Gomo-Gomo kennen gelernt hatten. Es sind große, volkreiche Dörfer, nahe beieinander gelegen. Wir ließen jetzt die Zoologie etwas ruhen und bemühten uns, die Arunesen dieser Gegend näher kennen zu lernen, ebenso wie ihre Wohnungen, ihre Lebensweise und ihre Gebrauchsgegenstände. Mit unseren Tauschartikeln machten wir hier ganz entgegengesetzte Erfahrung wie im Inland. Mit rotem Tuch und Tabak war hier nichts auszurichten, dagegen waren Messer und kleine Spiegel sehr begehrt. Jeweils in der Ruma commissie schlugen wir unseren Kramladen, wie wir ihn nannten, auf und suchten mit den Arunesen in Tauschverkehr zu treten. Die Bewohner der hiesigen Gegend waren im allgemeinen viel weniger

scheu und viel lebhafter und ausgelassener, wie diejenigen, die wir bisher kennen gelernt hatten. Unter den Männern sah man sehr verschiedenartige Erscheinungen, solche von hohem Wuchs und kräftiger Statur, darunter aber auch manche schwächliche und kränkliche Gestalten. Im allgemeinen machte die Bevölkerung einen lebensfrischen und gesunden Eindruck. Sie scheint hier auch in Zunahme begriffen. Unter den vielen Arunesen, die ich im Laufe der Zeit auf den Aru-Inseln gesehen habe, konnte ich je nach ihrer Kopf- und Gesichtsbildung drei verschiedene Typen unterscheiden, was ich hier kurz erwähnen möchte. Die einen hatten ausgesprochen papuanisches Aussehen, andere hatten eher weibliche Gesichtszüge und ein dritter Typus besaß mehr eine semitische Gesichtsbildung. In einer dieser drei Kategorien ließ sich jeder Arunese leicht unterbringen. Die Haare der Arunesen sind teils kraus, teils gewellt und viele haben fast glatte Haare.

Die Südküste von Barkai ist felsig und die Dörfer liegen hier zum Teil malerisch auf Felsenhalbinseln, wie Longar und Apará. Baimun, in einiger Entfernung von der Küste, wird von einem kühlen, schattigen Kokospalmenwald umgeben. In Longar, der größten der drei Ortschaften sind die meisten Häuser um einen großen viereckigen Platz, wie um einen Marktplatz, herumgebaut, die übrigen stehen, wie bemerkt, auf einem Felsenvorsprung; beide Teile des Dorfes sind durch eine Bucht, einen schönen natürlichen Hafen, der von Felswänden eingefasst wird, voneinander getrennt. Über Treppen und Brücken gelangt man von einem Teil

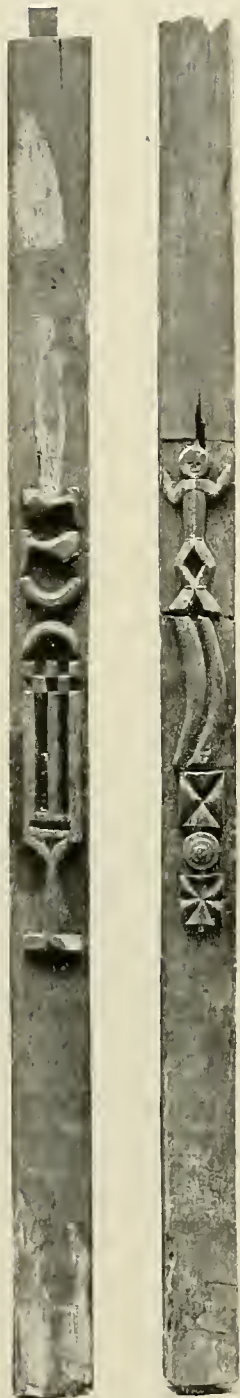


Häuser von Longar.

des Dorfes in den anderen. In Apará, der am meisten westlich gelegenen Ortschaft, fanden wir die Reste eines Hauses, das bis auf das Balkenwerk abgetragen war. Dieses wurde von mächtigen Pfählen getragen, ähnlich wie bei den Häusern von Meriri. Auf diesen Pfählen waren Krabben, Hähne und Tausendfüßler, etwas stilisiert, erhaben herausgeschnitzt

und vier von den Balken oben im Fachwerk der eigentlichen Hütte waren mit den gleichen Figuren verziert. Von diesen standen zwei neben dem Eingang, zwei dem Eingang gegenüber. Es sind die sogenannten Pomalibalken, die früher wahrscheinlich in jeder Hütte zu finden waren, jetzt aber selten geworden sind. Die Figuren waren offenbar die Abzeichen einer Familie, oder wenigstens bezeichnend für die Zugehörigkeit zu einem Stamm. Nach längeren Verhandlungen ließ sich der Eigentümer des Hauses dazu bestimmen, gegen gutes Entgelt die Pomalibalken herzugeben. Sie sind zusammen mit zwei ähnlichen Balken, die wir unter den Resten einer zerfallenen Hütte in der Umgebung von Manumbai gefunden haben, mit die interessantesten Objekte unserer ethnographischen Sammlung.

Wir wollten in Longar einige lebende Hühner als Proviand für die folgenden Tage einkaufen. Dieselben aber einzufangen, war mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Es begann eine wilde Hetze der ganzen männlichen Bevölkerung hinter den Hühnern her und die Hunde halfen dabei mit; aber die Hühner flogen auf die Bäume und Dächer, wo sie hier zu übernachten pflegen und hätten nur herunter geschossen werden können. Die ganze Jagd hatte entschieden etwas Lächerliches, zumal sie zunächst resultatlos verlief. Erst am Abend



Pomalibalken von Manumbai.

brachte uns ein Arunese einige Hühner an Bord.

Pomalibalken von Apará.

Wir wären gerne mit der „Amboina“ in der Straße zwischen dem Hauptland und der vorgelagerten Inselkette nordwärts gefahren. Der Kapitän aber stand dieser Absicht etwas skeptisch gegenüber, da die Tiefen hier noch nicht gelotet worden waren; wir wußten nur, daß es dort ziemlich seicht sein mußte. Die ganze arunesische „Aristokratie“ der Umgegend hatte sich auf der Schiffsbrücke eingefunden, um den Kapitän in der einzuschlagenden Richtung zu beraten. Langsam und vorsichtig fuhr die „Amboina“ vorwärts, dabei wurde ständig gelotet, aber leider kamen wir nicht weit. Nach verschiedenen vergeblichen Vorstößen sahen wir uns gezwungen, unser Vorhaben aufzugeben und umzukehren.

Bevor wir uns wieder nach Norden wandten, wollten wir zuvor noch den Perlfischern einen Besuch abstatten. Wir hatten schon auf der ganzen Fahrt die Ostküste entlang nach der Perlfischerflotte ausgespäht, ohne sie entdecken zu können. Nun wollten wir noch weiter südwärts fahren, wo, wie wir erfuhren, sich die Flottille aufhalten sollte. Nach ziemlich stürmischer Fahrt trafen wir einige Schoner in der Nähe der Karang-Inseln und weit draußen auf der See sahen wir eine große Zahl kleiner Segel; das waren die zugehörigen Logger, die eigentlichen Taucherboote.

Die ganze Perlfischerflottille bei den Aru-Inseln besteht aus neun Schonern und 150 Loggern. Die Schoner sind große Zweimaster; sie sind die Stationsschiffe und liegen meistens in der Nähe des Landes vor Anker, während die Logger draußen bei der Arbeit sind. Auf den Schonern sind die Manager und Direktoren der Perlfischerei.

Die Logger, die zu einem Schoner gehören — es sind ihrer durchschnittlich fünfzehn — fischen meist zusammen in einer Gegend. Die Besatzung eines Loggers besteht aus sieben Mann, einem Kapitän der gleichzeitig Taucher ist, dem Tender, dem die Überwachung der Taucherpumpe obliegt und fünf Matrosen. Die Logger bleiben tage-, ja wochenlang draußen auf See, und jetzt, wo die Meere in der Nähe der Aru-Inseln stark überfischt sind, fahren sie oft weit hinaus, bis zu zwölf Seemeilen von der Küste weg. Das Meer zwischen den Aru-Inseln und Neu-Guinea ist ziemlich seicht; daher werden manchmal noch so weit vom Lande entfernt Bänke aufgefunden, die für die Taucher erreichbar sind.

Fast täglich fahren Motorboote von den Schonern hinaus zu den Loggern, um diese soweit als nötig mit Proviant zu versehen und die Ausbeute an Perlmuscheln von den einzelnen Loggern abzuholen. Diese werden erst an Bord der Schoner geöffnet und auf Perlen hin untersucht; so erfährt der Taucher nichts von dem eventuellen wertvollen Fang, den er gemacht hat. Er bekommt seinen Anteil nur nach dem Gewicht der eingelieferten Muscheln. Der Verdienst eines tüchtigen Tauchers beläuft sich für eine

Saison, das ist für etwa sieben Monate, auf 1100 bis 1200 fl. Kommen sie dann zur Matapazar-Zeit nach Dobo, so können die meisten der Versuchung nicht widerstehen und geben sich nach Monaten harter, angestrenzter Arbeit, hier ganz den Vergnügungen hin, die ihnen Dobo bietet. In den Boardinghouses der Japaner, in den Bordells und Kneipen wird ihnen in wenigen Wochen ihr ganzer Verdienst wieder abgenommen. Dann lassen sie sich von ihrem früheren Herrn Vorschuß für die nächste Saison geben und sind dadurch vollkommen in dessen Hand. Die Taucher sind entweder Japaner, Manilaresen, oder auch Südsee-Insulaner. Die Japaner gelten als die geschicktesten und findigsten Taucher, die anderen sollen die größere Ausdauer beim Tauchen besitzen. Daher werden erstere vor allen Dingen da verwandt, wo es gilt neue Perlausterngründe aufzuspüren.

Die Schoner, die bei den Karang-Inseln vor Anker lagen, gehörten der Celebes Trading Company; das ist diejenige Gesellschaft, die zusammen mit einigen Privaten die Perlausterngründe auf der Ostseite der Aru-Inseln von der niederländischen Regierung gepachtet hat. Das Fischterrain erstreckt sich über das ganze Meer auf der Ostseite, in einem Umkreis von drei Meilen von der Küste, was außerhalb dieses Rayons liegt, ist neutrales Gebiet. Die Gesellschaft mußte zu Beginn des Pachtvertrags den Arunesen der Ostküste eine Entschädigungssumme von 25 000 fl. auszahlen, und es wurde festgesetzt, daß die Logger nur in Tiefen von mehr als fünf Faden fischen dürften womit den Arunesen das Gebiet innerhalb der Fünffaden-Grenze vorbehalten bleiben sollte. Da diese sehr kompliziert verläuft, kümmern sich die Taucher wenig um diese Bestimmung und auch dem Polizeidampfer ist es vollkommen unmöglich, darüber zu wachen, daß keine Übertretungen vorkommen. Eine weitere Aufgabe desselben ist es, zu verhindern, daß keine fremden Taucher in dem verpachteten Gebiet fischen, und zu kontrollieren, daß die Perlmuscheln, die hier gefischt werden, nicht weniger als das vorgeschriebene Mindestgewicht von einem Kati (= 0,6 kg) haben, was ungefähr einer Muschelbreite von 15 cm entspricht.

Zwei australische Herren kamen von dem einen Schoner zu uns herüber und luden uns ein, mit ihnen zu dem Logger hinauszufahren, was wir gerne annahmen. Das Motorboot fuhr pfeilgeschwind dahin, ohne von den hohen Wellen aus seiner Bahn gebracht zu werden. Wir wurden auf dieser Fahrt gründlich vom Seewasser durchnäßt. Nach vierzig Minuten trafen wir auf zwei Logger, die gerade nicht bei der Arbeit waren, beide hatten ihre Segel aufgezogen, offenbar, um andere Bänke aufzusuchen. Dem einen Logger wurde ein Zeichen gegeben, auf uns zu warten. Hier draußen war die See sehr bewegt

und wir mußten uns auf dem Logger gut festhalten, um nicht über Bord geschwemmt zu werden. Der Kapitän des Loggers war ein Fidschi-Insulaner, ein riesenhafter, kräftiger Mensch, mit glänzend schwarzen Augen und markigen Gesichtszügen. In seiner Taucherrüstung mutete er mich an, wie eine Figur aus dem Mittelalter, etwa wie ein Sarazene. Unter einem Balken lagen zehn große Perlmuscheln, die er heute schon aus der Tiefe geholt hatte. Ein guter Durchschnittsertrag für einen Tag sind etwa fünfzig Muscheln.

Jetzt bekam der Taucher ein Gewicht an die Brust gehängt, dann wurde ihm der Taucherhelm aufgeschraubt und gleichzeitig setzten zwei Matrosen die Pumpe in Bewegung, durch die dem Taucher Luft zugeleitet wird. Dieser trat dann auf eine Stufe am Rande des Bootes und verschwand blitzschnell in der Tiefe. Der Tender hielt eine Leine in der Hand, die sich der Taucher um den Leib gebunden hatte. Mit dieser macht er dem Tender die verschiedensten Mitteilungen, über die Direktion des Schiffes usw. Außerdem kann der Tender, wenigstens bei ruhiger See, auch an dem Aufsteigen der Luftblasen erkennen, wo sich der Taucher aufhält. Nach einigen Minuten kam dieser wieder an die Oberfläche; ebenso plötzlich wie er verschwunden war, tauchte er jetzt wie ein Meeresungetüm aus dem Wasser auf. Mit der Luft, die ihm zugepumpt wird, kann er seinen wasserdichten Anzug füllen und erhält dadurch den nötigen Auftrieb. So steigt er als beinahe unförmige Masse an die Oberfläche, wird dann an das Boot herangezogen und ihm möglichst schnell der Helm abgeschraubt. Das Meer war hier zu tief und das Wasser zu trübe, wie der Taucher berichtete, um erfolgreich arbeiten zu können. Die australischen Herren hatten es eilig und konnten nicht warten, bis günstigerer Grund gefunden war; so fuhren wir wieder zur „Amboina“ zurück.

Die Fischerei auf der Ostseite der Aru-Inseln wird in erster Linie der Perlmutter wegen betrieben, die einen wundervollen Silberglanz besitzt; fast die ganze Innenfläche der beiden Schalenhälften ist bei dieser Art (*Margaritifera maxima*) bis zum Rande mit weißer Perlmutter belegt. Bei einer anderen Varietät, die an den Küsten Neu-Guineas und bei den Tenimber-Inseln vorkommt, ist die weiße Perlmutter von goldgelber umrahmt, und bei einer dritten Form, die als besondere Art unterschieden wird (*Margaritana Margaritiferae*), die bei den Aru-Inseln selten ist, aber in der Südsee bei Taiti und Samoa gefischt wird, hat die Perlmutter am Rande schwärzliche Farbe. Entsprechend dem verschiedenen Rand des Perlmutterbelags werden die Perlmuscheln im Handel als silver-lip, gold-lip und black-lip bezeichnet. Von diesen ist die erste, die silver-lip, am wertvollsten, da ihre Perlmutter bis zum Rande zu verwenden ist, während dieser bei den beiden anderen Sorten ziemlich

wertlos ist. Es ist wohl kaum nötig darauf hinzuweisen, welch' vielseitige Verwendung die Perlmutter findet. Die Perlmutterschicht ist an dem ältesten Teil der Muschel, das ist in der Nähe des Schloßrandes, am dicksten, nach außen zu wird sie immer dünner. Die dicken Stücke werden zu Messergriffen, Griffen von Damenrevolvern usw. verwandt, während aus den Randpartien Plättchen und Knöpfe hergestellt werden.

Dieselbe Perlmuschelart, die bei den Aru-Inseln vorkommt, wird hauptsächlich noch in der Torresstraße und in Westaustralien, dort von zusammen 400 Loggern, gefischt. Natürlich nur in dem nördlichen Teil von Westaustralien, denn ebensowenig wie die Rifflkorallen, gehen die Perlmuscheln kaum über den 28. Grad nördlicher oder südlicher Breite hinaus. Noch verschiedene andere Weichtiere werden bei den Aru-Inseln ihrer Perlmutter wegen gefischt; verschiedene Verwandte der eigentlichen Perlmuschel, wie *Malleus vulgaris* und *Avicula semisagitta*, und zwei Schneckenarten der Gattungen *Turbo* und *Trochus*. Die äußeren Schichten müssen bei den Schneckenschalen abgetragen werden, wenn die Perlmutter-schicht sichtbar werden soll.

Die Perlmuscheln auf dem Meeresgrunde aufzufinden, ist für den Neuling nicht ganz leicht, denn sie sind über und über mit verschiedenen Tieren und Pflanzen bewachsen. Hornkorallen, Schwämme, Manteltiere, Rankenfüßer und Algen haben sich auf der nach oben gerichteten Schalenhälfte angesiedelt, sodaß die Muschel ganz verdeckt ist. Die untere Schalenhälfte sitzt im Sand oder dem Felsen auf. So ist die Perlmuschel nur an dem klaffenden Spalt zwischen den beiden Schalen zu erkennen, durch den das Tier mit der Außenwelt in Verbindung steht und durch den Atemwasser und Nahrung eintreten.

Eine größere Zahl von Tieren kann den Perlmuscheln recht gefährlich werden oder sie zum mindesten sehr schädigen, indem sie von außen Löcher in die Muscheln bohren, wie beispielsweise die Bohrmuscheln und Bohrschwämme. Der Wert einer Muschel wird dadurch sehr herabgesetzt, andererseits können unter gewissen Umständen diese Eingriffe auch den Anstoß zu Perlbildungen geben, die dann allerdings immer an der Muschel festgewachsen sind. An der Stelle, an der die Eindringlinge die Muschelschale durchbohren, reizen sie das Tier, das an seiner ganzen Oberfläche Perlmutter ausscheidet, zu erhöhter Ausscheidung von Perlmuttersubstanz, wodurch an der Innenseite der Schale ein Höcker entsteht. Im Handel werden solche Vorwölbungen als „Blisters“ bezeichnet. Unter günstigen Umständen kann sich unter der Vorwölbung eine Perle befinden, die man erst entdeckt, wenn man die Schale entweder von außen oder von innen

vorsichtig aufbricht. Häufig kann aber auch einfach ein kleiner Stein, der durch ein Loch in die Schale gelangt ist, die Ursache eines Blisters werden. Befindet sich ein

Blister in der Nähe des Schloß-

randes, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß sich unter dem Buckel eine Perle be-

findet, eine größere. Denn in diesem Teil der Muschel, wo die Perlmutter-schicht ihre größte Dicke besitzt, werden



Kindergrab bei Gomo-Gomo.

überhaupt am häufigsten Perlbildungen gefunden. Mit dem Verkauf von Blisters wird auf den Perlmärkten ein großes Spekulationsgeschäft getrieben.

Die kostbareren Perlen sind nicht an der Schale angewachsen. Sie werden frei im Weichkörper des Tieres gefunden, bestehen aber aus genau derselben Substanz wie die Perlmutter. Auch zu ihrem Zustandekommen bedarf es eines besonderen Reizes. Die Untersuchung hat ergeben, daß fast ausschließlich Larven von Band- und Saugwürmern, deren Reste im Innern der Perlen noch nachzuweisen sind, die Perlbildungen hervorrufen. Die Muschel schützt sich gegen diese Parasiten, indem sie um dieselben Perlmutter-substanz ausscheidet und diese damit abkapselt. Je nach der Stelle der Reizung entsteht die Perle frei im Weichkörper oder an der Oberfläche desselben, verwächst in diesem Falle mit der Schale und kann später wie bei den Blisters von neu ausgeschiedenen Perlmutter-schichten bedeckt werden und damit in das Innere der Schale zu liegen kommen. Wie wir sehen, kann man also die Perlen mit Recht als krankhafte Bildungen der Perlmuscheln betrachten, und es müßte eventuell gelingen, durch eine künstliche Infektion die Bildung von Perlen hervorzurufen. Zu diesem Zweck müßte man zuvor einen genauen Einblick in den Kreislauf der Parasiten haben, was bisher noch nicht der Fall ist. Manche derselben müssen noch in zwei andere Wirbeltiere gelangen, die zwei verschiedenen Fischgattungen angehören,

um ihre Entwicklung zu vollenden. Die Verhältnisse liegen hier also sehr kompliziert. Durch irgend welche Einspritzungen oder sonstige künstliche Mittel ist es bisher noch nicht gelungen, die Muscheln zur Perlbildung zu veranlassen.

Die Perlausternbänke bei den Aru-Inseln sind in den letzten Jahren stark überfischt worden, ihr Ertrag ist infolgedessen zurückgegangen und auch die Perlen sind entsprechend seltener geworden und im Werte gestiegen. Es muß übrigens immer eine große Zahl von Muscheln durchsucht werden, bis einmal eine gute Perle gefunden wird. In den Meeren vor den Aru-Inseln kommt auch eine kleine Perlmuschel vor (*Margaritifera vulgaris*), die bei Ceylon ihrer schönen und kostbaren Perlen wegen gefischt wird. Bei Gomo-Gomo lagen ganze Haufen leerer Muschelschalen dieser Art am Strande. Sie werden hier nur der Tiere wegen gefangen, die gegessen werden; ihre Perlen sind minderwertig.

Wenn man den Arunesen auch gewisse Sonderrechte gelassen hat, so sind sie doch in der Ausübung der Perlfischerei jetzt sehr beschränkt und öfters werden Klagen laut, daß die Australier zu nahe an die Küste kämen. Immerhin werden noch längs der ganzen Blakang-tana auch von Arunesen Perlaustern gefischt; verschiedentlich waren wir ihnen auf der Fahrt begegnet. Die Arunesen tauchen sehr gut; vom Boot aus springen sie gerade ins

Wasser, mit den Füßen nach unten, und beschweren sich oft noch mit einem Stein, um schneller den Grund zu erreichen. Wenn sie früher ihre Ausbeute regelmäßig direkt nach Dobo brachten, so geschieht dies jetzt viel seltener, da fast in jedem Arunesendorf der Ostseite ein chinesischer oder buginesischer Händler wohnt, der meist in dem Dorfe auch besonderes Ansehen genießt, und den Arunesen ihre Muscheln und Perlen abkauft.



P. N. v. Kampen phot.

Arunesen kommen zur Begrüßung.

Entfernung von der Küste. Wir bogen in die Straße zwischen Leer und Penambulai ein und hielten in einiger Entfernung von Lola, einer kleinen Insel südlich von Leer, deren Bewohner wir zum Teil schon auf See kennen

gelernt hatten. Auf das dreimalige Signal der Dampfpeife kam eine große Prau von der Insel herüber. Vorne im Boot standen die beiden Häuptlinge von Lola in weißen Anzügen. Zur Begrüßung fuhr die Prau dreimal um die „Amboina“ herum und legte dann an.

Lola liegt auf einer kleinen felsigen Insel, die mit Kokospalmen bewachsen ist. Rings herum erheben sich noch verschiedene kleinere Inseln; zwischen denselben sahen wir in dem klaren Wasser wunderschöne Stein- und Hornkorallen, nach denen wir die Arunesen tauchen ließen. Sie verstanden nicht recht, was wir mit diesen „bunga laut“, Blumen des Meeres, wie sie auf malayisch heißen, anfangen wollten, holten aber doch eine Ummenge herauf. Die Steinkorallen mit ihren feinen Verzweigungen müssen besonders sorgfältig behandelt werden, sie zerbrechen wie Glas. Von dem Dorfe Lola sei nur die Pomalistätte erwähnt, die hier aus einer kleinen niedrigen Hütte bestand, etwa wie ein Puppenhaus für Arunesenkinder, in welcher die geopferten Teller und Gongs lagen. Die Häuser des Ortes waren ähnlich denjenigen von Meriri, standen nur auf viel schwächeren Pfählen.

In der Straße zwischen Mimien und Koproór, der Zufahrtsstraße des Sungi Barkai, loteten wir fünf bis neun Faden Tiefe. Der Grund war teils felsig, teils bestand er aus grobem Muschelsand, auf dem eine weniger reiche Bodenfauna vorkommt, als in dem weiter nach dem Meere zu gelegenen Teil dieser Straße. Je mehr wir uns der Mündung des Sungi Barkai näherten, desto schlammiger wurde der Grund. Die Hauptsand- und Schlammassen, die die Strömung aus den Sungis mitführt, werden wie bei einem Strom in der Nähe der Mündung abgesetzt. An dem südlichsten Punkt von Koproor, am Eingang zum Sungi Barkai, liegt ein kleines Dorf namens Fonum. Mit einer recht alten Prau, die stark leckte, hatten uns die Bewohner des Ortes abgeholt, darunter ihr Orang-kaja und der Major von Fonum, ein freundlicher Alter, der uns zu Ehren eine blauseidene Jacke angezogen hatte, die ihm gut stand. Dieser Titel „Major“, der auf den Kei-Inseln häufig ist, soll früher auch auf den Aru-Inseln verbreitet gewesen sein. Die Bewohner von Fonum waren fast ausnahmslos abschreckend häßlich und erinnerten uns an die Inland-Arunesen von Popdjetur in Terangan. Nur die Kinder sahen ganz nett aus; bei ihnen ist der Rassencharakter noch nicht so ausgeprägt. Verschiedene Männer und Frauen hatten Tatuierungen auf der Stirne. Soviel wir erfahren konnten, tatuieren sich die Arunesen zum Schutz gegen Krankheiten oder um lokale Schmerzen damit zu vertreiben. Die Muster sind sehr einfach und bestehen in kurzen Strichen und kleinen Kreisen, die entweder einfach nebeneinander oder zu Sternchen gruppiert werden; die blauschwarze Farbe der Tatuierungen ist auf der schwarzbraunen Haut noch ganz gut sichtbar. Im allgemeinen ist diese Sitte auf den Aru-Inseln nicht sehr verbreitet.

Um sich gegen Krankheiten zu schützen versuchen die Arunesen mancherlei Mittel, indem sie teils Opfer bringen, Amulette tragen, sich tatuieren, oder wie wir hier auch in Fonum sahen, indem sie über den Eingang ihrer Hütten besondere aus Muscheln oder Schneckenschalen gefertigte „Pomalis“ aufhängen (Taf. IX, Fig. 7, 8). Fonum besteht aus zwei Teilen, die etwa zwanzig Minuten auseinander liegen, von einem hohen Wald getrennt, in den verschiedene Lichtungen gehauen sind, die mit der Zeit bebaut werden sollen. Die hiesigen Bewohner sehen sich gezwungen, sich immer mehr dem Landbau zuzuwenden, da ihnen die Perlfischerei durch die Araber und Australier unmöglich gemacht wird.

Während unserer Fahrt durch den Sungi Barkai gingen öfter kolossale Regenmassen nieder; hielt der Regen nicht zu lange an, so war er uns sehr willkommen. Eine fieberhafte Tätigkeit entwickelte sich alsdann auf der „Amboina“, die Wasserreservoirs wurden gefüllt, und alles an Bord benutzte die schöne Gelegenheit, diese natürliche Brause über sich ergehen zu lassen; das war herrlich erfrischend.

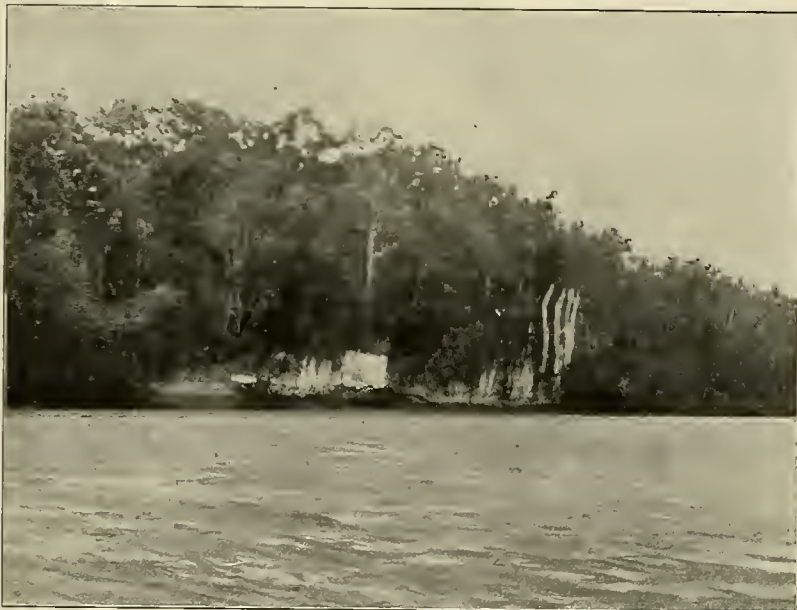
Schon bei Besprechung der Tiefenverhältnisse im Sungi Manumbai wurde hervorgehoben, daß im Sungi Barkai noch größere Tiefen vorkommen und zwar bis zu 100 m. Überhaupt ist die Durchschnittstiefe im Sungi Barkai eine bedeutend größere. In der ersten östlichen Hälfte des Sungis wurden immer mehr denn 25 m gelotet. Der Grund ist felsig und sehr zerrissen, was die Arbeit mit dem Schleppnetz fast unmöglich machte; mehr wie einmal blieb es hängen; langsam und vorsichtig mußte dann rückwärts gefahren werden, um das Netz wieder frei zu bekommen; manchmal kam es trotz aller Vorsicht ganz verbogen herauf.

Ungefähr in der Mitte des Sungi Barkai, von der Ost- und Westküste gleichweit entfernt, liegt der Batu Bandera. Dort besteht das Sungiufer aus einer hohen Felswand, die 25 m aus dem Wasser gerade emporsteigt, an der Wand laufen von oben nach unten abwechselnd dunkle und helle Streifen herunter, die zu dem Vergleich mit dem Fahmentuch Anlaß gegeben haben. (batu = Fels, bandera = Fahne). An den Stellen, wo das Regenwasser über den hellen Kalkfelsen herunter gerieselt ist, hat sich dieser dunkel gefärbt; so erklärt sich die Streifung. An der Stelle des Batu Bandera teilt sich der Sungi in viele Arme, und von verschiedenen Richtungen münden Seitensungis in ihn ein. Übrigens soll etwas weiter östlich — wie ich aus älteren Karten der Aru-Inseln ersehe und durch Nachfragen erfahren habe — ein Verbindungs-Kanal zwischen Sungi Barkai und Maikoor bestehen.¹ Wir hatten leider keine Zeit, diesen Kanal näher zu untersuchen. Die Ufer des Sungi Barkai

¹ Dieser Verbindungskanal heißt Sungi Gatutafara. Er mündet bei Aier Bedidi in den Sungi Barkai und ungefähr dem Sungi Erersin gegenüber in den Sungi Maikoor.

sind im allgemeinen sehr flach, nur die Stelle des Batu Bandera macht davon eine Ausnahme. Wir ließen uns hier ans Land rudern; am Uferrand sahen wir verschiedene lebende Stein-

korallen, die also auch hier noch gut fort-
kommen. Etwas seitlich
von der Stelle der hohen
Felswand stiegen wir aus
und mußten zunächst
wieder durch eine schlammige Mangrovenzone, bis wir festen Boden erreichten. Es folgte dann eine ganz ungewohnte Klettertour durch dichtes Buschwerk, die Felsen hinauf, wobei wir mehrere breite, tiefe Spalten umgehen mußten. Zum Teil



Batu-Bandera.

waren sie von Moos und Farnen so verdeckt, daß wir sie leicht übersehen konnten. Es fiel uns auf, daß die Spalten parallel zur Felswand verliefen. Wahrscheinlich hat sich hier der Boden gehoben, dabei sind eine große Zahl von Sprüngen entstanden und ein Teil der gehobenen Felsmassen ist bei diesem Vorgang in den Sungi hinabgestürzt; so entstand die steile Felswand des Batu Bandera.

Vom Felsen oben gewannen wir einen guten Überblick über die vielen Inseln, die in dem Sungi verstreut liegen; namentlich nach Westen zu wird der Sungi Barkai sehr inselreich. Die Inseln steigen zum Teil steil aus dem Wasser auf und sind mit üppiger Vegetation bewachsen; lichtetes und dunkleres Grün wechseln miteinander ab; die überwiegende Menge der Laubbäume wird von den dichten Blattbüscheln der Pandaneen und den langen Wedeln vereinzelter Palmen angenehm unterbrochen. Die Ufer sind im westlichen Teil des Sungis felsig und fallen senkrecht ab. Der Uferrand ragt aber nur wenig über den Wasserspiegel hinaus; gerade hier im Sungi Barkai kam ich immer mehr zu der Überzeugung, daß die Hauptsungis zum Teil wenigstens Verwerfungsspalten sein müssen, die quer durch die ganze Landmasse hindurch ziehen.

Bevor ich im allgemeinen auf die Sungis noch etwas eingehe, wollen wir diese Tour zu Ende führen. Vom Batu Bandera fahren wir nach Wardakau; es liegt an einer Stelle im Sungi, wo dieser sich nach Westen zu buchtenartig zu erweitern beginnt. Die Einwohner dieses Christendorfes waren nur wenig entgegenkommend. Der westliche Ausgang des Sungi Barkai war auch wieder, wie zu erwarten, infolge starker Versandung nur wenige Meter tief.

6. Die Sungis. Ausflug nach Wokam und Udjir.

Die als Sungis bezeichneten Kanäle, die die Aru-Inseln durchsetzen, sind, soviel mir bekannt, einzig in ihrer Art. Unter den zahllosen Inseln des indo-australischen Archipels, unter der Unmenge von Inseln und Inselgruppen, die wir von der ganzen Erde kennen, existiert meines Wissens nicht eine, die derartige Kanäle aufzuweisen hätte. Daher ist es wohl am Platze, hier noch einiges zusammenfassend über die Sungis zu bemerken und die Frage ihrer Entstehung kurz zu erörtern. Dabei möchte ich jedoch künftigen geologischen Forschungen nicht vorgreifen und eigentlich in diesen Fragen mehr als Laie meine Ansicht äußern, die ich mir auf Grund ziemlich eingehender Kenntnis des Landes gebildet habe. Zunächst noch einiges über die Beziehungen der Aru-Inseln zu den benachbarten größeren Landmassen und Inselgruppen. Orientieren wir uns an Hand der Seekarte (Taf. II) über ihre Lage. Wir sehen, sie sind die östlichste Inselgruppe im großen Archipel, der sich zwischen Asien und Australien ausdehnt, und den man am richtigsten als den indo-australischen Archipel bezeichnet.

Östlich von Malakka liegen die drei besonders großen Inseln Sumatra, Java und Borneo — von denen die erste und dritte Deutschland an Flächenraum bei weitem übertreffen — und nördlich von Australien Neu-Guinea, die größte Insel unserer Erde. Sie liegen alle auf einem unterseeischen Rücken, der in ganzer Breite in den benachbarten Kontinent übergeht, nur von einer Flachsee von noch nicht 100 m Tiefe von dem Festland getrennt. Geologische und tiergeographische Untersuchungen haben überzeugend dargetan, daß zwischen den Kontinenten und den ihnen vorgelagerten Inseln in verhältnismäßig jungen Erdperioden eine Landverbindung bestanden hat (Pliocän), und daß sich diese Inseln zu verschiedenen Zeiten voneinander und von den Kontinenten getrennt haben, wie aus der Zusammensetzung ihrer Fauna deutlich hervorgeht.

Daß ein großer Unterschied besteht zwischen der Fauna der großen Sunda-Inseln und Indien auf der einen und Neu-Guinea und Australien auf der anderen Seite, ist bekannt. Man betrachtet diese beiden Gebiete mit Recht als besondere tiergeographische Regionen,

jede mit einer für sie charakteristischen Tierwelt. Trotz dieser faunistischen Verschiedenheit lassen sich die beiden Regionen nicht durch eine scharfe Linie voneinander abgrenzen, wie man das früher wollte (Wallace'sche Linie), vielmehr vermittelt ein breites Übergangsgebiet mit einer asiatisch-australischen Mischfauna zwischen der einen Region und der anderen; dazu gehören fast alle Inseln des mittleren und östlichen Teils des Archipels: Celebes, die Molukken, die kleinen Sunda-Inseln und Timor. Auch diese liegen größtenteils wieder auf mehr oder minder hohen unterseeischen Rücken, während zwischen den einzelnen Inselketten tiefe Seebecken existieren, die gewaltigen Kesselbrüchen ihre Entstehung verdanken.

Im mittleren und jüngeren Tertiär sind diese Inseln untereinander und mit dem Festland vorübergehend in Verbindung getreten und dementsprechend setzt sich ihre Fauna aus verschiedenartigen Elementen zusammen. Im allgemeinen läßt sich für die Mischfauna dieses Übergangsgebietes nur angeben: je weiter wir nach Osten gehen, um so mehr prävalieren die australischen und um so mehr verschwinden die asiatischen Formen; das Umgekehrte gilt für den westlichen Teil dieses Übergangsgebietes. Im einzelnen ist die Tierwelt dieser Inseln erst teilweise bekannt; es war gerade die Aufgabe verschiedener in den letzten Jahrzehnten unternommener zoologischer Forschungsreisen, diese Fragen ihrer Lösung näher zu bringen. Der einzelne muß sich hierbei, will er einigermaßen gründlich sein, entsprechend der zur Verfügung stehenden Zeit auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet beschränken.

Während man früher nur den nördlichen Teil des ganzen Archipels, der sich zwischen Celebes im Westen und Neu-Guinea und den Papua-Inseln im Osten ausdehnt, als Molukken bezeichnete, hat man jetzt die Grenze viel weiter gezogen und versteht unter diesem Sammelnamen auch noch alle Inseln nach Süden bis zur Timorgruppe (exkl.); nach Norden zu bildet der Stille Ozean die Grenze. Die Aru- und Kei-Inseln, die uns hier speziell interessieren, rechnet man demnach zu den südöstlichen Molukken; auf Grund zoologischer und geologischer Untersuchungen kommt man freilich zu einem etwas abweichenden Ergebnis.

Die Kei-Inseln liegen auf einem unterseeischen Rücken, der im Halbkreis verläuft, im Süden bis über die Tenimber-Inseln hinausreicht und nordwärts durch eine ganze Reihe kleiner Inseln markiert wird, über die man nach Ceram gelangt. Die Aru-Inseln liegen nur 125 km östlich von den Kei-Inseln, können also politisch-geographisch noch gut zu den Molukken gezählt werden. Auf der Seekarte aber sehen wir, daß ein tiefer Graben von über 3000 m Tiefe diese beiden Inselgruppen voneinander trennt, und daß die Aru-Inseln dem gleichen unterseeischen Rücken aufsitzen, der Neu-Guinea mit Australien verbindet. Die Küste der Aru-Inseln, die nach Westen zu ziemlich steil abfällt, geht in den anderen

Richtungen in eine Flachsee über, in der bis nach Australien und Neu-Guinea keine Tiefe über 80 m vorkommt; nach Osten zu reicht diese Flachsee bis über die Torresstraße hinaus. Die Aru-Inseln gehören also viel eher zur Festlandmasse von Australien und Neu-Guinea, als zu dem Übergangsgebiet der Molukken. Auch hier werden wieder aller Wahrscheinlichkeit nach die Aru-Inseln zu Neu-Guinea in engerer Beziehung stehen wie zu Australien, wie sich schon aus ihrer Lage ergibt. Die Entfernung der nördlichsten Insel der Aru-Inseln von Neu-Guinea beträgt noch keine 70 Seemeilen. Diese nahen Lagebeziehungen sind an sich kein Beweis für eine frühere Landverbindung zwischen diesen beiden Gebieten, aber die nahe Verwandtschaft ihrer Faunen fordert einen solchen Zusammenhang. Der weitaus größere Teil aller Land- und Süßwassertiere der Aru-Inseln gehört der australischen Region an; auf den Kei-Inseln treten hingegen bedeutend mehr westliche Formen in die Erscheinung, und ganz viele für Neu-Guinea charakteristische Tierformen fehlen hier vollständig.

Wallace hat zuerst auf die engen Beziehungen zwischen der Fauna der Aru-Inseln und Neu-Guinea hingewiesen; er stützte sich dabei im wesentlichen auf einen Vergleich der Säugetier-, Vogel- und Insektenfaunen dieser beiden Gebiete. Auf seiner Reise mußte er sich in erster Linie auf das Sammeln solcher Tierformen beschränken, die in getrocknetem Zustand aufbewahrt werden konnten, auch war die Fauna von Neu-Guinea damals noch recht wenig bekannt. Bei der heutigen, bedeutend leichteren Transportmöglichkeit war eine umfangreiche Ausrüstung am Platz, und so konnten wir auch den Tiergruppen, die eine Konservierung in Alkohol erfordern, unsere Aufmerksamkeit schenken und waren dadurch in der Lage, jedenfalls vielseitigere Sammlungen anzulegen. Infolgedessen wird es jetzt möglich sein, ein umfassenderes Bild der Zusammensetzung der Fauna der von uns bereisten Inselgruppen zu gewinnen. Da die Untersuchungen und Bearbeitungen der mitgebrachten Ausbeute zur Zeit noch nicht abgeschlossen sind, muß ich die Zusammenfassung der wissenschaftlichen Ergebnisse unserer Reise auf später verschieben.

Wallace dürfte mit seinen Schlußfolgerungen über die Beziehungen der Aru-Inseln zu Neu-Guinea etwas zu weit gegangen sein; nach seiner Ansicht sollte die ganze Inselgruppe ein unverändert erhalten gebliebenes Bruchstück des alten Neu-Guinea sein, das früher bis zu den Aru-Inseln gereicht haben sollte, und die Sungis waren alte Flußbette von Strömen, die damals hier ausmündeten. Daß Wallace eine derartige Hypothese aufstellte, läßt sich nur verstehen, wenn man berücksichtigt, daß ihm die wirkliche Topographie der Aru-Inseln unbekannt geblieben ist, wie man aus der Kartenskizze, die er seiner Reise-

beschreibung beigelegt hat, ersehen kann. Er hat nur einen Hauptsungi, den Sungi Manumbai, näher kennen gelernt, der noch am ehesten an einen Fluß erinnert und also zu einer solchen Deutung Anlaß geben konnte.

Von den späteren Reisenden, die die Aru-Inseln besucht haben, sind nur noch Ribbe (1885), v. Hoëvell (1887) und Tissot von Patot (1908) etwas näher auf die Sungis eingegangen. Daß früher eine Landverbindung zwischen den Aru-Inseln und Neu-Guinea bestanden hat, nehmen alle an und darüber kann man in Anbetracht der nahen Verwandtschaft zwischen den Faunen dieser beiden Gebiete kaum im Zweifel sein. Welch' verhältnismäßig geringe Niveauveränderungen waren nötig, um das Aru-Gebiet von Neu-Guinea zu trennen! Die größte Meerestiefe zwischen beiden Ländern beträgt nur etwa 70 m, und schon eine Hebung des Meeresbodens um 40 m würde die Aru-Inseln wieder mit Neu-Guinea vereinigen. Ribbe berichtet über die Sungis: „Wohl haben sie äußerlich ganz das Aussehen von Flüssen, sind aber weiter nichts als schmale Meeresengen; untersucht man die Ufer dieser Flüsse, so findet man oft kilometerbreite Sümpfe, die Flut überschwemmt dieselben und es bilden sich natürlich bei der Abwechslung zwischen dieser und der Ebbe Strömungen, welche irgendwo ihr Bett haben müssen; sie suchen sich erklärlicherweise die tiefsten Stellen aus und bilden so die Flüsse und Flößchen, und mit den Jahren sind dadurch die feststehenden Sungis entstanden. Ähnliche Straßen, wenschon kürzer, findet man zwischen Buton und Celebes, bei Batian, auf Bima; auch sie haben, wenn man darauf fährt, das Aussehen eines Flusses.“ Soweit ich aus den Karten ersehe, lassen sich diese Kanäle nicht mit den Sungis der Aru-Inseln vergleichen. Viel eher noch ein langer Kanal bei Melville Island, nördlich von Australien, oder z. B. der Kanal, der die Frederik-Hendrik-Insel von Neu-Guinea trennt.

Tissot äußert sich in ähnlichem Sinne über die Sungis wie v. Hoëvell. Diesen Autoren nach sind die Sungis der Aru-Inseln früher nichts anderes gewesen als Gräben, wie sie jetzt noch zwischen den von der See bedeckten Korallenriffen auf der Ostseite der Aru-Inseln zu finden sind. In diesem Netz von Gräben herrschen starke Strömungen. Wachsen die Riffe noch weiter an oder werden sie über das Meer gehoben, dann erhalten sie zweifellos das gleiche Aussehen wie das jetzige Land und die Gräben werden zu Sungis. Der eigentliche Kern von Tissots Auseinandersetzungen ist also, wenn er dies auch nicht besonders hervorhebt, daß man sich die Sungis durch Hebung des Bodens entstanden denken kann.

Auf unseren Touren durch die Aru-Inseln haben wir nun an verschiedenen Punkten sichere Anzeichen dafür gefunden, daß die Aru-Inseln augenblicklich in einem Stadium

der Hebung begriffen sind. In der Gegend von Marafenfen und Ngaiboor (beide auf Terangan) finden sich mehrere Kilometer von der jetzigen Küste entfernt, in einer Höhe von fünf bis fünfzehn Meter über dem Meeresspiegel, Kalkfelsenriffe, an denen deutlich die Wirkung der Brandung zu bemerken ist. Auch die Beschaffenheit des Bodens und die Muscheln, die wir hier fanden, verrieten, daß die See früher bis hierher gereicht haben mußte. Weitere Anzeichen für eine Hebung des Bodens fanden wir im Norden von Terangan, in der Umgebung des Sungi Erersin, wo wir mehrmals ausgetrocknete Sungibette passierten und viele hohe Felsmauern sahen, wie sie im Sungi Maikoor vorkommen; auch das wird nur verständlich, wenn wir annehmen, daß diese Gebiete früher von Wasser bedeckt gewesen sind. Der Batu Bandera im Sungi Barkai, diese hohe steile Felswand und die vielen Spalten in seiner nächsten Nähe sind aller Wahrscheinlichkeit nach durch ungleichmäßige Hebung des Bodens entstanden. Und in verschiedenen Seitensungis des Sungi Manumbai mit hohen Felsenufern fanden wir vier bis fünf Meter über dem jetzigen Wasserspiegel parallel verlaufende Rinnen, die jedenfalls durch die Strömung hervorgerufen wurden. Nur durch eine plötzliche Niveauveränderung, sei es Hebung des Bodens oder Senkung des Wasserspiegels, konnten sie entstehen.

Und nun die Hauptsungis; sollen sie wirklich nur die tiefsten Stellen, die Gräben dieses ganzen gehobenen Massivs sein, deren Niveau noch unter dem Meeresspiegel liegt, und die durch die Gezeitenströmung etwas vertieft worden sind? Schwerlich allein und ausschließlich. Erinnern wir uns, daß im Sungi Barkai und Manumbai bedeutend größere Tiefen vorkommen, wie sie von den die Aru-Inseln umgebenden Meeren bekannt sind. Der Grund, namentlich des Sungi Barkai, ist, wie wir sahen, an vielen Stellen sehr zerrissen. Sicherlich haben hier irgendwelche Störungen stattgefunden, vielleicht infolge eines Erdbebens, und damit im Zusammenhang dürfte auch eine Hebung des Bodens erfolgt sein. Da auf den benachbarten Kei-Inseln starke Erdbeben häufiger vorkommen, ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie auch hier auftreten.¹ Die Spalten oder Verwerfungen entstanden wohl an denjenigen Stellen, wo der geringste Widerstand zu überwinden war, und das war in den Rinnen oder Gräben, oder vielleicht zwischen zwei Kanälen, die von verschiedenen Seiten in das Land einschnitten und durch einen plötzlich entstandenen Riss miteinander in Verbindung traten.

Die Hauptsungis sind in ihrem mittleren Abschnitt durchgehends tiefer wie an ihrer Peripherie; an ihren Einmündungsstellen ins Meer verbreitern sie sich buchtenartig. Hier

¹ D a w y d o f f berichtet über einen heftigen Erdstoß (S. 302), den er in der Gegend von Manumbai erlebte.

haben sich infolge starker Gezeitenströmungen Schlamm- und Sandmassen angesammelt. Aber an manchen Stellen ist der Grund auch in der Nähe der Sungimündungen felsig, wie zum Beispiel an dem Ostausgang des Sungi Manumbai und Maikoor, und das Meer hier nur wenige Meter tief. Man könnte vermuten, daß dieses Ansteigen des Sungibodens auf einer stärkeren Korallenvegetation an den dem offenen Meere zugekehrten Seiten des Sungis beruhe; freilich haben wir auch mitten in den Hauptsungis das häufige Vorkommen lebender Steinkorallen beobachtet. Übrigens besitzen sie in der Umgebung der Aru-Inseln keine so große Verbreitung wie zum Beispiel in der Torresstraße und längs der Nordküste von Australien. An den über das Meeresniveau gehobenen Felsmassen war verhältnismäßig selten eine koralline Struktur zu erkennen. Auf Wammer und im westlichen Wokam war sie häufiger.

Das Gestein, aus dem sich die Aru-Inseln aufbauen, besteht in erster Linie aus einem hellgrauen Kalkspat. Herr Dr. R. D. M. Verbeek hatte die Liebenswürdigkeit, die wenigen mitgebrachten Handstücke einer makro- und mikroskopischen Untersuchung zu unterziehen. Sie führte zu dem Ergebnis, daß die Gesteine eines Teils von Terangan, vermutlich auch jene von Maikoor, jungtertiär und zwar wahrscheinlich jungpliocän sind, wie sich aus dem Vorkommen gewisser, für diese Schichten charakteristischer Foraminiferen ergeben hat. „Bisher war das Vorkommen von Lepidocyclinen-führenden Gesteinen auf den Aru-Inseln noch unbekannt, da die ganze Inselgruppe für quartär gehalten wurde. Es scheinen nun auch ältere Sedimente, d. h. jungtertiäre Schichten an der Zusammensetzung dieser Inseln teilzunehmen und hier vielleicht eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen.“ (Verbeek.) Ein anderer Teil des südlichen Terangan besteht aus braunrotem quartärem Sandstein. Dieser ist teilweise schon stark verwittert. Bei Ngaiboer an der Westküste hat er eine mehr tonige Beschaffenheit, desgleichen auch in den niedrigen Hügelketten im Süden von Terangan. Der größere Teil der Aru-Inseln, Kobroor, Wokam usw. bestehen entweder aus einem grauen, harten, oder weicheren, tonigen Kalkstein, der hauptsächlich dem Quartär angehören dürfte.¹

Aus der Beschaffenheit der Gesteine, die die Aru-Inseln aufbauen, hat sich also ergeben, daß sie teilweise wenigstens geologisch älter sind wie man bisher angenommen hat.² Auch der ganze Vorgang der Erhebung des Landes und der Entstehung der Sungis dürfte sich über einen größeren Zeitraum erstrecken. Daß während dieser langen Periode der

¹ Siehe Anmerkung über die Gesteine im Anhang.

² Die einzige Angabe über das Vorkommen tertiärer Schichten auf den Aru-Inseln findet sich bei Riedel, S. 245, der die Süd- und Ostküste von Terangan als pliocän bezeichnet. Worauf diese Annahme basiert, wird nicht erwähnt.

Hebung die Gezeitenströmungen die Gestaltung dieses fast ganz flachen Kalksteinplateaus wesentlich beeinflußt haben, scheint zweifellos. Durch die unaufhaltsamen Strömungen in den Sungis wurden diese allmählich mehr und mehr verbreitert und die Flut konnte bald auch in die kleinen Bäche und Fließchen vordringen, die in die Sungis einmünden; die Flußbette wurden dadurch im Lauf der Zeit weit tiefer ausgehöhlt, wie es für die Wassermassen des Flußlaufs nötig war. So sind allmählich aus den kleinen Flußläufen Kanäle entstanden, die wir jetzt als Seitensungis bezeichnen. Viele derartige Kanäle verschiedener Länge und Breite münden auch direkt ins Meer ein und sind entsprechend von der Flut ausgehöhlt worden. Diese macht sich ja vielfach weit die Flüsse hinauf bemerkbar und zwar naturgemäß vor allem bei solchen Süßwasserläufen, die flaches Land durchfließen. Grade bei den Flüssen des nahen Neu-Guinea, wo die Verhältnisse ähnlich liegen wie auf den Aru-Inseln, sind die unteren Flußläufe durch die Flut teilweise stark erweitert worden.

Vielleicht, wird man einwenden, ist die Zahl der Seitensungis zu groß, als daß man annehmen möchte, sie könnten alle aus Flußbetten entstanden sein. Dazu ist aber zu bemerken, daß wir bei allen Seitensungis, die wir landeinwärts verfolgten, an einen Süßwasserlauf kamen, der sich vielfach von einem etwas höheren Niveau in den Sungi ergoß. Der Sungi bildete also immer die direkte Fortsetzung eines Fließchens. Ferner ist zu bedenken, daß parallel zueinander hinziehende Flußläufe in einem Flachland viel unabhängiger voneinander sind und sich seltener vereinigen werden, wie im Gebirgsland, wo die Konfiguration des Gebirges und der Verlauf der Täler den Flüssen ihre Wege vorschreibt.

Nur ein kleiner Teil aller Seitensungis, vor allem derjenigen in der Nähe der Mündung der Hauptsungis, dürfte den Gräben und Vertiefungen entsprechen, die zwischen den gehobenen Landmassen auch schon bestanden, als diese noch unter dem Niveau des Wasserspiegels lagen. Durch derartige Kanäle wird eine größere Zahl von Inseln an der Peripherie des Hauptlandes abgetrennt. Für diese Fälle dürfte die Erklärung Tissots ausreichen. Zwischen den Inseln der Ostseite und zwischen den vom Wasser bedeckten Korallenriffen und Sandbänken — von diesen haben namentlich letztere eine große Ausdehnung — verlaufen die entsprechenden Kanäle, in denen die Strömung hauptsächlich zirkuliert; sie werden von den Arunesen als Fahrstraßen benutzt. Durch eine geringe Terrainhebung könnten also auf der Ostseite der Aru-Inseln größere Landmassen entstehen, die ebenfalls von mehr oder minder breiten Kanälen durchzogen würden. Diese Kanäle wären aber damit noch nicht identisch mit den jetzt existierenden Hauptsungis. Sehr wahrscheinlich sind aber die Hauptsungis der Aru-Inseln aus solchen, durch die Strömung

gebildeten Kanälen hervorgegangen! Sie sind dann nachher noch, nachdem sich die Bänke über das Wasser erhoben hatten, durch die Gezeitenströmungen allmählich erweitert worden und durch verschiedene Verwerfungen weiter verändert worden. Die Seitensungis müssen dagegen fast ausschließlich als durch die Gezeitenströmungen erweiterte Süßwasserläufe angesehen werden.

Im Anschluß an unsere Blakang-tana-Tour machten wir Mitte April mit der „Marie“ einen mehrtägigen Ausflug nach dem westlichen Wokam und nach Udjir, wodurch wir noch drei Pattidörfer kennen lernten. Der Ort Wokam lag nach unserer Seekarte auf der Westseite von Wokam, etwas südlich von Samang; der Kapitän hielt aber noch in der Straße von Dobo, noch nicht einmal am Ausgang derselben — wir konnten es noch in der Ferne sehen — und bedeutete uns zu unserer Überraschung, daß hier Wokam sei. Wie wir später erfuhren, ist das Dorf schon vor mehreren Jahren an diese Stelle verlegt worden. Die eigentliche Fahrstraße liegt ziemlich in der Mitte der Meerenge, zwischen Wammer und Wokam; wir konnten uns mit der „Marie“ nur wenig dem Lande nähern, denn wie beinahe überall um die Aru-Inseln herum war der Grund sehr seicht; er war hier, ebenso wie auf der Westseite bei Samang, mit Steinkorallen dicht bewachsen. Wir hatten zwar nicht die Absicht, diese Korallenfauna näher zu untersuchen; dazu sind andere Gegenden, wie die Küsten Nordaustraliens und zahllose Inseln der Südsee viel geeigneter, ließen aber doch unsere Leute nach den Korallen tauchen, um sie wenigstens aus der Nähe betrachten zu können. Wenn man nur unsere weißgebleichten Museumsstücke kennt, ahnt man nicht, welch' schöne Farben diese Korallenstöcke im Leben besitzen. Eine große runde, glitzernd grüne Scheibe von einem Meter Durchmesser, die aus lauter kleinen Kegeln bestand, die senkrecht nach oben strebten und dem Ganzen das Aussehen eines Rasens verliehen, brachte ein Matrose herauf. Ein anderer hatte verschiedene Korallen abgebrochen, deren einzelne Äste wie bei einem Busch dicht durcheinanderliefen; sie waren teils von violetter, teils von olivengrüner Farbe. Dieser olivenfarbige Ton war bei den Korallen hier am häufigsten. Alles zusammengenommen schienen hier nur wenige Arten vorzukommen; die aber waren sehr häufig. Wenn man diese Korallenstöcke an der Luft betrachtet, sieht man nichts Lebendes an ihnen und bemerkt nur die kleinen Höhlungen, in die sich die Polypen, die Einzelindividuen einer solchen Riesenkolonie, zurückgezogen haben. Bringt man aber die Korallen, frisch heraufgeholt, in ein Gefäß mit Seewasser, dann sieht man, wie langsam und vorsichtig aus jeder kleinen Öffnung ein Polyp zum Vorschein kommt und

seine Fühler ausbreitet, mit denen er sich seine Nahrung zum Munde führt. Alle diese Polypen arbeiten daran, die Kolonie zu immer größerer Entfaltung zu bringen und bauen damit an dem gemeinsamen Werk, in dem diese Tausende von Individuen sich ein steinernes Denkmal setzen!

Im Sande nahe der Küste lagen große orangefarbige Seesterne mit dicken Höckern (*Pentaceros turritus*), so starr und unbeweglich, als ob sie eigens zum Schmuck hierhergelegt worden seien, und zwischen ihnen lagen andere von hellblauer Farbe (*Linckia*) mit langen Armen. Am Strande selbst fand sich noch eine dritte Seesternart, von der immer zwei aufeinander lagen, so, daß die Arme des einen zwischen die Arme des anderen zu liegen kamen. Die Geschlechtsprodukte der Seesterne werden meistens einfach in das Wasser entleert und es bleibt dem Zufall überlassen, daß sich Eier und Samenfäden treffen; bei denjenigen Arten, wo die Geschlechtsprodukte gleichzeitig nebeneinander ausgeschieden werden, ist die Wahrscheinlichkeit der Befruchtung eine viel größere.

Wokam erinnert an die Pattidörfer, die wir schon kennen gelernt hatten. Es besteht aus einer Hauptstraße, an der die meisten Hütten liegen. Das Haus des Patti ist ziemlich groß und hat auf der einen Seite eine Veranda. Ein Ausflug ins Hinterland brachte uns wieder in besonders üppige Urwaldvegetation; wir wunderten uns immer von neuem darüber, daß wir gar keine Baumfarne sahen; gerade hier sollten sie besonders üppig gedeihen, wie wir aus den Reiseberichten von Wallace und Ribbe wußten. Wallace spricht voller Bewunderung von der Höhe, die die Baumfarne hier erreichen, und daß er sie seit Java nirgendswo so schön gesehen habe, wie auf den Aru-Inseln; und wir haben doch einen großen Teil des Landes kennen gelernt und haben nicht einen einzigen Baumfarn zu Gesicht bekommen! Wahrscheinlich sind mit den Baumfarnen Cycadeen gemeint, die hier ziemlich häufig vorkommen.

Samang liegt auf der Westseite von Wokam, die Häuser sind an der Küste verstreut und teilweise von Kokospalmen ganz verdeckt. Es ist eine alte Ansiedlung. Wir finden hier die Reste früherer Befestigungswerke, aus den Zeiten der ostindischen Kompanie; es stehen noch die Steinmauern eines Wohnhauses und wahrscheinlich eines kleinen Kastells. Vor den Holländern sind schon die Portugiesen auf die Aru-Inseln gekommen. Sie kannten sie seit dem ersten Dezennium des 16. Jahrhunderts, wurden aber dann im 17. von den Holländern von dort, wie überhaupt aus dem Archipel, vertrieben und in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts errichtete die ostindische Kompanie verschiedene Forts auf den Aru-Inseln zum Schutze für den Handel. Außer diesem Fort hier befand sich noch

eins bei Wangil auf Wammer und eins in der Nähe von Dosi am Westausgang des Sungi Manumbai. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts sind dieselben durch Aufstände der Eingeborenen zerstört worden. Derartig massive steinerne Bauwerke sind seitdem nicht mehr auf den Aru-Inseln errichtet worden.

Der Radja — wie der Patti von Samang heißt — war leider nicht anwesend; er befand sich auf der Ostseite, um Steuern einzutreiben. Die Bevölkerung des Orts zeigte wenig Entgegenkommen; wenn wir nach irgend etwas fragten, das wir haben wollten, hieß es: „Barangkali tida ada“ (vielleicht ist es nicht da!).



Opferstätte in Meriri.

Wir besaßen genügende Erfahrung, um zu wissen, daß, wenn wir diese Antwort erhielten, es den Arunesen nur an gutem Willen mangelte und wir einen energischeren Ton anschlagen mußten, wollten wir etwas erreichen. Es gab hier verschiedene Tonwaren, die wir den Bewohnern von Samang abkaufen wollten. Wasserkrüge, Sagoöfen, Fleischtöpfe und Herdsteine, die bis auf die Fleischtöpfe, die von Watulei, einer Insel auf der Ostseite, kommen, hier hergestellt werden.

Unser Ausflug ins Hinterland von Samang ist mir deshalb in lebhafter Erinnerung geblieben, weil er eine viel größere Ausdehnung annahm, als wir dafür vorgesehen hatten. Gleich zu Beginn führte unser Weg schon durch schlammige Sago waldungen; so schön auch der Anblick einer solchen Palmenwaldung ist, so wenig erfreulich ist es, durch den aufgeweichten Grund waten zu müssen. Man bemüht sich, auf heruntergefallenen Palmwedeln zu gehen, um nicht zu sehr in den Boden einzusinken; das hat aber wieder einen anderen Nachteil, denn die Blätter sind äußerst glatt und man muß sich vorsehen, auf ihnen nicht das Gleichgewicht zu verlieren, auch sitzen an den unteren Schaftteilen ganze Reihen scharfer Nadeln, die sehr empfindliche Verletzungen hervorrufen können. Wir kreuzten

verschiedenemal Schweinefährten. An einer Lichtung befand sich eine Sagowäsche, und daneben auf einem Gestell eine große Zahl von Gefäßen in Eimerform, aus Palmblattschäften hergestellt und mit gereinigtem Sago gefüllt. Die Sagopalme ist für die Bewohner der Molukken die bei weitem wichtigste Kulturpflanze, denn abgesehen von ihrer vielseitigen Verwendung beim Hüttenbau (Atap und Gaba-Gaba), bei der Herstellung der verschiedensten Gerätschaften, liefert sie ihnen das Hauptnahrungsmittel, den Sago. Die Sagopalmen wachsen sehr schnell; nach zehn Jahren sind sie ausgewachsen, zwischen dem zwölften und fünfzehnten Jahre kommen sie in Blüte und sterben nachher rasch ab. Sie müssen also gerade ehe sie Blüten treiben, gefällt werden. Ist das geschehen, so werden zunächst die Blätter rundum abgeschnitten, dann wird der Stamm gespalten und mit einem hölzernen Hammer das darin befindliche gelblichweiße Mark klein geschlagen. Dieses kommt dann in den Waschapparat, der wiederum hauptsächlich aus den Blattschäften der Sagopalme hergestellt ist, hier wird der Sago gereinigt, von den holzigen Fasern getrennt und in die oben erwähnten Gefäße eingefüllt, in denen er ganz fest wird; so wird er auch transportiert; zunächst muß er noch auf Matten getrocknet werden — wie wir dies in Meriri sahen — bevor das Mehl verwandt werden kann. Soviel mir bekannt ist, wird der Sago auf den Aru-Inseln in dreierlei Weise verwandt, einmal als Sagobrot (sengeran), das in den Sagoöfen (Taf. XII, Fig. 6—8), gebacken wird und dessen Form den einzelnen Gefächern des Ofens entspricht; dann als Sagokuchen (tutrepola), in welchem Fall das Sagemehl in Bambusröhren geröstet wird. Wird der Sago in Wasser gekocht, so entsteht daraus ein kleisterartiger Brei (pampeda), mit dem vor allem die Kinder ernährt werden.

Von der Stelle des Sagowaschapparates liefen Fährten nach verschiedenen Richtungen; von einem eigentlichen Weg war nichts zu sehen. Wir folgten auf gut Glück einer derselben und kamen bald vom Sagowald in Laubwald, verloren hier schnell jede Spur, gingen aber in der eingeschlagenen Richtung weiter. Viele Bäume mit mächtigen Bretterwurzeln fielen uns auf; einige hatte der Sturm umgerissen und die großen Wurzelmassen und mit ihnen ein ganzes Stück Erdreich ragten senkrecht in die Höhe und waren zum Teil schon wieder von üppiger Vegetation überwuchert. Einmal kreuzten wir eine Schneise, in der von Zeit zu Zeit kleine Stämme quer lagen; es war offenbar eine Baumschleife. Noch an einer anderen Stelle bemerkten wir die Spuren menschlicher Tätigkeit; da war eine Lehmgrube, die das Material für die Töpfereien lieferte. In unserem Sammeleifer hatten wir gar nicht mehr auf die Richtung geachtet, die wir eingeschlagen hatten;

einen Kompaß hatten wir vergessen mitzunehmen, die Sonne war von schwarzen Wolken verdeckt, die sich bald in einem kräftigen Regen entluden, so daß wir eigentlich recht ratlos waren. Wir bereuten es, diesmal ausnahmsweise keinen Eingeborenen als Führer mitgenommen zu haben. Allmählich machte sich der Hunger unangenehm fühlbar; für eine derartig unvorhergesehene Wendung der Dinge hatten wir uns nicht hinreichend mit Proviant versehen; besonders ermüdend war die Wanderung durch eine größere Rottangwaldung, wo wir fast noch langsamer vorwärts kamen als in den Sagowäldern, und wenn wir auch einen unserer Leute vorangehen ließen, damit er mit seinem Hackmesser alles, was zu sehr im Wege war, durchhieb, so blieben wir doch noch häufig genug an den scharfen Widerhaken hängen, mit denen die Unterseiten der Blattschäfte dieser Liane besetzt sind, und rissen uns die Hände blutig. Unsere Leute, die natürlich barfuß gingen, bluteten an sich schon tüchtig an den Beinen durch die zahllosen Landblutegel, die sich ihnen anhängen, wenn sie die Gebüsche streiften. Die Blutegel bringen gleichzeitig, wenn sie die Haut durchbohren, ein bestimmtes Sekret unter dieselbe, das ein Gerinnen des Blutes verhindert. Infolgedessen bluten derartige Wunden besonders stark. Selbst unsere Wickelgamaschen bildeten für die Blutegel kein unüberwindliches Hindernis. Noch mehr wurden wir gepeinigt von einer bissigen kleinen Waldameise, die uns in den Hals hinein und die Arme hinauf lief. Dies alles war nicht dazu geeignet, unsere an sich schon etwas deprimierte Stimmung zu verbessern! Wir passierten gerade ein weithin überschwemmtes Gebiet, mußten über breite Gräben springen und kamen langsam voran, als ein Sonnenstrahl aufblitzte, der uns vom Umherirren befreien sollte. Jetzt konnten wir uns wieder orientieren und nach einiger Zeit erreichten wir die Sagowaldungen, wo wir am Morgen gewesen waren; am späten Nachmittag trafen wir hungrig und müde in Samang ein, wo die Matrosen der „Marie“ schon lange mit dem Ruderboot am Strande auf uns warteten.

Am darauffolgenden Tag wollten wir nach Udjir fahren, der größten Insel der Westseite, und zwar nach dem Orte gleichen Namens. Wir verließen Samang am frühen Morgen bei schwachem Wind. In unserer Nähe hörten wir mehrere Mal in Intervallen ein Schnaufen und Gurgeln; zu sehen war nichts. Dieses Geräusch stammte von einem Dujong (*Halicore australis*), wie uns unsere Matrosen versicherten, der an die Oberfläche kam, um Luft zu schöpfen. Leider haben wir nie ein einziges Exemplar dieser Art zu Gesicht bekommen. Gerade hier in der Nähe und dann im Süden, bei den Karang-Inseln, sollen sie zuweilen gefangen werden.

Arunesentypen von:



Longar.



Baimun.



Baimun.



Meriri.

Wir fuhren in nordwestlicher Richtung, der Strömung entgegen; auf einmal sahen wir an der Oberfläche des Wassers eine Unzahl von Würmern, die sich schnell hin und herschlängelten, im ganzen aber von der Strömung getrieben wurden. Ich rief voller Begeisterung: „Der Palolo!“ und versuchte mit dem Handnetz möglichst viele Tiere zu fangen; in den Gläsern wimmelte es bald in blaugrünen und rötlichen Tönen. Leider schienen die Tiere nicht mehr sehr lebenskräftig zu sein, wir mußten sie bald konservieren. Offenbar war es der Rest eines großen Schwarmes, der in der vergangenen Nacht — es war Vollmond gewesen — an die Oberfläche gekommen war. Der Palolo ist ein Borstenwurm, der hauptsächlich von der Südsee bekannt ist. Er lebt auf dem Meeresgrund in den Felsen. Nur zur Zeit seiner Geschlechtsreife steigt er an die Oberfläche, d. h. nicht der ganze Wurm, sondern nur seine hintere Hälfte, die die Geschlechtsprodukte enthält. Dann ist das ganze Meer wie bedeckt davon und die Südseeinsulaner, denen das Eintreten dieses Zeitpunktes bekannt ist, fahren mit ihren Booten hinaus, um den sehr beliebten Leckerbissen in großen Mengen zu fischen. Dieser Wurm, den wir hier fanden, war nicht der Palolo selbst, aber ein Verwandter von ihm, *Eunice antennata*; bei dieser Art, die im indopazifischen Ozean sehr verbreitet ist, kommen die ganzen Tiere an die Oberfläche, entleeren ihre Geschlechtsprodukte und sterben dann ab. Wir fanden die Eier in dem Plankton, das hier übrigens selten reichhaltig war.

Auch das Schleppnetz lieferte reiche Beute; es war beim Heraufziehen besonders schwer, da es mit großen Steinen gefüllt war, die mit Kalkalgen und Schwämmen überzogen waren. In den Gängen und Höhlungen der Steine, die wir mit dem Hammer zerschlugen, fanden wir eine Unmenge verschiedenartiger Borstenwürmer und langarmiger, schön gefärbter Schlangensterne, die, wenn man einen Gang aufgebrochen hatte, sich rasch in einen anderen zurückzogen. Jeder Versuch, sie herauszuziehen, hatte nur den Erfolg, daß sie in Stücke gingen. Gewalt darf man dabei nicht anwenden; wenn man die Steine in einige Stücke geschlagen hat, tut man am besten sie ins Trockene zu legen oder eventuell in Süßwasser zu bringen, worauf die Höhlenbewohner fast regelmäßig zum Vorschein kommen und ihre Schlupfwinkel verlassen. Die Dredgezüge lieferten uns Vertreter aller fünf Klassen von Echinodermen; feuerrote Seesterne, rosa gefärbte Clypeastriden, Haarsterne mit zart violett gefärbten Cirren und, im Gegensatz zu all diesen schön gestalteten farbenprächtigen Stachelhäutern, große, häßliche, schwarzbraune Holothurien (Seewalzen); wie unförmige prall gefüllte Würste sehen sie aus. Sie werden von den Arunesen gefischt

und gegessen und kommen als „Trepang“ in getrocknetem Zustand in den Handel; namentlich in Ostindien und China sind sie ein sehr beliebtes Essen.

Als wir in den Sungi von Udjir einfuhren, hatten wir ein wunderhübsches Landschaftsbild vor uns, wie wir es schöner selten hier gesehen hatten. Ein breiter Sungi, der von Mangroven und Kokospalmen eingerahmt wird, und im Vordergrund einige überhängende Casuarinen, war ja für uns eigentlich nichts Neues, und doch hatte diese Landschaft etwas Fremdartiges. Am einen Ufer stand auf einem Felsvorsprung ein rechteckiger Bau aus Steinen aufgeführt; sein Palmblätterdach war stufenweise abgesetzt (Taf. VIII). Das war die Moschee von Udjir, das einzige Gebäude, das wir vom ganzen Ort sahen, der wahrscheinlich von einem Palmenwald verdeckt wurde.

Als wir an Land gingen, machte auch alles einen ungewohnten Eindruck. An einer kleinen Landungsbrücke stiegen wir aus; von hier führte ein gut gehaltener Weg zum Dorfe, an mohammedanischen Gräbern vorbei, die teils aus Stein, teils aus Holz aufgeführt waren. Das Dorf selbst war von Steinmauern umgeben, vielfach waren auch die zu einem Haus gehörigen Grundstücke durch Mauern von dem benachbarten abgegrenzt, wie wir das später häufig auf den Kei-Inseln angetroffen haben. Die Häuser waren größtenteils höher und massiver gebaut als diejenigen, die wir bisher kannten und ruhten auf dicken, starken Pfählen, teilweise mit Ornamenten verziert. Dahinter lagen direkt die Gemüsegärten, in denen hauptsächlich Pisang, Zuckerrohr und Cladi gezogen wurde. Udjir besteht aus vielen Häusern und ist eine der größten Ortschaften der Aru-Inseln.

Die Leute von Udjir sahen nicht sehr echt arunesisch aus, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß sie sich mit zugewanderten Fremdlingen vermischt haben. Ihre Hautfarbe ist bedeutend heller, mehr gelblich-braun. Als ich jedoch den Patti von Udjir, einen kleinen älteren Mann mit Spitzbart, den wir besuchten, fragte, ob hier viel Fremde wohnten, erwiderte er mit Stolz und einiger Entrüstung: „Nein, es sind alles echte Arunesen, die hier wohnen“.

Im Dorfe selbst waren an verschiedenen Stellen die Reste von steinernen Fundamenten. Am Ufer befand sich noch eine zweite Landungsbrücke mit steinernem Geländer. All das scheint auf eine höhere Kultur hinzudeuten, die früher hier existiert haben muß. Wahrscheinlich hatte hier die ostindische Kompanie für eine Zeitlang festen Fuß gefaßt; von der wenig freundlichen Bevölkerung konnte ich hierüber leider gar nichts in Erfahrung bringen. — —

Wenn ich mir nach meinem Tagebuch ausrechne, wieviel Zeit wir, alles in allem, in Dobo zubrachten, so entfällt darauf doch gut ein Drittel unseres viermonatlichen Aufenthalts auf den Aru-Inseln. Das möchte vielleicht zu lange erscheinen, und doch könnten nur wenige Tage davon in Abzug kommen, wo wir infolge ungünstiger Witterung nicht von Dobo fort konnten. Alle übrige Zeit war vollauf oft von morgens früh bis spät in die Nacht hinein mit Arbeit ausgefüllt. Schon die Vorbereitungen für die einzelnen Touren erforderten ihre Zeit, und alles bedurfte genauester Überlegung. Wenn wir von einer Tour zurückkamen, mußte die Ausbeute sortiert, eventuell weiter behandelt und zur Verpackung zurechtgemacht werden. Die Deckelgläser wurden zugebunden, die Korkstopfen der Glastuben mit Paraffin getränkt und schließlich alles sorgfältig in Kisten mit Holzwohle verstaut. Größere Tiere, die in Blechkasten versandt wurden, machten fast noch mehr Mühe, sie wurden in Nesselzeug eingeschlagen und kamen dann in die mit Alkohol gefüllten Kisten; die wurden zugelötet, ebenso wie die Blechkasten für die photographischen Platten. Der Chinese, der sich in Dobo als Spengler ausgab, verstand sein Handwerk recht schlecht, so daß wir es vorzogen, diese Arbeiten selbst auszuführen. Das Verpacken der ethnographischen Objekte ging im allgemeinen schneller. Nur die Tonwaren, Balken und Lanzen etc., die in einen besonderen Ballen eingnäht werden mußten, verlangten wieder besondere Sorgfalt. Hier erwies sich das Alang-Alang-Gras als ganz geeignetes Packmaterial.

Wie in ganz Dobo, so entwickelte sich auch in unserer Wohnung, besonders vor Abgang eines jeden Dampfers, eine fieberhafte Tätigkeit, denn wir wollten gern alles, was erledigt war, auch zum Versand bringen. Dazu kam dann immer noch Korrespondenz und zwischendurch erschien mancher teils willkommener, teils lästiger Besuch, der auch noch unsere Zeit in Anspruch nahm.

Als wir von unserer letzten Tour nach Dobo zurückkehrten, ging es dort recht lebhaft zu. Die Matapazarzeit hatte begonnen. Die Straßen waren voller Menschen, überall hatten sich neue Läden aufgetan, in der Wohnung neben uns war eine Schießbude eröffnet worden und eine ganze Schar Japanerinnen waren mit dem letzten Dampfer über die „Saison“ nach Dobo gekommen. Wir trauten kaum unseren Ohren, als uns erzählt wurde, es gäbe nun hier ein Theater und doch war es so. In einem großen Zelt spielte allabendlich eine Truppe aus Banda auf einer richtigen Bühne; größtenteils Märchen wurden aufgeführt.

In den letzten Tagen unseres Aufenthaltes in Dobo verbrachten wir noch ein paar gemütliche Abende mit Herrn du Cloux. Am 24. Mai morgens früh um 6 Uhr traf der

Dampfer in Dobo ein, der uns nach den Kei-Inseln bringen sollte. Da er einen Tag zu spät ankam, fand er uns längst reisefertig. Zur Reistafel waren wir schon an Bord des Dampfers, der uns nun in seinen Dimensionen, im Vergleich zu dem, was wir hier gewohnt waren, wie ein riesenhafter Ozeandampfer vorkam. Nachmittags verabschiedeten wir uns von unseren Bekannten in Dobo, von dem einen der Gebrüder Baädilla, dem wir uns für sein großes Entgegenkommen sehr zu Dank verpflichtet fühlten. Herr du Cloux und Herr Schmid kamen zu einem Abschiedstrunk noch mit uns an Bord; um halb 6 Uhr ertönte das Signal zur Abfahrt und wir mußten auch ihnen Lebewohl sagen.



C. Schmid phot.

Am Strand bei Dobo.

Zum letzten Male durchfuhren wir jetzt die Straße von Dobo. Ich stand hinten auf dem Achterdeck, blickte wehmütig zurück auf die Aru-Inseln und ließ die letzten Monate im Geiste an mir vorbeiziehen. Wieviel Interessantes hatten wir hier gesehen und erlebt; was hatten uns nicht diese Inseln alles offenbart! Nun trennte uns schon wieder das Meer von ihnen, und bald waren sie auch für uns wieder jene weltfernen östlichsten Inseln im großen indo-australischen Archipel!

Die Kei-Inseln.

A. Klein-Kei.

Auf dem mittleren Teil des breiten unterseeischen Rückens, der im Halbkreise die Bandasee nach Osten zu abgrenzt, erhebt sich die Gruppe der Kei-Inseln, von dem westlichen Neu-Guinea kaum weiter entfernt, als die benachbarten Aru-Inseln. Die Kei-

Gruppe hat früher jedenfalls mit dem alten australischen Kontinent vorübergehend in Verbindung gestanden; die steil aus dem Meere aufsteigenden Berge von Groß-Kei gehören einer Tertiärformation an, die bestimmt nicht jünger als Miocän ist, auch einige Gesteine eocänen Ursprungs (Ober-Eocän) sind von da bekannt. Die gleichen Alveolinen-Kalke (Miocän), die auf den Kei-Inseln vorkommen, hat man auch auf Neu-Guinea angetroffen; es ist daher aus allem mit Wahrscheinlichkeit zu entnehmen, daß zuletzt zwischen diesen beiden Gebieten eine Landverbindung bestanden hat.

Wie wir schon oben sahen, verläuft zwischen den Kei- und Aru-Inseln ein tiefer Graben, der nach Nordwesten zu umbiegt und somit die Kei-Inseln auch von dem benachbarten Neu-Guinea trennt. (Siehe Karte des Archipels.) Wenn auch die Tiefe eines Meeres zwischen zwei Ländern im allgemeinen nichts Bestimmtes aussagt über eine näher oder ferner zurückliegende Landverbindung, so ist doch im vorliegenden Fall die große Meerestiefe in der Umgebung dieser Inselgruppe ein sicherer Hinweis, daß die Isolierung der Kei-Inseln schon ziemlich lang besteht, was vor allem, neben den geologischen Befunden, aus der Zusammensetzung ihrer Tierwelt hervorgeht. Die Fauna der Kei-Inseln und diejenige von Neu-Guinea sind wesentlich verschieden von einander und es gibt schon ziemlich viele Tierarten auf den Kei-Inseln, die der australischen Region nicht mehr angehören, und ganze Familien, die wir auf den Aru-Inseln antreffen, fehlen hier, wie beispielsweise die Paradiesvögel, ferner der weiße Kakadu, ebenso wie der schwarze; weiter sind von den zehn Beuteltierarten, die auf den Aru-Inseln vorkommen, nur vier auf den Kei-Inseln vertreten. Während dort die australischen Formen bedeutend prävalieren, finden wir hier auch schon viele Arten, die nur auf die Molukken beschränkt sind oder im westlichen Archipel vorkommen. Freilich ist für die einzelnen Tierklassen der Prozentsatz derjenigen Arten, die dem westlichen Archipel angehören, von Osten her zugewandert sind oder auch von endemischen Formen ein sehr verschiedener, je nach der Verbreitungsmöglichkeit, den Lebensbedingungen, der Anpassungsfähigkeit etc. Auf jeden Fall müssen die Kei-Inseln vorübergehend auch mit den sich westlich angliedernden Inseln in Verbindung gestanden und von diesen Zuzug erhalten haben, und der Zeitpunkt ihrer Trennung von Neu-Guinea muß viel weiter zurückliegen als jener der Aru-Inseln und in eine Epoche zurückreichen, als Neu-Guinea erst von einem Teil der heute dort existierenden Arten bewohnt wurde.

Was hier über das Alter der Kei-Inseln gesagt worden ist, bezieht sich eigentlich nur auf Groß-Kei, die größte Insel der Gruppe, die in der Richtung von Südsüdwest nach

Nordnordost verläuft und aus einer langgezogenen, nicht vulkanischen Gebirgskette besteht, die ziemlich steil aus dem Meere ansteigt und eine Höhe von 800 m erreicht. Westlich von dieser Insel, durch eine ziemlich tiefe Straße von ihr getrennt, liegt Klein-Kei, das sich aus einer Anzahl größerer und kleinerer Inseln zusammensetzt, die gemeinsam einer unterseeischen Bank aufsitzen. Die Entstehung dieser ganzen Inselgruppe ist viel jüngeren Datums, als die von Groß-Kei. Erst im Quartär hat sie sich über das Meer erhoben; das Gestein, aus dem sich diese Inseln aufbauen, besteht aus einem grobkörnigen Korallenkalk, in dem fast ausschließlich die Reste jetzt noch lebender Meerestiere zu finden sind. Zu der Kei-Gruppe rechnet man außer den bisher erwähnten noch die Kei-Tenimber-Inseln, einige kleine Inseln südwestlich von Klein-Kei; dann die Tajando- und die Kur-Gruppe im Westen.

Da wir uns auf den Kei-Inseln nur einen Monat aufhalten konnten, mußten wir uns auf den Besuch der beiden größten Inseln von Klein-Kei, Nuhu-Tawun und Kei Dulah,



Karte der Kei-Inseln.

und auf Groß-Kei (Nuhu-Jut) beschränken, die wir auch nur zum Teil kennen gelernt haben. Der Hauptplatz der Kei-Inseln ist augenblicklich Tual auf Kei Dulah; es liegt auf der Westseite, an einer Meerenge, die von mehreren Inseln gebildet wird; durch Signalstäbe und Bojen ist die Fahrstraße markiert. Tual auf Klein-Kei und Elat auf Groß-Kei sind die beiden Ankerplätze für die Schiffe der Paketvaart-Maatschapij. In Tual wohnt ein Kontrolleur, zu dessen Verwaltungsbezirk noch verschiedene andere Inselgruppen außer den Kei-Inseln gehören.

Wir waren dem Kontrolleur in Tual schon länger avisirt und er hatte dafür Sorge getragen, daß ein Häuschen für uns in Bereitschaft gehalten wurde; es konnte schon beinahe eine kleine Villa genannt werden. Nach unserer primitiven Barackenbehausung in Dobo kam sie uns ganz fürstlich vor! Das Haus war innen durch Bretterwände in mehrere Räume geteilt, nach hinten lag etwas tiefer die Küche und am Ende eines kleinen Gartens das Badehäuschen. Auf der Vorderseite des Hauses befand sich eine schmale Veranda, die vom Dach überdeckt wurde. Sie war uns sehr viel wert und bildete, wenn wir zu Hause waren, unseren Hauptaufenthaltsort; hier empfingen wir unsere Sammler, die sich namentlich anfangs sehr zahlreich einstellten, nahmen unsere Mahlzeiten ein und hielten Siesta.

Tual kam uns vor wie ein Landaufenthalt nach dem lärmenden Dobo, namentlich wie wir es verlassen hatten. Hier war alles so ruhig und friedlich. Für den Kontrolleur freilich, und besonders für seine Frau mußte es schon auf die Dauer recht eintönig sein; wochenlang war sie hier oft allein, wenn ihr Mann Inspektionsreisen nach den benachbarten Inseln unternahm. Viel Hingebung und Opferfreudigkeit sind nötig, um sich in so weltferne Gegenden hinauszuwagen. Tual macht schon einen recht zivilisierten Eindruck; die Wege sind gut gehalten, vielfach eingefriedigt, die Straßen sauber gekehrt und auch im Ort selbst scheint alles in bester Ordnung. Von der Landungsbrücke führt ein Weg durch das eigentliche Geschäftsviertel, in dem Araber und Chinesen ihre Läden haben. Die Häuser sind größtenteils zweistöckig; über dem Laden liegt die Wohnung des Besitzers mit einem Balkon nach der Straße zu. Im übrigen hat dieser Teil von Tual wenig Charakteristisches, man könnte sich hier ebensogut in Makassar oder an sonst einem Orte im Archipel befinden. An einer Biegung der Hauptstraße liegt eine größere Halle mit vielen Verkaufsbuden, wo Gemüse, Fische und allerlei Gebrauchsgegenstände zu haben sind, es ist die Markthalle; nicht weit davon ist die Moschee, ein für Tual ziemlich großes Gebäude. Öfters sahen wir hier bei Sonnenuntergang die Araber und mohammedanischen Keinesen zum Gebet

zusammenkommen. Etwa der dritte Teil der hiesigen Bevölkerung besteht aus Anhängern des Islam. Nicht nur die Araber, sondern auch die Hadschis werben mit allen Mitteln und suchen Proselyten zu machen. Die Hadschis, Keinesen, die eine Pilgerfahrt nach Mekka gemacht haben, stehen bei ihren Landsleuten in hohem Ansehen; man erkennt sie an den weißen Fezen, die sie tragen. Unsere Wohnung lag an einem Weg, der von dem unteren Stadtteil zu dem etwas höher gelegenen, oberen hinaufführte, dem eigentlichen Keinesenviertel, dessen Bewohner größtenteils Heiden sind. Auch hier oben waren alle Straßen ordentlich gehalten. Am meisten erstaunte uns aber, daß selbst Wege quer durch die ganze Insel, nach benachbarten Orten so breit angelegt waren, daß man sie bequem mit einem Wagen hätte befahren können; förmliche Schneisen waren in den Wald gehauen. Wenn es irgend anging, vermieden wir dieselben; hatten wir uns doch schon viel zu sehr zu Waldmenschen entwickelt und sahen auch wie solche aus, bevorzugten daher schmale Pfade, die durch das Dickicht führten. Das lohnte sich auch im Interesse unserer Sammlung und wir konnten dabei die Natur viel unmittelbarer beobachten. Manches Neue fiel uns auf, das wir von den Aru-Inseln nicht kannten. Wir hatten eigentlich nicht vermutet, daß wir diesen Unterschied in der Zusammensetzung der Fauna so bald bemerken würden, sondern vielmehr angenommen, daß die Verschiedenheiten sich größtenteils erst durch die Statistik ergeben würden und bei der Bearbeitung der Sammlungen zum Ausdruck kämen. Natürlich waren viele alte Bekannte unter den Tieren, die wir sahen, vor allem unter den Vögeln und den Insekten; aber selbst wenn es bekannte Arten waren, unterschieden sie sich doch durch die Individuenzahl, so daß Arten, die auf den Aru-Inseln selten waren, hier häufig zu finden waren und umgekehrt. Da wir die beiden Inselgruppen kurz nacheinander besucht haben, kann auch die Jahreszeit hierbei nicht von Einfluß gewesen sein. Übrigens besteht auch schon ein gewisser Unterschied zwischen der Fauna von Groß- und Klein-Kei und ich erinnere mich, manche Tierart nur auf einer der beiden Inseln angetroffen zu haben. So sahen wir beispielsweise *Ornitoptera priamus* zur Zeit unseres Aufenthalts auf Klein-Kei in großen Mengen herumfliegen, auf Groß-Kei dagegen fingen wir nicht ein einziges Exemplar dieser Art. Andererseits ist hier der Reichtum an Reptilien sehr viel größer wie dort; auch an Süßwassertieren steht Klein-Kei hinter Groß-Kei weit zurück. Das beruht allerdings in erster Linie darauf, daß es auf Klein-Kei — auf Nuhu-Tawun — überhaupt nur zwei Süßwasserläufe gibt, die wir leider nicht aufsuchen konnten, außerdem nur noch einige stehende Gewässer, während auf Groß-Kei zahlreiche Flüsse und Bäche von den Bergen heruntorkommen. Auch für die Säugetiere sind die Entwicklungsbedingungen hier viel günstiger.

Die endgültigen Resultate über die Verschiedenheit der Aru- und Kei-Fauna werden sich erst nach Fertigstellung der wissenschaftlichen Bearbeitung der mitgebrachten Sammlungen feststellen lassen.

Für die Zeit unseres Aufenthaltes in Tual nahmen wir einen jungen Ambonesen in unsere Dienste, der hier ortskundig war und uns als Führer dienen konnte. Auch für unsere Exkursionen engagierten wir fast regelmäßig nur junge Leute zum Tragen der Gläser, Taschen und Netze; wir waren im Laufe der Zeit zur Überzeugung gelangt, daß diese für die kleineren Touren, auf die wir kein schweres Gepäck mitnahmen, sich entschieden



Hauptstraße in Tual.

am besten eigneten; sie zeigten beim Sammeln das meiste Interesse und den größten Eifer.

Unseren ersten Ausflug machten wir nach Taar, einem Christendorf, ebenfalls auf der Westseite von Kei Dulah, eine gute Stunde südlich von Tual, zu welcher Entfernung wir mehr Zeit brauchten, da wir häufig vom Wege abschweiften. In der näheren Umgebung von Tual ist die Waldvegetation teilweise noch sehr üppig. Hohe Kanari- und Eisenholzbäume sind hier besonders häufig, zahllose Schlingpflanzen klettern an ihnen empor. Ein derartig alter Urwald von einiger Ausdehnung ist aber sonst auf Klein-Kei eine Seltenheit; nur hie und da findet man noch einige alte Bäume, die über die niedrige Buschvegetation hinausragen. Früher soll ganz Klein-Kei von hohen Waldungen bedeckt gewesen sein, bis man damit begann, sich einige Holzarten, die dort vorkommen, nutzbar zu machen. Mit dem Eisenholz vor allem wurde ein richtiger Raubbau getrieben und dadurch ein großer Teil der schönen Waldungen vernichtet. Zwei Deutsche hatten in Tual eine Zeitlang ein Holzsägewerk in Betrieb, das aber nie recht rentiert hat, und der jetzige Besitzer desselben, ein gemütlicher Pfälzer, Herr J. Weil, dessen Bekanntschaft wir machten, hat sich nunmehr

auf die Anlage von Kokosplantagen verlegt, während sein Holzsägewerk still steht. Wie uns Herr Weil erzählte, ist das Eisenholz der Kei-Inseln heutzutage nicht mehr sehr begehrt. Es ist eine andere Art wie das, welches auf Borneo vorkommt, und steht an Qualität und Festigkeit weit hinter diesem zurück. Zum Bootsbau ist es ungeeignet, da es vom Bohrwurm angegriffen wird, auch für Holzpflasterungen ist es nicht zu gebrauchen; es kommt also hauptsächlich nur noch für den Häuserbau in Betracht. Eine kleine Quantität Eisenholz wird auch jetzt noch regelmäßig exportiert, gelangt aber höchstens bis Makassar. Darüber hinaus kann es nicht mit den anderen Eisenholzsorten die Konkurrenz aufnehmen.¹ Als wir mit dem Dampfer in Tual ankamen, lag gerade ein großes Floß aus Eisenholz zum Verladen bereit; die dicken Balken waren an andere Holzstämme angekoppelt, da Eisenholz im Wasser untergeht.

Auf unseren Touren passierten wir einige ausgetrocknete kleine Flußbette, die nur zur Regenzeit Wasser enthalten sollen. Obwohl es zur Zeit unseres Aufenthalts ziemlich viel geregnet hat, fanden wir nur hie und da einige Pfützen, in denen allenfalls ein paar kleine Süßwasserkrebse vorkamen. Ständige Süßwasserläufe gibt es nicht auf Kei Dulah, nur zwei kleine Seen, der eine landeinwärts von Dulah, der andere bei Ohoitiel, einem Christendorf auf der Ostseite dieser Insel. Da wir auf Süßwasserfauna besonders fahndeten, wollten wir zum mindesten einen dieser Seen kennen lernen. In dem von Ohoitiel sollten auch Krokodile vorkommen. Leider haben wir weder die Krokodile noch den See je zu Gesicht bekommen! Von Tual waren wir durch Alang-Alang und niedrigen Wald in zwei Stunden nach Ohoitiel gewandert. Das Land ist ganz flach und der weiße Korallenfels nur von einer dünnen Humusschicht bedeckt. Ohoitiel ist ein großes Kampong, dicht am Meere gelegen; in der Ferne sahen wir die Berge von Groß-Kei. Durch den Ort läuft eine hohe Steinmauer, die aus früheren Zeiten stammt, jetzt ist sie dem Verfall preisgegeben. Ein nett aussehender ambonesischer Guru und der Orang-kaja des Dorfes empfingen uns freundlich. Man gab uns einen Jungen mit, der uns den Weg zum See zeigen sollte. Wir waren schon eine Stunde von Ohoitiel entfernt, als wir einen Sagowald betraten; zusehends wurde der Boden weicher, immer tiefer sanken wir in den Schlamm ein, schließlich bis an die Hüften, so daß es unmöglich war noch weiter vorwärts zu kommen; wir mußten unseren Plan aufgeben und traten mißmutig den Rückweg an.

¹ Es sind Bäume der verschiedensten Pflanzenfamilien, die Eisenholz liefern. Der Name sagt nichts aus über die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Art. Zwei Arten kommen auf den Kei-Inseln vor; die Malayen nennen es kaju bajam.

Von dem anderen kleinen See in der Nähe von Dulah erfuhren wir erst einige Tage nach unserem Ausflug dorthin. Dieser Ort liegt ebenso wie Tual auf der Westseite von Kei Dulah, nur viel weiter nördlich. Wir hatten die Entfernung bedeutend unterschätzt, waren dazu noch, wie schon so oft, durch verkehrte Angaben der Eingeborenen falsch unterrichtet gewesen. Der Weg führt in einiger Entfernung von der Küste durch den Wald, nur einmal zwischendurch, nach etwa zwei Stunden, berührten wir das Meer und erst nach fünf Stunden erreichten wir das erste Kampong; das war Ngadi, ein großes Dorf mit rein mohammedanischer Bevölkerung. Die Hütten von Ngadi sind zum Teil recht groß und solid gebaut und stehen auf 1 m hohen Pfählen. Das ganze Dorf wird von Kokospalmen, die teilweise sehr dicht gepflanzt sind, beschattet; ja selbst an den Stellen, wo die Hütten stehen, sind sie oft nicht entfernt worden, so daß es aussieht, als ob die Kokospalmen durch die Häuser hindurchgewachsen seien. Wir hatten um einige Kokosnüsse für uns und unsere Leute gebeten. Da bot sich uns denn ein komisches Schauspiel, indem der Besitzer der hier stehenden Kokospalmen plötzlich auf dem Dach seiner Hütte zum Vorschein kam, an einem Palmstamm emporkletterte und oben angekommen die Nüsse herunterwarf. — Als wir die großen Prauen, die am Strand lagen gerade besichtigten, wurde eine Unzahl Fische von der Flut ans Land geworfen; hier sprangen sie aufgeregt herum und die ganze alarmierte Bevölkerung lief herbei, um von diesem willkommenen Geschenk des Meeres zu profitieren. Derartig große Fischschwärme haben wir öfters in der Nähe der Kei-Inseln beobachtet; sie bestehen meist aus ganz kleinen Fischen, bis zur Größe einer Sardine; Scharen von ihnen springen aus dem Wasser heraus, andere folgen ihnen nach, und so ist der ganze Schwarm in ständiger, schnell fortschreitender Bewegung und durch Raubfische in die Enge getrieben, wird er wohl manchmal an die Küste geworfen.

Ein schöner, gut gepflegter Weg führt im Schatten der Kokospalmen in einer Viertelstunde nach Dulah. Auch hier ist die Bevölkerung mohammedanisch, in dem Ort steht die Moschee, aus einem quadratischen, steinernen Mittelbau bestehend, um den ein breiter Gang herumläuft, noch mit überdeckt von einem großen Wellblechdach, das am Rande von hölzernen Säulen gestützt wird. Nach längerem Parlamentieren konnten wir eine Prau bekommen, die von einem Mann und drei Knaben gerudert wurde. In zwei Stunden fuhren wir nach Tual zurück, meist an der felsigen Küste entlang. Zehn Minuten nördlich von Tual, etwas im Walde versteckt, liegt eine Höhle, die vielen Fledermäusen tagsüber als Aufenthaltsort dienen soll. — Die fliegenden Hunde, die wir auf den Kei-Inseln viel häufiger

sahen, als auf den Aru-Inseln, suchen übrigens nicht derartige Verstecke auf. Sie hängen bei Tage einzeln in den höchsten Wipfeln der Bäume, für die Flinte oft kaum erreichbar. — Der Weg zur Höhle führte durch Bambusdickicht bis zu einer Stelle, wo der Boden schluchtenartig sich vertiefte: über Felsblöcke mußten wir hinwegklettern, um allmählich immer mehr in die Finsternis vorzudringen; von der Decke der Höhle, zu der die Schlucht führte, hingen kleine Stalaktiten herunter, hie und da huschte eine Fledermaus an uns vorbei, von unseren Laternen aufgeschreckt. Von der Eingangshöhle zweigte rechts ein Gang ab, dem wir folgten; er führte über schlüpfrig-lehmigen Boden, zuerst abwärts, dann in einigen Biegungen nach oben, und wir gelangten in eine kleine Halle, deren Decke wir in der Mitte gerade noch berühren konnten und die nach dem Rande zu immer niedriger wurde. Von Fledermäusen war nichts zu sehen. Die einzigen Lebewesen, die wir hier fanden, waren Fliegenlarven und Asseln, die in der feinen braunen Erde sich aufhielten, die den Boden der Höhle bedeckte, und einige kleine Spinnen. Als wir an die Küste zurückkehrten, sahen wir hoch oben auf der Spitze eines Baumes einen Fischadler (*Pandion haliaetus leucocephalus*) majestätisch Umschau halten, den ich durch einen glücklichen Schuß erlegte.

Auf den Kei-Inseln sind die Vertreter dreier verschiedener Glaubensbekenntnisse am Werke, die Eingeborenen ihrer Religion zuzuführen. Wie zu erwarten, haben die Anhänger des Islam bei weitem den größten Erfolg, während die christlichen Missionare bisher erst kleine Gemeinden haben. Die protestantische Missionschule in Ambon hat auch eine Anzahl Missionslehrer (Guru) nach den Kei-Inseln entsandt; wir hatten bereits auf den Aru-Inseln Gelegenheit, uns von ihrer segensreichen Tätigkeit zu überzeugen. Die niederländische Regierung hat an diesen Gurus eine große Stütze.

Auf der Ostseite von Nuhu-Tawun, gerade an der schmalsten Stelle der Meerenge, zwischen Kei Dulah und Nuhu-Tawun, liegt Langgur, ein Dorf mit ca. 500 Einwohnern. Dort befindet sich die Hauptstation der Mission „Vom heiligen Herzen Jesu“, bestehend aus einem Missionshaus, einer Knabenschule, die von Brüdern und einer Mädchenschule, die von Nonnen geleitet wird. Der Unterricht wird nicht, wie von den amboonesischen Gurus, in malayisch, sondern in keinesisch erteilt, was insofern hier eher möglich ist als auf den Aru-Inseln, da auf den Kei-Inseln nur eine Sprache gesprochen wird. Die Brüder der Station können nicht viel malayisch; sie müssen die erste Zeit ihres Aufenthaltes dazu verwenden, die Landessprache zu erlernen. Auf der Fahrt durch den Archipel machten wir die Bekanntschaft zweier katholischer Brüder, es waren Portugiesen, die nach Timor gingen. Ich war

erstaunt von ihnen zu hören, daß sie erst in Timor angelangt die dortige Sprache erlernen wollten, während sie doch auf der langen Seefahrt von ihrer Heimat bis zu ihrem Ziele reichlich Zeit gehabt hätten, wenigstens damit zu beginnen!

Mit einem Bruder von Langgur waren wir von Dobo nach Tual gefahren; der empfing uns jetzt hier zusammen mit einem anderen, der demnächst nach Groß-Kei übersiedeln wollte. Der Zweck unseres Besuches war, uns vor allem bei den Brüdern dafür zu bedanken, daß sie schon öfters einige ihrer Schuljungen, die Tiere gesammelt, zu uns nach Tual herübergesandt hatten. Die Brüder selbst haben im Laufe der Zeit hier schöne Sammlungen gut präparierter Vögel und Schmetterlinge zusammengebracht, die für das Museum ihres Ordens in Deutschland bestimmt sind. Der eine Bruder machte mit uns zusammen einen Ausflug in die Umgebung von Langgur. Nicht weit von der Station war ein eingefriedigtes Stück Land mit einer Hütte darin. Da sahen wir zum erstenmal seit fünf Monaten wieder ein Pferd; die Brüder halten sich kleine indische Pferde, die sie zu ihren Überlandreisen benutzen. In diesem ganzen Teil von Nuhu-Tawun gibt es keinen richtigen Wald mehr. Zwischen dem niedrigen Gebüsch steht nur hie und da noch ein einzelner Baum; nirgends findet man Schutz gegen die glühenden Strahlen der Sonne. Ein paar Loris war alles, was wir von diesem kleinen Jagdausflug zurückbrachten. In der Umgebung von Langgur sind alle Gemüseplantagen von hohen Steinwällen aus Korallenfelsen umgeben, zum Schutz gegen die Waldschweine, die sonst große Verwüstungen anrichten könnten. Wir ließen unser Boot nach Vatek fahren, einem kleinen Kamp, schräg gegenüber von Tual und gingen selbst bis dahin zu Fuß, ohne unterwegs etwas Bemerkenswertes zu finden. In diesem offenen Gelände war die Fauna recht arm, viel ärmer wie beispielsweise in der Umgebung von Tual. Nur noch einmal machten wir nach diesen Mißerfolgen einen Streifzug durch Nuhu-Tawun, das war von Kolseer aus, aber auch diesmal war die Ausbeute wieder recht gering.

Kolseer liegt an der Nordküste der Insel und ist ein protestantisches Christendorf; die Hütten des Orts sind auf mehrere Meter hohe Pfähle gebaut; an der Vorderseite ist vielfach eine Veranda, auf der wir häufig die Holzsofas sahen, die wir von den Aru-Inseln her kannten. Sie werden auf Kei-Tajando hergestellt. In Kolseer taten wir einen Blick in das Schulhaus. Der Guru gab gerade Unterricht; auf den vorderen Bänken saßen die Mädchen, dahinter die Buben. Sie waren damit beschäftigt, viele offenbar mit einigen Schwierigkeiten, ein Diktat auf ihre Schiefertafeln niederzuschreiben.

Um den südlichen Teil von Nuhu-Tawun kennen zu lernen, hätten wir eine mehrtägige Tour unternehmen müssen. Dazu reichte aber die Zeit nicht aus, da wir von Tual aus für vierzehn Tage nach Groß-Kei hinüberfahren. Von den beiden Süßwasserläufen im Süden der Hauptinsel von Klein-Kei, mündet der eine, von Süden kommend, in eine sungiartige Verbreiterung auf der Ostseite, der andere, ein ziemlich wasserreicher Fluß von starkem Gefälle — er heißt Ewu — auf der Westseite in das Meer.

Wenn wir, wie nach unserem Ausflug von Nuhu-Tawun, mit nur verhältnismäßig geringer Ausbeute nach Tual zurückkehrten, wurden wir hier, wenigstens einigermaßen, durch allerlei freiwillige Sammler entschädigt, die vielleicht schon viele Stunden in dem Vorgarten unseres Hauses auf uns warteten. Nun drängten sie sich an uns heran, jeder wollte etwas besonders Kostbares haben, und sie konnten in ihren Forderungen so unverschämt werden, daß wir, um ein Exempel zu statuieren, dem einen oder anderen einfach alles, was er gebracht hatte, zurückgaben. Natürlich erhielten wir wieder hauptsächlich Insekten, Tausendfüßler und Spinnen, hie und da ein Säugetier, außerdem noch viele Schlangen und Eidechsen. Varane konnten wir nach Belieben viel bekommen; wir erhielten sie meistens an eine Liane gebunden, die mit ihrem anderen Ende an einem Stock befestigt war; so konnte sich der Betreffende das Tier genügend vom Leibe halten, um nicht mit dessen scharfem Gebiß in Berührung zu kommen.

Leider hatten wir bei der Suche nach einem für unsere Zwecke geeigneten Segelboot wenig Erfolg. Von den Prauen und Loggern, die vor Tual lagen, kam nur ein einziges in Betracht. Es gehörte einem Chinesen in Tual. Wir suchten ihn in seinem Laden auf und



Unsere Nachbarn in Tula..

einigten uns dahin, daß wir ihm das Boot für einen Gulden täglich abmieteten; auch Matrosen wollte er uns besorgen, die wir natürlich noch extra zu bezahlen hatten. Als wir drauf und dran waren, mit dem Segelboot unsere erste Ausfahrt zu unternehmen, stellte

es sich heraus, daß der Chinese sein Segel verliehen hatte und bei dem besten Willen war kein passender Ersatz dafür in Tual aufzutreiben. Unter diesen Umständen mußten wir unseren Plan, etwas marine Zoologie hier zu treiben, nahezu aufgeben. Wir bedauerten das um so mehr, als von früheren Expeditionen her bekannt ist, daß die Meere in der Umgebung der Kei-Inseln eine besonders reiche Tierwelt beherbergen.

Um nun wenigstens die Litoralfauna in den Straßen zwischen den einzelnen Inseln etwas kennen zu lernen, mieteten wir eine Prau mit vier Mann Bedienung. Wir mußten uns jetzt hauptsächlich auf Tauchen und Arbeiten mit dem Kratzer beschränken; auch so erbeuteten wir noch viel, und wie sich ergeben hat, findet sich in dieser kleinen Sammlung von Meerestieren mancherlei Neues. Am Eingang der tiefen Bucht, die südwestlich von Tual in Nuhu-Tawun einschneidet, da, wo sie nördlich von der kleinen Insel Feer begrenzt wird, ist ein wundervoller Seegarten, wie er schöner kaum auf Ambon vorkommt; mit dem Wassergucker konnten wir uns nicht satt sehen an den üppigen „Waldungen“ von Gorgoniden, den ausgedehnten „Rasen“ orangefarbener und dunkelroter Alcyoniden, den großen braunroten, plumpen Schwämmen und solchen von zart grünblauer Farbe mit Riesensiphonen; an den zum Ufer aufsteigenden Felsen saßen große, dunkelrote Haarsterne, die ihre seitlich ausgebreiteten gefiederten Arme langsam auf- und abbewegten. Bei der uns zur Verfügung stehenden, beschränkten Zeit konnten wir diese schöne Litoralfauna hier nur teilweise kennen lernen.

In Tual gab es, wie gesagt, nur ein paar Segelboote, die größtenteils nicht seetüchtig waren; daher war es für uns auch gar nicht so leicht, eine passende Fahrgelegenheit nach Groß-Kei zu finden. Eines Tages hörten wir von einem chinesischen Kaufmann namens Te-Kin-Po, der in den nächsten Tagen nach Elat hinüberfahren wolle. Wir gingen also zu seinem Geschäftsführer, der uns freundlich empfing und uns versicherte, sein Herr werde uns gerne samt unserer Bagage nach Groß-Kei mit herübernehmen. Wieder mußte alles, was wir für 14 Tage nötig hatten, zusammengepackt werden. Dieses ewige Vorbereiten, das immer so viel Zeit in Anspruch nimmt und um das man nicht kommt, war das einzige, was uns während der Reise immer lästiger wurde, und ich kann mir wohl denken, daß es bei jahrelangem Reisen mit ähnlich umfangreichem Gepäck, wie wir es hatten, einem geradezu zur Qual werden kann. Die Abfahrt unseres Bootes verzögerte sich infolge ungünstiger Windverhältnisse; schließlich wurde sie auf den Nachmittag des 31. Mai festgesetzt. Wir waren zur angegebenen Stunde unten an der Landungsbrücke, die Matrosen hatten vorher unser Gepäck geholt, der Chinese aber war noch nicht zur Stelle; wir warteten eine, warteten

zwei Stunden, noch immer ließ er sich nicht blicken. Allmählich hatte sich eine ganze Volksmenge bei dem Boot versammelt; wir hatten schon mehrmals zu Te-Kin-Po geschickt, immer hieß es, er werde sogleich kommen. Allzu ungeduldig durften wir auch nicht sein, denn Te-Kin-Pô wollte für die Überfahrt keine Vergütung nehmen, wir waren seine Gäste. Ihn selbst hatten wir bisher gar nicht zu Gesicht bekommen und immer nur mit seinen Untergebenen verhandelt; als er jetzt so lange auf sich warten ließ, glaubten wir beinahe, es handle sich überhaupt um ein Phantom. Nach drei Stunden endlich erschien er, einige Araber hatten ihn geholt. Ein ganzer Hofstaat begleitete den Chinesen zum Boot, er begrüßte uns schnell, stieg dann ein und gab das Zeichen zur Abfahrt.

Wir hatten gehört, daß Te-Kin-Po auf den Kei-Inseln großes Ansehen genieße und uns ihn als einen großen Menschen mit energischen Zügen, von imponierendem Auftreten vorgestellt. Wie unscheinbar war dieser Te-Kin-Po der Wirklichkeit! In der Tat beinahe ein Phantom; er war ein schwächlicher, noch junger Mensch von schwächlichem Aussehen, mit vom vielen Opiumrauchen ganz abgezehrten Gesichtszügen. Auch jetzt rauchte er eine Zigarette nach der anderen, nachdem er uns zuvor welche angeboten hatte. Te-Kin-Po war überhaupt ein sehr höflicher Mann. Als wir uns zum Nachtessen anschickten, ließ er das Boot halten, offerierte uns eine wohlschmeckende Torte, wogegen wir uns mit unseren Vorräten revanchierten.

Nur langsam kamen wir gegen die Strömung voran; mit Stangen stießen die Matrosen, wie bei uns die Flößer, das Boot vorwärts. Wir fuhren in südlicher und später südöstlicher Richtung durch die „Straat Rosenberg“, die Kei Dulah von Nuhu-Tawun trennt. In der Ferne sahen wir längs des Strandes helle Lichter sich hin- und herbewegen. Es waren Keinesen mit Fackeln, die im seichten Wasser mit Netzen und Handreusen Fische fingen. Bis kurz nach 10 Uhr fuhren wir ziemlich nahe der Küste entlang; dann ließ Te-Kin-Po in einer kleinen, geschützten Bucht Anker werfen. Hier übernachteten wir.

Am folgenden Morgen, kurz nach 6 Uhr, fuhren wir weiter; wir kreuzten hin und her, ohne viel vorwärts zu kommen. Am Ostausgang der Straat Rosenberg liegt neben Nuhu-Tawun eine Insel, Pulu-Papua genannt. Dort haben sich in früheren Zeiten Papuas angesiedelt, die von Neu-Guinea dahin verschlagen worden waren, sie haben sich aber allmählich mit der eingeborenen Bevölkerung vermischt. Die Küsten der Inseln sind dicht mit Mangroven und Casuarinen bewachsen, Pandaneen sind hier recht selten, die Kokospalmwälder dafür desto verbreiteter. Erst gegen 10 Uhr gewannen wir das offene Meer und fuhren nun in nordöstlicher Richtung auf Groß-Kei zu, dessen langgezogenen

Gebirgsrücken wir im blauen Dunst schon seit dem frühen Morgen vor uns sahen. Nach dreieinhalb Stunden hatten wir das Meer zwischen Groß- und Klein-Kei durchquert; am Ende der Bucht, auf die wir zusteuerten, lag Elat. In der Bucht herrschte fast



Blick auf Elat.

vollkommene Windstille, so daß wir wiederum mehrere Stunden hin und her lavierten, ehe wir endlich um 4 Uhr Elat erreichten. Wir verabschiedeten und bedankten uns bei unserem liebenswürdigen Chinesen, die Matrosen trugen unser Gepäck an Land und erhielten für die Überfahrt ein gutes Trinkgeld.

B. Groß-Kei.

Unser erster Gang war zum Posthalter, Herrn Bär, den wir, als wir Elat auf der Fahrt nach Tual berührten, schon flüchtig kennen gelernt hatten. Sein Haus lag auf einer kleinen Anhöhe, eine lange Treppe führte hinauf; es war von einem schönen Garten umgeben und hatte den gleichen Grundriß wie das des Kontrolleurs in Dobo. Der Posthalter selbst war ein älterer Mann, der schon viele Dienstjahre hinter sich hatte; er empfing uns sehr freundlich, zusammen mit seiner Frau, und nachdem wir länger darüber beraten hatten, wie wir uns hier installieren könnten, lud er uns ein, bei ihm zu wohnen, was wir dankbarst

annahmen. Unten im Gemeindehaus, wo die Gerichtsverhandlungen stattzufinden pflegten, und außerdem die Oppass (Gendarmen) wohnten, konnten wir unser Laboratorium einrichten. So löste sich hier die Wohnungsfrage auf die denkbar günstigste Weise. Was wir an diesem ersten Abend in Elat nach all der Sonnenglut, der wir während der Überfahrt schutzlos preisgegeben waren und die jetzt noch in uns steckte, am wohlthuendsten empfanden, war, ein erfrischendes, kühles Bad nehmen zu können. Zum erstenmal seit längerer Zeit stand uns hier im Überfluß kühles Süßwasser zur Verfügung; von einem nahen Gebirgsbach war eine Bambusrohrleitung zur Badekammer gelegt. Wir dankten im stillen den schönen Bergen von Elat, die uns diese Erfrischung boten. Den Abend verbrachten wir gemächlich, zusammen mit dem Posthalter und seiner Frau auf der Veranda in angeregter Unterhaltung.

Die Einwohnerzahl von Groß-Kei beläuft sich augenblicklich auf 14 000 Menschen, die fast ausschließlich in Küstendörfern wohnen; die Gebirgskampongs sind nur gering an Zahl. Zwei Drittel der Bevölkerung sind Heiden, die übrigen, abgesehen von ein paar Hundert Protestanten und Katholiken, Mohammedaner. Der Hauptsitz des Islam ist Bandan-Eli, ein Ort auf der Ostseite von Groß-Kei. In den letzten zehn Jahren sind die Kei-Inseln durch verschiedene Epidemien, vor allem durch die Pocken heimgesucht worden; etwa 10 000 Einwohner sind jetzt dagegen geimpft. Der Export von Groß-Kei belief sich in den letzten Jahren auf ca. 100 000 Gulden; davon entfiel die Hälfte auf Kopra; weitere Exportartikel sind hauptsächlich Trepang und Eisenholz.

Der Ort Elat zerfällt topographisch und seinen Bewohnern nach, in drei Quartiere. In dem nördlichsten Kamp, etwa 10 Minuten von dem Hauptorte entfernt, wohnen die Buginesen, in der Mitte ist das Kampong-tchina und in dem südlichen und größten Teil von Elat, der sich etwas die Anhöhen hinaufzieht, wohnen Keinesen. Dort liegt auch eine Moschee. Die Häuser sind ähnlich wie die auf Klein-Kei, teilweise auch noch etwas größer; auf ihrer Straßenfront befindet sich auf beiden Seiten von der zum Eingang hinauf führenden Treppe eine Plattform, die mit vom Dache überdeckt wird. Dort sitzen die Keinesenfrauen bei der Töpferarbeit und stellen ihre Töpfereien aus, die zum Verkauf bestimmt sind.

Diese Töpfereien von Elat und von Bandan-Eli übertreffen an kunstvoller Ausführung bei weitem alles, was man sonst in dieser Art hier zu sehen bekommt. Die Wasserkrüge und Kochtöpfe, die anderorts auf den Kei-Inseln hergestellt werden, sind genau so primitiv und schmucklos wie jene der Aru-Inseln; um so überraschender ist es, gerade hier, auf zwei Orte konzentriert, eine so schön entwickelte Keramik zu finden. Allerdings ist diese

Industrie nicht hier entstanden, sondern von Einwanderern begründet worden. Als die ostindische Kompanie im siebzehnten Jahrhundert von den Banda-Inseln Besitz ergriff, wurde der größte Teil der Bevölkerung hingemordet, ein kleinerer nach verschiedenen Inseln deportiert, so auch nach den Kei-Inseln. Die Nachkommen jener Bandanesen sind es, die jetzt noch in Elat und Eli wohnen, worauf übrigens auch das Wort Bandan, das den beiden Ortsnamen vorgesetzt wird, hinweist. Nur von ihnen, die schon lange als echte Keinesen angesehen werden, ja sogar größtenteils dem Adel angehören, wird diese Art der Töpferei betrieben.

Die Herstellungsweise der Gefäße ist die gleiche wie auf den Aru-Inseln; der ausgehöhlte, feuchte Lehmklumpen erhält geradeso, ohne Töpferscheibe, nur dadurch, daß er gleichzeitig von außen mit einem Brett, von innen mit einem runden Stein geschlagen und dabei langsam gedreht wird, seine runde Form; dann wird das Gefäß zum Trocknen hingestellt und später die Oberfläche mit feinem Sand abgerieben, mit dem Deckel einer Schneckenschale (*Trochus*) geglättet und mit Kalk bestrichen. Auf diesen

weißen Untergrund werden die Ornamente mit gelber Farbe, die ein eisen-schüssiger Tonstein liefert, aufgetragen. Beim Brennen erhält die Farbe einen schön braunroten Ton; die Ornamente heben sich dadurch sehr wirkungsvoll von dem hellen Untergrund ab. (Taf. XII. Fig. 13—15). Die dicken groben Linien werden mit dem Finger, die feineren mit einem dünnen Bambusstäbchen, die doppelten Linien mit



Vor der Töpferwerkstätte.

einer zweizinkigen Gabel aus Bambus, gezogen. Zunächst werden meistens einige Kreise um den Topf herum aufgetragen, worauf dann die einzelnen Zonen zwischen denselben mit verschiedenen Verzierungen ausgefüllt werden, oder aber, es werden zuerst radiäre Linien von

oben nach unten gezogen und dann die Zwischenräume entsprechend bemalt. Dabei wird nicht nach bestimmten Mustern gearbeitet, die Phantasie des einzelnen hat hier freien Spielraum; so erhält fast jeder Topf eine etwas andere Zeichnung. Dann werden die Töpfe gebrannt, indem sie in angesteckte Reiser hineingestellt werden und kommen danach zum schnellen Abkühlen in Seewasser. Diese beiden Prozeduren sind nicht sehr zuverlässig; die Töpfe brennen leicht an einer oder der anderen Stelle an und werden häufig dadurch unbrauchbar, oder aber, beim Eintauchen in das Salzwasser bildet sich an der Oberfläche des Gefäßes ein weißer, häßlicher Niederschlag, der sich nicht entfernen läßt und die Verzierungen größtenteils verdeckt. Seewasser wird deshalb dem Süßwasser vorgezogen, weil es die Eigenschaft haben soll, die Töpfe vor dem Zerspringen zu bewahren. Wir hatten die größte Mühe, unter den vielen Gefäßen,



Bei der Töpferarbeit.

die in Elat zu kaufen waren, einige gute Exemplare herauszufinden, da fast kein einziges fehlerlos war.

Außer dieser Sorte von Gefäßen mit glatter Oberfläche gibt es noch eine andere, in die die Muster eingekratzt werden; die einzelnen Felder, die durch Rinnen voneinander getrennt sind, werden teils mit brauner, teils mit weißer Farbe bemalt; durch diese Farbenkontraste wird das Relief der Krüge sehr gehoben. Die Form dieser Wasserkrüge, die übrigens meistens mit

einem kleinen, kalottenartigen Deckel, der in die obere Öffnung eingepaßt ist, zu verschließen sind, ist verschieden. Teils sind sie weitbauchig, und ihre Oberfläche gleichmäßig gewölbt, teils sind die einzelnen Flächen der Seitenwandungen kantig gegeneinander abgesetzt und bilden stumpfe Winkel. Neben diesen Wasserkrügen werden hier noch verschiedenerlei Schalen, Spucknäpfe, Tabaksbehälter u. a. m. hergestellt und mit Ornamenten verziert. Der Posthalter besaß eine hübsche Kollektion von diesen Tonwaren in ausgewählten Exemplaren, wie wir sie im Laufe unseres kurzen Aufenthaltes nicht erhalten konnten. Nur einzelne gute Stücke konnten wir bekommen, die der Posthalter bei der Frau des Radja von Elat für uns bestellt hatte.

Bei einem Gang durch das Dorf fielen uns vor einigen Häusern verschiedene alte Kanonenrohre auf, die mit der Mündung in der Erde steckten. der Knopf war nach oben gerichtet. Auch auf Klein-Kei hatten wir sie schon gesehen; sie dienen bei Heiraten als Zahlungsmittel. Es herrschen hier ähnliche Sitten wie auf den Aru-Inseln. Wenn ein Keinese heiraten will, muß er sich zunächst mit seinen zukünftigen Schwiegereltern über den Kaufpreis einigen; dieser ist meist so hoch, daß er ihn nicht auf einmal bezahlen kann, sondern erst im Lauf der Zeit, meistens erst nach seiner Verheiratung; oder aber, er muß bei seinen Bekannten und was noch schlimmer ist bei Chinesen oder Arabern Anleihen machen, womit er ganz in die Gewalt seiner Gläubiger gerät, die einen hohen Wucherzins verlangen. Soviel ich hörte, ist hier auf Veranlassung der Regierung erfreulicherweise der Höchstbetrag des Kaufpreises bedeutend heruntersgesetzt worden.

Die Zahlung geschieht nie in bar, sondern in Form verschiedenster Wertobjekte, deren Zahl bei Abschließung des Vertrages festgelegt wird. Außer den alten Kanonen kommen hierbei noch mancherlei andere Gegenstände in Betracht: alte Gewehre, Elefantenzähne, metallene Armbänder und Ohringe, Gongs usw. Auf einem besonderen Brett, das mit einem Griff versehen ist, werden alle Gegenstände, die eingezahlt worden sind, reliefartig wiedergegeben; dieses stellt also die Quittung dar und wird dem Schwiegersohn von seinem Schwiegervater nach Beendigung der Zahlung ausgehändigt. Als wir in Elat waren, war der Posthalter gerade im Besitze zweier solcher Bretter, die sehr hübsch ausgeführt waren, die er uns aber nicht überlassen konnte, da sie als Beweismittel dienen mußten bei Streitigkeiten, die über Zahlungsverpflichtungen entstanden waren.

Bei den Keinesen werden verschiedene Kasten oder Stände unterschieden. Zu den Mel-Mel, den Adligen, gehören die Angesehensten im eigenen Volke, die Häuptlinge, und auch die hier dauernd ansässigen Fremden, wie in Elat z. B. die Nachkommen der Bandanesen. Die Jama sind die Freien und die Hir-Hiri die dienende Klasse, früher speziell die Sklaven. Diese Standesunterschiede sind bei Eheschließungen von Wichtigkeit; es ist nicht erlaubt, daß ein Mann aus einem niedrigeren Stande eine Frau aus dem nächst höheren heiratet. Außerdem existiert die Bestimmung, daß die Frau sogar aus einem anderen Dorfe sein muß.

Groß-Kei ebenso wie Klein-Kei zerfällt in je neun Bezirke, die neun Radjas unterstehen. In jedem Dorf gibt es nochmals eine ganze Zahl von Beamten, die von den Einwohnern ernannt werden. Der „Tuan-negri“ ist der Bürgermeister, der „Kapitän“ derjenige, der im Kriegsfall das Kommando führt; der „Orang-kaja“ muß alle Beschwerden

und Wünsche des Dorfes dem Radja unterbreiten, der „Major“ ist der Rechtsbeistand oder Berater des Tuan-negri, und der „Marinjo“ endlich sorgt für die Ordnung im Dorfe, entspricht also etwa dem Gendarm.

Die Ortschaften sind auf den Kei-Inseln im allgemeinen volkreicher als auf den Aru-Inseln. Die Bevölkerungsziffer ersterer ist schon an sich viel höher, und da sie ein kleineres Oberflächenareal haben, die Bevölkerungsdichte dementsprechend größer. Die Keinesen unterscheiden sich von den Arunesen, abgesehen von ihrer helleren Hautfarbe, durch abweichende Gesichtszüge, wenn sich auch kaum definieren läßt, worauf der eigentliche Unterschied beruht. Auch unter den Keinesen kann man verschiedene Typen unterscheiden; doch werden sich schwer generelle Merkmale auffinden lassen, denn selbst was die Hautfarbe anbetrifft, gibt es, wie wir sahen, auf der Westseite der Aru-Inseln viele Leute mit der Hautfarbe der Keinesen. Ein relativer Unterschied ist, daß unter den Keinesen Leute mit richtigem Kraushaar seltener sind, als auf den Aru-Inseln, ebenso wie Gesichter mit breiten Nasen, vorstehendem breitem Mund und dicken Lippen. Durchschnittlich haben die Keinesen eher glattes oder leicht gewelltes Haar.

In den beiden Bächen, die bei Elat ausmünden, fingen wir mit dem Wurfnetz recht viele Fische; diese Süßwasserläufe haben an sich schon ein ziemliches Gefälle, waren aber jetzt infolge starken Regens, der in den letzten Tagen niedergegangen war, besonders reißend. Ungefähr in der Mitte zwischen beiden führt ein Weg auf die Höhen hinauf; erfreulicherweise war derselbe nicht so gut gehalten wie die meisten Wege auf Klein-Kei, sondern nur streckenweise mit kleinen Steinen gepflastert, die uns bei dem nassen Wetter das Vorwärtskommen eher erschwerten. Auf halber Höhe kamen wir an ein Gebirgskampong, das von einer mehrere Meter hohen Steinmauer umgeben war; an der Stelle des Eingangs standen innen und außen an der Mauer zwei breite Leitern. Der Raum im Innern wurde durch niedrigere Mauern von 1 bis 1¹/₂ m Höhe in rechteckige Höfe geteilt, die zu den einzelnen Häusern gehörten. Die ziemlich breiten Trennungsmauern dienen gleichzeitig als Verbindungswege zwischen den einzelnen Teilen des Dorfes.

Zu beiden Seiten unseres Weges, der weiter aufwärts führte, dehnten sich weithin Kokospalmwaldungen aus, dazwischen stand hie und da eine Gruppe Laubhölzer mit zum Teil ganz undurchdringlichem Dickicht. Viele Fruchttauben gab es hier in dieser Gegend; jene schöne große *Carpophaga concinna*, mit zart hellgrau gefärbtem Kopf und Rumpf und grünschillernden Flügeln; die Füße und die nackten Stellen um die Augen fleischigrot. Sie ist auch auf den Banda-Inseln sehr verbreitet und hat in der Geschichte der

ostindischen Kompanie eine wichtige Rolle gespielt. Sie machte es nämlich der Kompanie unmöglich, das Monopol der Muskatnuß auf die Banda-Inseln zu beschränken. Auf allen Inseln in der Umgebung der Inselgruppe waren die Muskatbäume zu diesem Zweck vernichtet worden, aber die Tauben, welche die fleischige Hülle, die Muskatblüte, die die eigentliche Nuß umgibt, fressen, schlucken dabei die Frucht mit, die unbeschädigt durch sie hindurchgeht. So wurde die Muskatnuß in kurzer Zeit dort, wo man sie auszurotten versucht hatte, durch die Tauben wieder verbreitet! Eine kleinere Taubenart, einer anderen Gattung zugehörig, sahen wir hier ziemlich häufig (*Ptilonopus prasinorrhous*); man findet sie fast immer pärenchenweise beisammen. Das Weibchen ist von gleichmäßig dunkelgrüner Farbe, das Männchen auf dem Scheitel rot gefärbt, hat an der Brust eine weiße Stelle. Oft sahen wir hier auch eine Art der Schuppentaube (*Geopelia maugei*) mit braungrauem und weißlichem Gefieder; wir fanden sie entweder am Waldesrand oder auf einzelstehenden Bäumen und Büschen im offenen Gelände; meistens etwa acht bis zehn Tiere beisammen. Ein kleiner grüner Papagei, die Männchen mit rot und blau gefärbtem, die Weibchen mit hellgrünem Kopf (*Geoffroyus keiensis*), eine verwandte Art kommt auch auf Aru vor,

fiel uns durch sein absonderliches Benehmen auf. Wenn wir einen Vogel schossen und ein *Geoffroyus* war in der Nähe, so kam er mit wehklagendem Geschrei herbeigeflogen und ließ sich auf einem benachbarten Baume nieder. Diese Papageien haben ihre Nester in hohlen Astlöchern oder — falls sie kein passendes finden — höhlen sie selbst ein Aststück aus. Von kleineren Vögeln, die wir hier häufiger sahen, seien vor allem die Honigfresser (Melliphagiden)



Keinesisches Gebirgskampong.

genannt (*Zosterops uropygialis* und *Grayi*) und die zierlichen Sonnenvögel (Nectariniden: *Cinnyris zenobia*). Auch sie trifft man meist paarweise beisammen. Durch ihr lebhaftes

Wesen fallen die Glanzstare (*Calornis*) auf, die immer in großen Schwärmen auftreten; im offenen Gelände, z. B. in einzelstehenden Gebüsch auf Feldern war häufig ein kleiner Vogel (*Munia molucca*), von brauner und schwarzer Farbe, mit gedrungenem schwarzen



Einwohner von Ohoinangan.

Schnabel, ein Körnerfresser, der hier gewissermaßen den Sperling ersetzt, allerdings nicht so häufig ist wie dieser, den wir übrigens zuletzt in Makassar gesehen hatten; auf Celebes kommen die Spatzen noch vor, aber bis in den östlichen Teil des Archipels sind diese Welteroberer noch nicht vorgedrungen!

Nach zirka einer Stunde hatten wir die Höhe erreicht. Kurz davor waren wir an einem trockenen Reisfeld vorbeigekommen, das die uns begleitenden Keinesen uns mit sichtlichem Stolze zeigten. Reispflanzungen sind auch auf den Kei-Inseln eine Seltenheit. Nun ging es noch 20 Minuten weiter, etwas abwärts, bis zu einem Fließchen, das in kleinen Kaskaden über das schön geschichtete Gestein, terrassen-

förmig abgesetzt, der Ostküste zustrebte; hier fingen wir einige Fische mit einer Saugscheibe an der Bauchseite. Diese Haftorgane sind aus einer Verschmelzung der Bauchflossen hervorgegangen und ermöglichen es den Fischen, sich in stark strömendem Wasser aufzuhalten, indem sie sich an den Felsen anheften. Derartige Umbildungen der Bauchflossen finden sich bei Meergrundeln (*Gobiidae*) und verwandten Formen. Zu dieser Familie gehört auch der Fisch, den wir hier fanden (*Sicyopterus cynocephalus*).

An dem kleinen Fluß begegneten uns einige Bewohner des nahen Ohoinangan; eine lange, steile Steintreppe führte zum Dorf hinauf, wie ein Felsenest lag es oben auf dem Berge, von hohen Steinmauern umgeben. Die Dächer der Häuser waren sehr hoch und mit hübschen, geschnitzten Giebelleisten verziert; entsprechend ihrer Höhe war auch ihr Inneres sehr geräumig, aber nicht in einige Stockwerke abgeteilt; höchstens, daß einige über die Querbalken gelegte Bretter als Speicherraum dienten. Der Innenraum einer Hütte wird durch eine größere Zahl von Zwischenwänden von zwei bis drei Meter Höhe in mehrere Abteilungen geteilt, die von verschiedenen Familien bewohnt werden. Der Hausrat, vor allem

die Küchengerätschaften sind im wesentlichen die gleichen, wie sie auf den Aru-Inseln und überhaupt auf den Molukken in Gebrauch sind; wahrscheinlich sind sie von den Malayen eingeführt worden. Einiges Neue was uns hier auffiel, waren z. B. geflochtene Schlingen, in welchen die Schlafmatten tagsüber aufgehängt werden, geflochtene Speisedeckel, geflochtene Flaschengestelle u. a. m. Von den Jagdgerätschaften sind nur die Pfeile zu erwähnen; sie haben einen langen, nicht befiederten Schaft, auch fehlt ihnen jegliche Verzierung. Die Holzspitzen sind mit etwas andersartigen Kerben versehen; übrigens werden hier viel mehr Eisenspitzen verwandt als auf den Aru-Inseln, die je nach ihrer Bestimmung eine verschiedene Form erhalten.

Die Keinesen schmiedeten sich, wie wir in Elat sahen, selbst diese Pfeilspitzen mit Hilfe eines primitiven Blasebalgs. Zwei Bolzen, die in zwei hölzernen Hohlzylindern abwechselnd nach unten getrieben werden, komprimieren die Luft, die durch zwei Röhren dem Feuer zugeführt wird. Das *Tempat-sirih*, das Sirihkörnchen, eines der wichtigsten und kunstvollsten Gegenstände der Aru-Insulaner, besteht hier nur aus einem einfachen kleinen Korbe zum Umhängen, der mit einem Klappdeckel zu verschließen ist. (Taf. XII, Fig. 21.) An der Innenseite des Deckels befindet sich ein Gefach für die Sirihblätter; der Kalk wird in einem Döschen aus Rohr aufbewahrt.

In dem Hof vor der einen Hütte war ein „Pomali“, eine Opferstätte, bestehend aus einem steinernen Tisch, dem Opferstein, und einem aufrecht stehenden flachen Stein, auf dem eine menschliche Figur mit erhobenen Armen reliefartig, aber recht primitiv dargestellt war; die Figur stand übrigens auf dem Kopf. (Abb. S. 190.) „Ja-ok“ nannten die Keinesen diese Gottheit. Es war der Schirmgeist von Ohoinangan, dem von Zeit zu Zeit Tieropfer dargebracht werden. Die Opferhandlung wird entweder von einem Familienältesten oder einem besonderen Priester vorgenommen.

Nur nach der Seite hin, von der wir das Dorf betreten hatten, waren die Umfassungsmauern noch in gutem Zustand, nach der entgegengesetzten, wo der Berg noch weiter anstieg, waren sie schon ganz in Zerfall und bei den augenblicklich friedlichen Zeiten war ja eigentlich kein Grund vorhanden, sie wieder aufzurichten. Von Ohoinangan gingen wir noch etwas bergauf, um den Bach, den wir unterhalb des Dorfes passiert hatten, bis zu seinem Ursprung zu verfolgen. Auf dem Rückweg kamen wir an einer Kultur vorbei, die hauptsächlich mit Zuckerrohr bepflanzt war; später trafen wir wieder auf den Weg, der nach Ohoinangan führt. Unterwegs brachte uns ein Keinesenjunge einen Flugbeutel (*Petaurus ariel*), den er gefangen hatte. Es war ein munteres, possierliches Tier, kleiner als ein Eichhörnchen, mit einem wundervoll zarten, grauen Fell; auf seinem Rücken verläuft ein



Opferstein und Monolith in Ohoinangan.



Keinesen von Waor.

dunkler Streifen, der sich auf den buschigen Schwanz fortsetzt. In Elat erhielten wir noch zwei Exemplare der gleichen Art; das eine ein Weibchen mit einem Jungen von ganz hellgrauer Farbe; das Junge war aber schon soweit herangewachsen, daß es nur noch mit seinem Kopf in dem Beutel Platz fand und sich mit seinen Pfoten an dem Bauch der Mutter festhielt. Wir hielten die Flugbeutler einige Tage im Käfig; sie vertrugen sich schlecht miteinander, bissen sich häufig und gaben gereizt eigenartige schnurrende Töne von sich. Ja unfreiwillig hatten wir sogar Gelegenheit, einen derselben in Freiheit zu beobachten, der aus dem Käfig entschlüpft war. Nun sahen wir, welch eigentümlich lange Sprünge er selbst vom Boden aus auszuführen vermag und staunten über die Geschwindigkeit, mit der er an den Bäumen hinaufklettert und von einem Baum zum andern springt. Merkwürdigerweise gelang es den Keinesenjungen, den Flüchtling in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder einzufangen. Der Flugbeutler soll Sprünge von 20 bis 30 m Weite ausführen können, wozu ihn seine Flughaut, die zwischen den vorderen und hinteren Gliedmaßen ausgespannt ist, befähigt.

Der nächste größere Ausflug war eine zweitägige Tour nach Warka und Waor, zwei Ortschaften südlich von Elat. Der Posthalter stellte uns sein Dienstboot zur Verfügung, die Ruderer dazu waren auch schnell gefunden, und außer unseren beiden Dienern und dem jungen Ambonesen begleiteten uns noch der Radja von Warka und der Marinjo dieses Dorfes, die anlässlich einer Streitsache nach Elat gekommen waren. Nachdem wir den südlichen Vorsprung der Bucht von Elat erreicht hatten, fuhren wir südwärts. Die Küste ist sehr buchtenreich. (Sie verläuft zum Teil etwas anders wie es auf der van Plantenschen Karte angegeben ist. Auch die Lage der einzelnen Ortschaften ist größtenteils eine etwas andere; doch ist es leicht möglich, daß die Dörfer in den 20 Jahren seit Fertigstellung der Karte wenigstens teilweise verlegt worden sind.) Die Küste war streckenweise ganz flach und mit Kokospalmen, Catalpen, Casuarinen und vielen anderen uns unbekanntem Bäumen bewachsen und der Boden weithin mit weißblühenden Amarillis bedeckt. Dann folgten steile Felswände, auf denen oben die Wurzeln der Bäume und Pandaneen, die auf ihnen wuchsen, schlangengleich sich hin und her wanden und in den Felsen eindrangen. Hie und da war die felsige Küste von der Brandung ganz unterwaschen, oder es waren Höhlen und tiefe Einschnitte in den Felsen; solche Stellen werden von den Schwalben gerne als Nistplätze benutzt. Pfeilgeschwind sahen wir sie dicht über den Wellen dahinschießen, so daß sie beinahe in das Wasser eintauchten, dann stürmten sie wieder mit rasender Geschwindigkeit gegen den Felsen an, als ob sie daran zerschellen sollten. An einigen Stellen waren kleine Felsen-

inseln der Küste vorgelagert, die sich noch nicht lange von ihr losgelöst haben konnten. In dem seichten Wasser — das Boot wurde mit Stangen vorwärts gestoßen — sahen wir viele Korallen, die an diesen Küsten üppig gedeihen, und dazwischen lagen wieder dieselben orangefarbigem, höckerigen und die hellblauen, glatten Seesterne, die wir von den Aru-Inseln her kannten.

Nach dreieinhalbstündiger Fahrt erreichten wir Warka. Es besteht nur aus wenigen Häusern, von denen zwei eine Länge von etwa 20 m besitzen; bisher hatten wir noch kein derartiges Keinesenhaus gesehen. Auf der einen Längsseite dieser Häuser befand sich eine gedeckte Veranda, die gewissermaßen in das Haus eingebaut war, indem sie auf beiden Seiten noch durch einen vorspringenden Teil des Hauses begrenzt wurde. In dem größten dieser beiden Häuser wohnte der Radja von Warka mit seiner Familie, und außer ihm noch viele andere Keinesen; als wir uns auf der einen Hälfte der Veranda, die uns zur Verfügung gestellt wurde, einrichteten, sahen wir von allen Seiten neugierige Blicke aus Fensteröffnungen und Spalten auf uns gerichtet und alles was wir taten, wurde mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt. Wir hatten es vorgezogen, auf der Veranda zu übernachten, anstatt in dem Hause drin, wo eine dumpfe Atmosphäre herrschte.

Am Nachmittag dieses Tages machten wir noch einen Ausflug in die Umgebung von Warka; wir wollten einen kleinen See besuchen, der in der Nähe sein sollte, als wir aber dahin kamen, sahen wir, daß es sich nur um eine geringfügige Flußverbreiterung handelte, die die Keinesen als „telaga“ bezeichnet hatten, was nach unseren Kenntnissen des Malayischen nur ein See sein konnte. Da wir in diesem Gewässer viele Krebse, Schnecken und Süßwasserfische fingen, söhnten wir uns damit aus. Verschiedene Arten von Landschnecken fanden wir auf dieser Tour, die auch auf den Kei-Inseln sehr individuen- und artenarm



An der Westküste von Groß-Kei.

zu sein scheinen. Wir kamen hier zum erstenmal durch Sagowaldungen, die auf abschüssigem Terrain standen; nicht weit davon warnten uns die Keinesen, nicht vom Wege abzuweichen,

da hier Fallen gegen Waldschweine aufgestellt seien; diese Fallen bestehen aus einer Spannvorrichtung, durch die im Moment der Entladung ein vergifteter Speer gegen das Tier vorgestoßen wird. Als wir gegen Abend von unserem Ausflug nach Warka zurückkehrten, fanden wir auf der Veranda alles schön für uns vorbereitet. Ein Tisch und drei hölzerne Armstühle waren herbeigeschafft worden und alles war mit bunten aber recht schmierigen Tüchern drapiert, so daß wir es vorzogen, diese Extrazugabe wieder entfernen zu lassen. Sehr angenehm war uns ein Mattensegel, das nach der offenen Seite der Veranda zu ausgespannt wurde und uns gegen den heftigen Regen schützte, der in der folgenden Nacht niederging.

Am nächsten Morgen sandten wir unseren einen Diener mit einem Teil des Gepäcks im Boot nach Elat zurück, wir selbst wollten zu Fuß auf einem größeren Umweg dahin zurückkehren und brachen daher frühzeitig auf. Zwei Keinesen von Warka kamen als Träger mit und zeigten uns den Weg. Bei der Dampfatmosphäre, die dem feuchten Boden entstieg, fielen uns die ersten 200 Meter bergauf recht schwer. Wir hatten in den Tropen, abgesehen von Java, noch nicht viel Gelegenheit zum Bergsteigen gehabt. Die Unzahl von Tausendfüßlern, die wir hier überall fanden, spottet jeder Beschreibung. Es waren zwei pflanzenfressende, zur Familie der Iuliden gehörende Arten; eine große schwarze Art mit gelben Querringen und eine kleinere rotbraune. Insekten fanden wir hier fast gar nicht; fast schien es, als ob die Tausendfüßler sie ganz verdrängt hätten.

Als wir die erste Höhe erreicht hatten, bot sich uns ein wunderschöner Ausblick auf die fast ganz mit Kokospalmen bedeckten Berge, im Hintergrund das azurblaue Meer. Unser Weg ging eine Zeitlang eben, dann mußten wir noch ein Stück steigen. In einem kleinen Bach, den wir entlang gingen, fanden wir zum erstenmal schwarze Planarien, diese platten, breiten Strudelwürmer, die man bei uns so häufig in Bächen auf der Unterseite von Steinen findet.

Der Abstieg nach der Ostseite war steil und beschwerlich; die glatten Palmenwurzeln und der steinige und dann wieder lehmige Boden hinderten uns am raschen Vorwärtkommen. An einem terrassenförmigen Absatz fanden wir ein „Pomali“ für Kokospalmen, aus einigen senkrecht gestellten Palmwedeln bestehend, an denen oben und seitlich einige aus Palmblattfiedern geflochtene Teile befestigt waren; in dem Ganzen konnte man mit etwas gutem Willen eine menschliche Figur erkennen. Ein solches „Pomali“ ist gleichzeitig ein Schutzgeist für die Kokospalmen und eine Warnungstafel für solche, die hier Kokosnüsse stehlen wollen. Unsere Keinesen erzählten uns, daß demjenigen, der gestohlene Kokosnüsse

esse, der Bauch stark anschwellen und er bald sterben müsse! Abgesehen davon hat aber der betreffende Delinquent eine hohe Geldstrafe zu zahlen. Nochmals ging es ein Stück abwärts; für mich war jeder Schritt auf dem schlüpfrigen Boden doppelt beschwerlich, denn meine Segeltuchstiefel von Singapore kündigten mir ihren Dienst. Die benagelten Sohlen lösten sich immer mehr los, und schließlich blieb mir nichts anderes übrig, als sie mit dünnen, zähen Lianenwurzeln an die Füße festzubinden. Bis Elat mußte es so halten.

Nach drei Stunden erreichten wir Waor, ein großes Dorf mit mehreren hundert Einwohnern; es liegt auf einem Plateau, etwa 150 m über dem Meeresspiegel, nicht weit von der Ostküste. Zahlreiche größere Häuser sind um zwei rechteckige Plätze herumgebaut. In der Mitte des einen war ein „Pomali“ errichtet, das hier aus einem größeren Opfertisch bestand. Ringsherum lagen verschiedene Delphinschädel und Walwirbel und daneben waren an einer Stange einige Palmwedel befestigt. Der Opfertisch scheint übrigens nicht als heilig oder geweiht zu gelten, wenigstens sahen wir die Keinesenjungen gradeso darauf herumlaufen, wie auf den Steinmauern. Man führte uns zu dem größten Haus, wo der Orang-kaja wohnte; der Eingang war mit kunstvollen Schnitzereien umrahmt. Wir nahmen auf der Veranda Platz. Das ganze Dorf hatte sich hier bald versammelt, ein Schwätzen und Lärmen hub an und schnell verbreitete sich ein äußerst unangenehmer Geruch, so daß wir es vorzogen, unser Essen später, außerhalb des Dorfes, einzunehmen; hier verging uns die Lust dazu, obwohl wir recht hungrig waren. Unter den vielen Gesichtern, die wir um uns herum sahen, war kaum eines, das man als hübsch bezeichnen konnte. Die meisten Männer und Frauen hatten im Gegenteil durch das ständige Betelkauen derartig aufgeschwollene, feuerrote Lippen, daß sie dadurch ganz entstellt waren. Ein großer Teil der Einwohner von Waor, vor allem die Kinder, waren mit Ichthyosis behaftet. Uns hier mit den Bewohnern zu verständigen, war nicht ganz leicht, denn wir sprachen nicht keinesisch, und unter den Anwesenden verstanden nur wenige etwas Malayisch, wie überhaupt auf den Kei-Inseln nur verhältnismäßig wenig malayisch gesprochen wird. Ich machte einige photographische Aufnahmen von den hier versammelten Keinesen; der Orang-kaja, der bisher nur mit einem Lendentuch bekleidet herumgelaufen war, verschwand schnell als ich ihn photographieren wollte und erschien gleich darauf wieder in einem weißen Anzug, ebenso wie der Marinjo des Dorfes. Das war schon ganz zivilisiert gedacht! Von den Frauen sahen wir nur wenig, denn wenn sie auch nicht erscheinen wollten, konnten sie doch offenbar nicht der Neugierde widerstehen, die man ihrem Geschlecht nachsagt, diese beiden weißen Männer, wenigstens von ihrer

Wohnung aus, in Augenschein zu nehmen. Wir sahen also nichts als ein paar häßliche Gesichter; das Haar war hinten in einen Knoten geschlungen und vor denselben ein kunstvoller Kamm gesteckt. Nach längeren Verhandlungen konnten wir drei Kämmе bekommen. Sie waren aus Palmholz geschnitzt und von ähnlicher Form wie die Schildpatthaarkämme bei uns zu Lande, nur vielleicht etwas höher. Auch waren in das obere Verbindungsstück feine Ornamente eingeschnitzt und kleine Stückchen Perlmutter eingelegt; an dem einen war auch ein Metallplättchen zur Verzierung angebracht. (Taf. XII, Fig. 16—19.)

Von Waor gingen wir in nördlicher Richtung; da wir bis zum Abend in Elat sein wollten, mußten wir vor 1 Uhr aufbrechen und während der größten Mittagshitze abwechselnd durch stark aufgeweichten Boden waten, oder uns auf einem schmalen ausgetretenen Pfad durch hohes Alang-Alang-Gras durcharbeiten. Gegen 4 Uhr kamen wir an den Bach in der Nähe von Ohoinangan und eine Stunde später waren wir wieder in Elat. Vor unserem Laboratorium erwarteten uns viele Leute, die Tiere für uns gesammelt hatten; sie mußten erst vorgelassen werden, bevor wir uns in unsere Wohnung begeben konnten. Es dauerte ziemlich lange, bis alle abgefertigt waren, und dabei kam es zu allerlei abwechslungsreichen Szenen. Die Schlangen wurden immer in Bambusröhren gebracht, die mit einem Pfropfen zugestopft waren, und meistens weigerten sich die Leute, die Schlangen aus dem Rohr selbst herauszuholen; andererseits mußten wir uns zunächst davon überzeugen, ob es eine Art war, die wir in noch nicht zu vielen Exemplaren besaßen, auch daß sie nicht beschädigt war, bevor wir sie akzeptierten. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als selbst die Schlangen aus dem Bambusrohr herauszuschütteln. Konnten wir sie gebrauchen, so wurden sie mit einer langen Pinzette hinter dem Kopf gefaßt und in ein Glas mit Chloroform expediert; war die Schlange gar zu flink, kam es dabei manchmal zu einer rechten Jagd. Am häufigsten waren Pythonschlangen (*Python amethystinus*) von zwei bis drei Meter Länge; auch eine zu den Nattern gehörende gedrungene Giftschlange (*Acanthophus antarcticus*) von etwa 60 cm Länge war hier sehr gemein. Ferner war uns heute ein großer gefleckter Kuskus, ein Männchen, mit einem rostbraunen Schimmer über dem braun- und weißgefleckten Rücken gebracht worden. Während wir sonst den Kuskus als ein eher phlegmatisches Tier kannten, das vor allem am Tage schläfrig und träge ist, machte dieser einen lebhaften und kampflustigen Eindruck.

In die Zeit unseres Aufenthalts auf Groß-Kei fallen noch zwei Tagesausflüge, die ich hier kurz erwähnen möchte, der eine nach Enraagan, einem Dorf an der Küste nördlich von Elat, der andere nach Ohilim, einem Gebirgskampong nordöstlich davon. Nach

Enraagan, einem großen Dorf mit einer Moschee und größtenteils mohammedanischer Bevölkerung, fuhren wir mit dem Boot des Posthalters. Da wir in den mohammedanischen Dörfern bisher noch nie besonders freundlich empfangen worden waren, und auch die dortige Bevölkerung wenig Entgegenkommen zeigte, hielten wir uns nur kurz im Dorfe selbst auf und folgten dem Flußlauf, der dicht dabei ausmündet. Einen Weg gab es nicht, wir mußten also mühsam über die Felsen hinwegklettern, die im engen Flußtal verstreut lagen, die auch dem Fluß teilweise den Weg versperrten, so daß er sich zwischen den Felsen in wirbelnden Strudeln hindurchzwängte oder in Kaskaden über dieselben herunterstürzte. Die Ufer stiegen auf beiden Seiten jäh an, waren über und über mit üppiger Vegetation bedeckt und durch die vielen aufwärtsrankenden und herunterhängenden Schlinggewächse sah es aus, als ob eine zusammenhängende Pflanzendecke einheitlich und doch vielgestaltig sich über den ganzen Berg ausbreitete. An einer Stelle, wo viele Felsen in dem Fluß verstreut lagen, gelang es uns, ihn zu passieren, was sonst wegen der starken Strömung kaum möglich gewesen wäre. Als wir am Nachmittag nach Elat zurückkehrten, war Ebbe, und das Meer in der Bucht infolgedessen so seicht, daß wir mit dem Boot ganz weit draußen halten mußten, um die letzten 300 Meter durch heißes schlammiges Wasser zu Fuß zurückzulegen.

Nach Ohilim führte der Weg über das Kampong-buton von Elat; kurz davor kamen wir an einigen Maniokpflanzungen vorbei. Der Maniok wird auf den Kei-Inseln viel angebaut und ersetzt hier teilweise die Sagopalme; er ist ein zu den Wolfsmilchgewächsen gehöriger Strauch, der hauptsächlich in Südamerika kultiviert wird und von dort durch den Menschen in den Tropen sehr verbreitet worden ist. Aus den viel Stärkemehl enthaltenden Wurzeln wird in Brasilien die Tapioka gewonnen, und eben wegen seines hohen Stärkegehaltes ist der Maniok ein wichtiges Nahrungsmittel, dessen Kultur keine Schwierigkeiten bereitet. Auf den Kei-Inseln werden zwei verschiedene Sorten kultiviert; eine rotgestielte, ungiftige Art, die aber wenig ertragreich ist und eine weißgestielte, deren mohrrübenähnliche, stärkereichen Wurzeln Gifte enthalten. Die Wurzeln müssen aus diesem Grund geschält, zwei Tage in Seewasser liegen, und dann nachdem die Gifte größtenteils ausgezogen sind, werden die Wurzeln fein verrieben; das so erhaltene Mehl wird nochmals stark gepreßt und kommt dann in Formen, in denen es bis zu seiner Verwendung aufbewahrt wird. Auf der Exkursion nach Ohilim fanden wir zum einzigen Mal zwei Pedipalpen (*Charon grayi*), Vertreter jener zu den Spinnentieren gehörigen Ordnung, deren zweites Beinpaar fadenartig ausgezogen ist und nicht zum Gehen verwandt wird. Die Pedipalpen, ebenso wie die mit ihnen verwandten

Skorpione, besitzen für die Tiergeographie des Archipels nur ein geringes Interesse. Es sind altertümliche Formen, deren einzelne Arten infolgedessen eine große Verbreitung besitzen. Auch die Skorpione waren hier eher selten. Wir fanden sie meist beim Steinumdrehen, einer Manipulation, die man als Zoologe häufig vornimmt. Sonst fanden wir in der Regel unter Steinen Ameisen, Asseln, allenfalls einen Tausendfüßler und in seltenen Fällen einige Wurm-*schlangen* (*Typhlops multilineatus* und *krauli*), Vertreter einer besonderen Untergruppe der Kriechtiere, die am nächsten mit den Schlangen verwandt sind, mit rudimentären Augen und von wurmähnlichem Aussehen, indem der Kopf gar nicht vom Rumpf abgesetzt ist. Aufgeschreckt machen diese Tiere rasch hin- und herschlängelnde Bewegungen, genau wie Rundwürmer.

In einem ausgetrockneten Flußbett stiegen wir aufwärts, folgten einem schmalen Pfad, der durch dichten Wald führte und kamen auf der Höhe in Palmwäldungen und dazwischen zeitweise durch Alang-Alang. Hier sahen wir zum erstenmal einige Arengpalmen (*Arenga saccharifera*), eine



Keinesen von Ohilim.

Palme mit sehr großen Blattwedeln, die im Gegensatz zu denen der Sagopalme eine mattgrüne Farbe besitzen. Der Stamm ist ganz in grobe schwarze Fäden gehüllt, die zwischen den Ansatzstellen der Blattstiele entspringen, und die Palme an diesen Fäden leicht zu erkennen. Aus ihnen werden Schnüren und Tæue hergestellt, die hier viel verwandt werden. Ein brauner, sehr beliebter Zucker und ein berauscher Palmwein wird aus dem Saft gewonnen, der aus den abgeschnittenen jungen Blütenkolben herausfließt.

Ohilim ist das primitivste Gebirgskampong, das wir auf den Kei-Inseln kennen gelernt haben. Die Hütten waren größtenteils schlecht gebaut, erinnerten sehr an die Arunesenhütten, standen aber nur auf niedrigen Pfählen. Unter den Bewohnern von Ohilim waren verschiedene sehr verwahrloste und wild aussehende Männer; einige von ihnen hatten richtige Kraushaare. Die Leute wollten sich fast alle nicht photographieren lassen, und

einer, der sich dazu bereit erklärt hatte, brannte mir durch, während ich die Mattscheibe auf ihn einstellte; er tat sogar nachher sehr entrüstet und erklärte, er fühle sich durch meinen Zauberkasten ganz krank und glaube, er müsse sterben! Hier in Ohilim waren auch wieder drei Viertel der Bewohner mit Ichthyosis behaftet!

Mit unserer zoologischen Ausbeute von Groß-Kei konnten wir recht zufrieden sein. Auch für unsere ethnographische Sammlung bekamen wir sehr viel mehr als wir vermutet hatten. Nachdem erst einmal die Bevölkerung wußte, was wir wollten, wurde uns von allen Seiten alles mögliche zugetragen. Namentlich die Jugend benutzte die Gelegenheit, mancherlei von dem Kochgeschirr der Mutter oder dem elterlichen Hausrat heimlich zu entwenden, um es an uns zu verkaufen!

Außer den hohen zylindrischen Trommeln, die noch etwas größer und schwerer sind als diejenigen der Arunesen, ist auch eine ganz flache Trommel (rabana), die von den Makassaren eingeführt worden ist, ziemlich verbreitet; dieselbe besitzt entweder eine runde, seltener eine achteckige Form. Die einzigen Schmucksachen, die auf den Kei-Inseln getragen werden, sind doppelt geknickte metallene Ohrringe, dieselbe Art, wie wir sie schon kannten, schwarze Armبänder, die aus dem gebogenen Zweig einer Hornkoralle bestehen, und weiße, hergestellt aus dem breitesten Teil einer Schneckenschale, mit verschiedenen eingeschnittenen Ornamenten. Diese Muschelarmبänder sollen speziell von den Bewohnern von Tiur, einer kleinen Insel der Inselkette, die von den Kei-Inseln nach Ceram hinzieht, hergestellt werden. Von Flechtereien erhielten wir außer den schon oben erwähnten Gegenständen, hauptsächlich Körbe und Siebe, die im Haushalt verwandt werden, ferner eine besondere Art trichterförmiger Handreusen von sehr verschiedener Größe; dazu Körbe zum Umhängen, in die der Fang hineinkommt.

Am Nachmittag des vorletzten Tages unseres Aufenthalts auf Groß-Kei wurde uns zu Ehren unten in Elat ein Tanz angesagt; gegen 5 Uhr gingen wir mit dem Posthalter und seiner Frau zu dem Platz im Dorfe, wo derselbe stattfinden sollte. Der Major von Elat empfing uns und gab dann das Zeichen zum Beginn des Tanzes; der Fächertanz sollte von Angehörigen des Adelsstandes, der Mel-Mel, aufgeführt werden. Die Musikkapelle bestand aus einer Anzahl junger Leute, die im Takt die Trommel schlugen und dazu im Chorus sangen. Zuerst traten zwei Mädchen auf mit schwarzer Samtkabaja und hellfarbenem Sarong bekleidet und einem Taschentuch in der rechten Hand; sie machten rhythmische, etwas steife Armbewegungen und tanzten mit kleinen Schritten vorwärts. Dann begann ein junger Mann, gleichfalls mit einem Taschentuch in der Rechten, mit lebhaften Bewegungen

um die Mädchen herumzutanzten. Nacheinander traten noch acht Mädchen auf, verschieden angezogen; einige trugen eine helle Kabaja und zwei hatten sogar Strümpfe und Schuhe an. Die zehn Mädchen stellten sich jetzt in zwei Reihen auf, in der Rechten einen Papierfächer, in der Linken das Taschentuch und alle machten im gleichen Moment dieselben Bewegungen; sie waren gut aufeinander eingeübt. Jede einzelne Bewegung scheint, was Kopf-, Arm- und Körperhaltung anbetrifft, ganz genau vorgeschrieben zu sein. Bald tanzten die beiden Reihen langsam nach vorne, dann wieder rückwärts, dann standen sie sich gegenüber und tanzten sich entgegen und schließlich bewegten sie sich in einem großen Kreise herum. Wie die meisten derartigen Tänze wirkte auch dieser auf die Dauer etwas monoton und ermüdend. Trotzdem blieben wir bis zum Einbruch der Dunkelheit, um die Aufführenden nicht zu enttäuschen. Außer diesem Fächertanz wird hauptsächlich noch von den Männern ein Parangtanz aufgeführt. Die Parangs sind kurze Handmesser, die die Keinesen stets bei sich tragen. —

Es war für uns wieder ganz schwierig, für die Rückfahrt nach Klein-Kei ein geeignetes Boot aufzutreiben. Die Prau des Majors, die wir haben konnten, erwies sich als

nicht seetüchtig und sonst war nichts Passendes hier zu finden. Ein ganz sicheres Boot mußten wir haben, denn gerade in den letzten Tagen wütete draußen auf der See ein heftiger Sturm. Ein katholischer Bruder, der von Langgur herübergekommen war, hatte 1 $\frac{1}{2}$ Tage gebraucht, um nach Groß-Kei zu gelangen; nun lag sein Boot zwei Stunden von hier entfernt in einer kleinen Bucht, er



Kurz vor der Abfahrt.

selbst kam von dort ganz erschöpft von der anstrengenden Fahrt herüber nach Elat.

Unser Retter in der Not war schließlich wieder Te-Kin-Po, dessen Prau gerade jetzt herüber gekommen war: die überließ er uns nun auch zur Rückfahrt und als Mannschaft

nahmen wir die vier Matrosen von der Prau des Majors. Es ist bezeichnend für die ganzen Verhältnisse, namentlich im östlichen Archipel, daß wir neben den Vertretern der niederländischen Regierung, sowohl auf den Aru- wie auf den Kei-Inseln, vor allem bei Arabern und Chinesen tatkräftige Unterstützung gefunden haben. Angehörige dieser beiden Völker haben, vom Osten und vom Westen kommend, sich an vielen Orten von Niederländisch-Indien festgesetzt und einen großen Teil des ganzen Handels in Händen; da sie außerdem den meisten Volksstämmen des Archipels geistig überlegen sind, sind sie es, die den größten Einfluß hier besitzen.

Nachdem alle unsere Schätze verpackt waren, machten wir uns zur Abfahrt bereit, obwohl draußen das Meer noch viele weiße Kämme zeigte. Gegen 11 Uhr war alles fertig und wir verabschiedeten uns von unseren liebenswürdigen Gastgebern, die uns den Aufenthalt auf Groß-Kei so angenehm gestaltet hatten. Am Ausgang der Bucht warteten wir eine Zeitlang, bis der Wind sich etwas legte. In 2¹/₂ Stunden durchfuhren wir das Meer zwischen Groß- und Klein-Kei und 1¹/₂ Stunden später waren wir wieder in Tual.

In unserm kleinen Landhaus war alles in bester Ordnung; zwei Soldaten hatten es während unserer Abwesenheit bewacht. Auf der Veranda fanden wir einen ganzen Stoß neuer Zeitungen, die offenbar Herr Schmid aus Makassar auf der Hinreise nach Dobo für uns hier deponiert hatte. So konnten wir uns über die letzten Ereignisse in der Welt informieren; der Welt, der wir uns jetzt wieder zuwenden wollten!

Am 24. Juni verließen wir Tual. Auf der Rückreise berührten wir die gleichen Häfen, die wir schon von der Ausfahrt her kannten; leider gibt es keine Dampferlinie von den Aru- oder Kei-Inseln über die kleinen Sunda-Inseln nach Java. Vierzehn Tage blieben wir noch auf Java und waren Mitte August wieder in der deutschen Heimat.

Anhang.

I. Verzeichnis von arunesischen Wörtern.

A. Männliche Vornamen.		B. Weibliche Vornamen.		C. Familiennamen.	
Kubela	Bisai	Urlo	Jokai	Saloi	Pulamadjen
Marfui	Gobelai	Larkira	Karele	Gumabilgair	Gurgurem
Torbé	Belbel	Wardjera	Dadul	Abilgair	Botmir
Gaitan	Forfor	Mantai	Wardja	Marlaibobardi	Pardjer
Waitei	Benar	Felai	Walrau	Ledjabilgair	Dvemgair
Bana	Bakai	Gerai	Walsee	Lailaiem	Efardjuir
Kofan		Django	Waikapa	Saiveken	Badjilgur
		Kulaun	Darok	Warfenesimir	

D. Verschiedene Wörter.

(Distrikt von Manumbai.)

ja	íó	1	au	11	urapaija ma etu
nein	púi	2	rua	12	urapaija ma rua
Mann	léssi	3	lassi	20	uraparua
Frau	kóder	4	ka	21	uraparua ma etu
Kind	gogwa	5	lima	30	urapalássi
Erde	papa	6	dubu	100	ratija
Sonne	méra	7	dubem	102	ratija ma rua
Mond	ruben	8	karua	200	raturua
Kalk	kawar	9	tera	210	raturua urapaija
Mangrove	tai	10	urapaija		
Pandanee	kalar				
Sagobrei	pampeda				
Sagokuchen	tutrepola				
Sagobrot	sengeran				
Geräuch. Schweine- fleisch	déngdeng				

E. Tiernamen.

Süßwasserfisch	góra	Kuskus	gángal, modu
Aal	tuna	Muschel	deri
Schlange	kúku	Giftschlange	mangarraven
Zwergwels	bodal	Schwein	pawu
Garneele	bánci	Huhn	tor
Krabbe	gássi	Krokodil	fugaija
Königsparadiesvogel (<i>Cicinnurus regius</i>)	gobi-gobi	Eidechse	djelagoyegoye
Eidechse (<i>Gonyocephalus</i>)	almavar, belandjuaga	Schlammpringer (<i>Periophthalmus</i>)	sangalgal
Varan	alperandang	Frosch	gnaij-gnargnara
Bandikut (<i>Perameles</i>)	keer, kaguaran		

F. Einige landwirtschaftliche Kulturpflanzen der Aru-Inseln.

Arunesisch (Distrikt von Manumbai)	Malayisch	Wissenschaftliche Bezeichnung
gwal	cladi	<i>Colocasia antiquorum</i> , Taro
gungar	tebu	<i>Saccharum officinarum</i> , Zuckerrohr
kassewáwa	ubi kaju, katel pohon	<i>Manihot utilissima</i> , Maniok
muku	pisang	<i>Musa paradisiaca</i> , Banane
robie, rabiam	sagu	<i>Metroxylon Sagus Rumphii</i> , Sagopalme
urlau, uru	ubi katella	<i>Batatus edulis</i> = <i>Ipomea Batatas</i> , Süße Kartoffel
kelébu	heedjoh	<i>Phaseolus radiatus</i> , ostindische Bohne
kei	bira	<i>Alocasia indica</i>
nur	klapper	<i>Cocos nucifera</i> , Kokospalme
bia	penang	<i>Areca catechu</i> , Areka-Palme
ai	bras	<i>Oryza sativa</i> , Reis
castela, cassitella, cacatella	djagung	<i>Zea mays</i> , Mais
timun	katimun	<i>Cucumis sativus</i> , Gemeine Gurke
neram	Sirih	<i>Piper betle</i> , Betelpfeffer
—	bua radja	<i>Cycas revoluta</i>
kawuáku	katjang	Allgem. Bezeichnung für grünes Gemüse.

II. Verzeichnis der Dredge-Stationen.¹

(Aru-Inseln.)

Nr.	Ortsangabe	Datum	Tiefe in Meter	Bodenbeschaffenheit
I.	Westlich von Ngaiguli	18. Februar	14	Grober, gelber Sand
II.	Nordwestlich von Ngaiboer	20. Februar	16	Sand mit zahlreichen Muscheln
III.	Straße von Dobo	20. März	16	Grober Muschelsand
IV.	Desgl.	20. März	40	Kalkfelsen
V.	Desgl.	22. März	12	Korallenfelsen
VI.	Sungi Manumbai (hinter Kapala Sungi)	28. März	23	Grober Muschelsand
VII.	Sungi Manumbai (bei Dosi)	29. März	16	Graubrauner Schlamm
VIII.	Zwischen Meriri und Leer	31. März	6—10	Schlamm und brauner Sand
IX.	Südwestlich von Lola	1. April	8—10	Steiniger Boden
X.	Nördlich von Penambulai	2. April	8	Desgl.
XI.	Bei Pulu Bambu	3. April	10	Felsboden mit Sand u. Korallen
XII.	Bei Mimien	8. April	15	Grober Sand
XIII.	Sungi Barkai (östliche Hälfte)	9. April	15	Felsboden
XIV.	Desgl. (Mitte)	10. April	18	Desgl. [Schlamm
XV.	Desgl. (Westausgang)	11. April	7—8	Grauer Muschelsand und
XVI.	Bei Udjir	16. April	10—14	Korallenfelsen und Sand
XVII.	Sungi Manumbai (Kapala Sungi)	5. Mai	20	Felsboden.

¹ In dieser Liste sind nur diejenigen Punkte angegeben, wo mehrere Dredgezüge ausgeführt wurden; die sonstigen Fundorte von Meerestieren sind auf der Karte der Aru-Inseln verzeichnet.

III. Bemerkungen über die von den Aru-Inseln mitgebrachten Gesteinsproben

von Dr. R. D. M. Verbeek (Haag).

1. Maikoor (Batu Bandera).

Ein ziemlich weicher, gelblichweißer Kalkstein, ohne Korallenstruktur. Die mikroskopische Untersuchung ließ hauptsächlich kleine Rotalien erkennen, die für das Alter nicht maßgebend sind. Im Kalkspatteil kleine Rhomboeder, vielleicht vom Dolomit.

2. Terangan (bei Marafenfen).

In Handstücken vollkommen dasselbe Gestein wie Nr. 1. Mikroskopisch ließen sich hier aber ganz bestimmt Orbitoiden nachweisen, auch waren von diesen Versteinerungen spatenförmige Mediankammern zu sehen, so daß die Orbitoiden zu dem Untergenuss *Lepidocyclina* gehören. Auf den Querschnitten der *Lepidocyclinen* sind zwölf Lateralschichten zu sehen; Länge 2 mm. Dicke $1\frac{1}{2}$ mm. Außer ihnen wurden Rotalien, runde Durchschnitte von *Baculogypsina* (früher *Tinoporus* genannt) und auch Amphisteginen auf den Querschliffen nachgewiesen. Das Alter dieses Gesteins ist demnach wahrscheinlich als Ober-Miocän festzustellen. Die Quartär-Kalke Niederl. Ost-Indiens enthalten keine Orbitoiden und das Auftreten dieser Versteinerungen im Pliocän ist sogar noch zweifelhaft. Auf Java kommen sie aber in allen Etagen der Miocän-Formation vor. Vielleicht gehört das Gestein Nr. 1 auch hierher, da es makroskopisch mit Nr. 2 übereinstimmt; aber in den Schliffen von Nr. 1 konnten keine *Lepidocyclinen* nachgewiesen werden, so daß ein jüngerer Alter für Nr. 1 noch nicht ganz ausgeschlossen ist.

3. Terangan (zwischen Ngaiguli und Popdjetur).

Ein brauner, eisenschüssiger Sandstein, wie er auch, aber ganz weiß, oberhalb Ngaiboer zu finden ist. Das Gestein besteht aus Quarzkörnern, durch Eisenhydroxyd zementiert, und dürfte ein quartärer eisenschüssiger Sandstein sein. Quarzkörner kommen auch in verschiedenen eocänen Kalksteinen von Groß-Kei vor; sie stammen entweder von Granit oder von quarzhaltigen Schiefen im Untergrunde. Zutage gehen diese älteren Gesteine nicht, weder auf Groß-Kei noch auf Klein-Kei, noch auf den Aru-Inseln. Auf der Insel Kur, westlich von Klein-Kei gelegen, tritt aber Glimmerschiefer auf, und dies Gestein kann recht gut in geringer Tiefe unter der Oberfläche auch auf den Aru-Inseln anstehen.

4. Wokam (bei Manumbai).

Hellgrauer, weicher, mergeliger Kalkstein von Wokam. Versteinerungen sind nicht zu sehen. Korallenstruktur ist nicht vorhanden. Alter unbekannt, wohl quartär.

5. Terangan (Ngaiboer).

Hellrosa gefärbter Tonstein, Terangan. Das Gestein braust nicht mit Salzsäure, enthält mithin keinen Kalk. Versteinerungen nicht zu sehen. Alter unbestimmt, wohl quartär.

6. Terangan (Batu-Gojang).

Ein roter Sand, von der Südspitze von Terangan. Besteht aus Quarzkörnern, durch Eisenhydroxyd rot gefärbt. Ein Verwitterungsprodukt von dem quartären Sandstein, welcher u. a. in der Nähe von Ngaiboer ansteht.

Literaturverzeichnis.

1. Aru-Inseln.

1856. Bleeker, P.: Reis door de Minahassa en den Molukschen Archipel. 2. Deel. Hoofdstuk VI. Zuidooster- en Zuidwester-eilanden. (Aru, S. 295—298.)
1858. — De Aroe-eilanden in vroeger Tijd en Tegenwoordig. Tijdschr. v. Nederl. Indie. Mei-aflevering.
1907. Blink, H.: Nederlandsch Oost- en West-Indie. Deel II. S. 479.
1849. Bosscher, C.: Statistieke Aanteekeningen omtrent de Aroe-eilanden. Deel I. Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenkunde.
1854. — Desgl. Deel II. Ebenda.
1844. Brummunds Reize. Tijdschr. v. Nederl. Indie II. 321 ff.
1875. de Clercq: Reis van Intje Nanggoeng naar de Aroe-eilanden en zijne ontsmeting met den natuuronderzoeker A. R. Wallace. Tijdschr. v. Nederl. Indie. 9. Ser. IV. Jahrg. 1. Teil. S. 413.
1862. v. d. Crah, P.: De Moluksche Eilanden. Batavia. S. 86.
1906. Dawydoff, C.: Über die Inseln des indo-australischen Archipels. III. Auf den Aru-Inseln. (In russisch.) Bull. d. l'Acad. Imp. d. Sc. St. Pétersbourg. Ser. V. T. XXV. No. 3.
1853. Earl, G. W.: The native races of the Indian Archipelago, Papuans. (Aroe, Ch. V. P. 93—111.) In the Ethnographical Library E. Norris.
1864. van Eijbergen, H. C.: Korte Woordenlijst van dee Taal der Aroe- en Kei-eilanden. Ebenda XIV. S. 557.
1866. — Verslag einer reis naar den Aroe- en Kei-eilanden. Juni 1862. Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenkunde XV.
1890. van Hoëvell, G. W. C.: De Aroe-eilanden. Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenkunde XXXIII. S. 57.
1897. — Eenige Typen uit den Nederlandsch. Indischen Archipel. Intern. Arch. für Ethnographie. Bd. X. S. 186. Pl. XIII und XIV.
1898. de Hollander, J. J.: Handleiding, Land- en Volkenkunde v. Nederl. Oost-Indie. Deel II. S. 517—528.

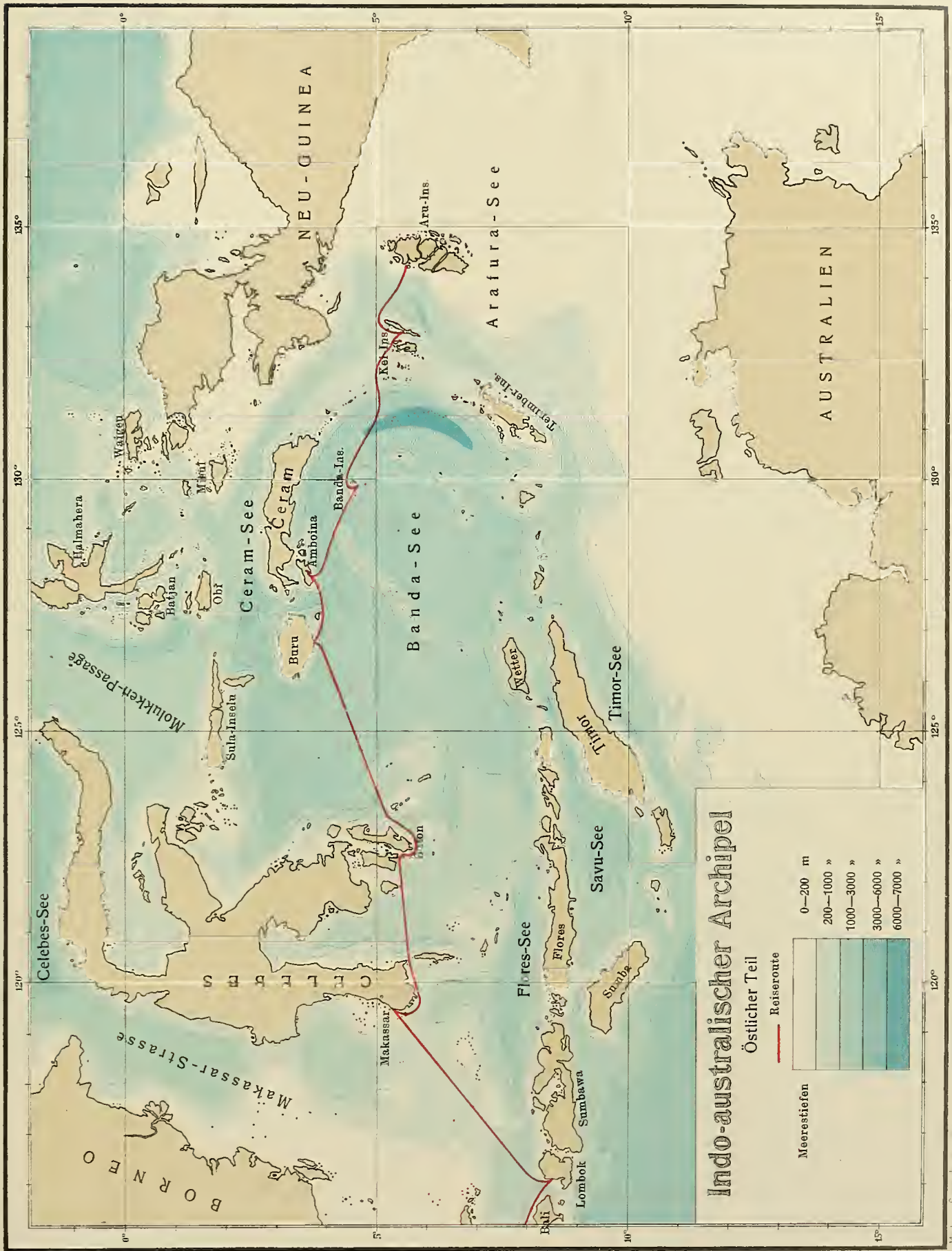
1908. van Kampfen, P. N.: De paarl- en Parelmoervisscherij langs de kusten der Aroe-eilanden. Mededeel. v. het Visscherij-Station te Batavia. No. 2.
1828. Kolff: Reise door den weinig bekende zuidelijken Molukschen Archipel. Amsterdam. S. 192.
1888. Rihke, C.: Die Aroe-Inseln. Festschrift des Vereins für Erdkunde in Dresden.
1886. Riedel, J. G. F.: De sluik- en kroeshaarige rassen tusschen Selehes en Papua. S. 244—271.
1878. v. Rosenherg, H.: Der malayische Archipel. S. 323 ff.
1908. Tissot v. Patot, J. W.: Een viertal tochten door het eiland Terangan (Aroe-eilanden) in Maart en April 1907. Tijdschr. v. h. Kon. Nederl. Aardrijksk. Gen. 2. Ser. XXV. S. 77—93.
1908. Verbeek, R. D. M.: Molukken Verslag. Jaarboek van het Mijnwezen in Nederl. Oost-Indië. 37. Jaarg. S. 464—466.
1858. Wallace, A. R.: On the Natural History of the Aru-Islands. Ann. and Magazine of Nat. Hist. Vol. XX. No. 121.
1858. — On the great Bird of Paradise. *Paradisea apoda* L. *Burong mati* (Dead Bird) of the Malays. Ebenda.
1869. — The Malay Archipelago. Aufl. v. 1906. S. 327—375.
1902. Weher, M.: Sihoga Expeditie. Monogr. I. S. 124.

B. Kei-Inseln.

1907. Blink, H.: Siehe Arn-Lit. Deel II. S. 478.
1852. Bosscher, C.: Bijdrage tot de Kennis van de Kei-eilanden. Sep.
1863. van Doren, J. B. J.: De Kei-eilanden. Bijdr. tot de Taal-, Land- en Volkenk. v. Nederl. Ind. Nene Folge VI. S. 238.
1862. van Eijhergen, H. C.: Siehe Aru-Lit.
1864. — Desgl.
1889. van Hoëvell, G. W. C.: De Kei-eilanden. Tijdschr. v. Ind. Taal-, Land- en Volkenk. XXXII. S. 102—160.
- Bijdragen tot de ethnographie van den Indischen Archipel. Internat. Arch. für Ethnographie. III. S. 186 ff. Pl. XVI.
1898. de Hollander, J. J.: Siehe Arn-Lit. S. 505—517.
1902. Langen, H. G.: Die Key- oder Kii-Inseln des Ost-Ind. Archipels. Sep.
1890. Martin, K.: Die Kei-Inseln und ihr Verhältnis zur Australisch-Asiatischen Grenzlinie. Tijdschr. v. h. kon. Nederl. Aardrijksk. Gen. VII. 2. Serie.
1893. Pleyte, C. M.: Ethnographische Atlas van de Zuidwester- en Zuidooster-eilanden.
1886. Riedel, J. G. F.: Siehe Arn-Lit. S. 214—243.
1878. v. Rosenherg, H.: Siehe Arn-Lit. S. 545 ff.
1908. Verbeek, R. D. M.: Siehe Aru-Lit. S. 466—534.
- Veth, P. J.: Geographische Aantekeningen betr. de Kei-eilanden. Tijdschr. v. h. kon. Nederl. Aardrijksk. Gen. II.
1889. Wertheim, C. J. M. en Planten, H. O.: Mededeelingen aangaande het wetenschappelijk onderzoek der Key-eilanden etc. Tijdschr. v. h. kon. Nederl. Aardrijksk. Genootsch.
1893. — Verslagen van de wetenschappelijke opnemingen en onderzoekingen op de Key-eilanden gedurende de jaaren 1889 en 1890. Sep. (Anch in Tijdschr. v. h. kon. Nederl. Aardrijksk. Gen. Jaarg. 1892 en 1893.)
1896. Wallace, A. R.: Siehe Aru-Lit. S. 317—326.



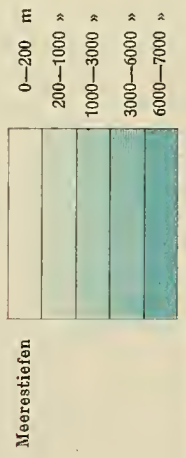
Sungi Eersim.



Indo-australischer Archipel

Östlicher Teil

Reiseroute





Dobo von der Ostseite.



Strasse im Buginesenviertel von Dobo.



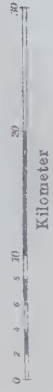
Arumesen von Popdjetur.

ABU-INSEIN

Tiefen in Faden

--- Reiceranten

I-XVII Dredge Stationen





Arunese im Alang-Alang.



Pandaneen im Alang-Alang.



Arunesen von Longar.



Arunesinnen von Erersin.



Sungi Kololobo.



Sungi Udjir.

Tafel IX.

Tafel IX.

Fig. 1—22 Aru-Inseln.

- Fig. 1—7. Sirihkörbchen („Gnar“¹ Ngaiguli, „Sevlan“ Barkai), 1 und 5, Lola, 16,5 cm breit, 10 cm hoch.
2, Manumbai. 3, Feruni. 4, Ngaiboer, 19 cm breit, 13,5 cm hoch. 6, Fonom, 7, Gomo-Gomo, 22 cm breit, 17 cm hoch.
- Fig. 8, 9. Tabaketuis („Bit-bit“ Ngaiboer), 8, Ngaiboer, 10 cm lang, 7 cm breit. 9, Ngaiguli.
- Fig. 10. Behälter für Betelnuß, 5 cm breit, 4,5 cm hoch.
- Fig. 11. „ „ Kalk, 6 cm breit, 3 cm hoch.
- Fig. 12. „ „ Gambir, 3,5 cm breit, 2,7 cm hoch.
- Fig. 13. „ „ Sirihblätter, 5,5 cm lang, 4 cm breit, 8,5 cm hoch. } Maikoor.
- Fig. 14. Lot („Karelem“ Ngaiguli), 14 cm hoch.
- Fig. 15. Gesäß-Schurz („Kir-kir“ Baimun), 23 cm lang, 17 cm breit.
- Fig. 16. Henkelkorb („Kan-kan“ Ngaiguli), 21 cm breit, 34 cm hoch.
- Fig. 17. Männer-Halsschmuck („Tawerwar“ Doka).
- Fig. 18. Frauengürtel („Sool-sool“ Barkai), 23 cm Durchmesser.
- Fig. 19, 20. Tragkorb („Goba“ Ngaiguli), 30 cm breit, 30 cm hoch.
- Fig. 21. Fischkorb (Gomo-Gomo), 28 cm breit, 17 cm hoch.
- Fig. 22. Kapuze zum Schutz gegen den Regen, zusammengefalt. („Li-lia“ Lola.)

¹ Bezeichnung in arunesisch bzw. keinesisch; dahinter Name des Ortes, wo der betreffende Gegenstand so genannt wird. Ist sonst kein weiterer Name verzeichnet, so gilt der gleiche Ort auch als Fundort.



F. Wüster phot.

Werner u. Wüster, Frankfurt a/M

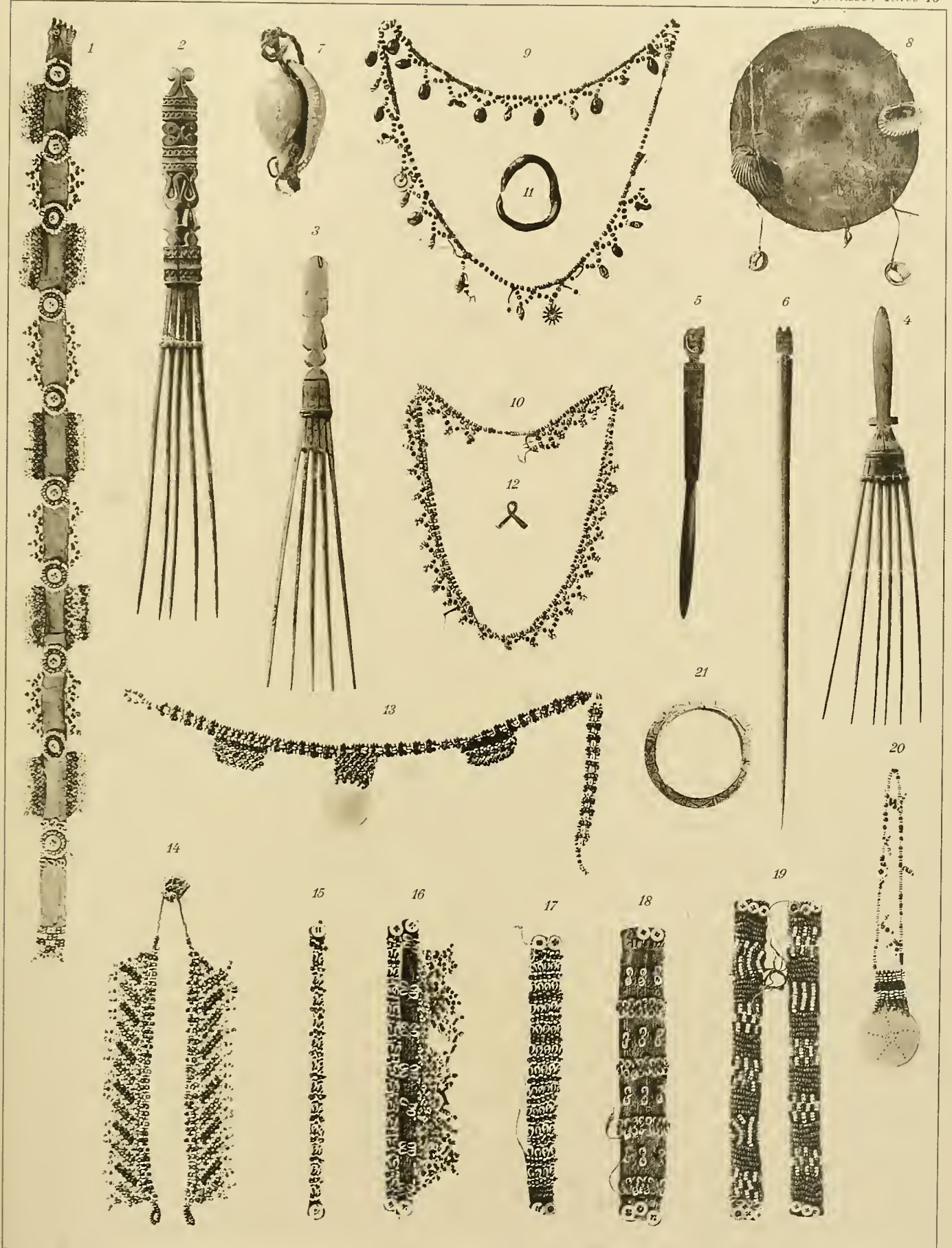
Aru-Inseln: Gebrauchsgegenstände.

Tafel X.

Tafel X.

Fig. 1—20 Aru-Inseln, Fig. 21 Kei-Inseln.

- Fig. 1. Frauenschmuck („Peilolo“ Ngaiguli), 66 cm lang, wird auf dem Rücken herunterhängend getragen.
- Fig. 2—6. Haarkämme für Männer („Seel“ Ngaiguli). 2, Popdjetur, 33 cm lang. 3, Feruni. 4 und 5, Erersin. 6, Marafenten.
- Fig. 7, 8. „Pomali“ gegen böse Geister, Fonum, 8 cm lang, 14 cm lang.
- Fig. 9, 10. Halsketten für Männer und Frauen, Fonum, Baimun.
- Fig. 11. Armband („Klanbaha“ Lola), gebogener Zweig einer Hornkoralle.
- Fig. 12. Ohrring („Padi“ Popdjetur), 2,3 cm lang.
- Fig. 13. Halskette („Tawerwar“ Popdjetur).
- Fig. 14—19. Armbänder, werden am Oberarm getragen. 14, („Chechica“ Popdjetur). 15—17, Barkai 18, („Quai-quai“ Meriri). 19, („Gnob-ngoba“ Gadalmorna).
- Fig. 20. Halskette, Popdjetur.
- Fig. 21. Armspange, aus einer Schneckenschale (*Conus*) geschnitten, Elat.
-



E. Winter phot.

Werner u. Winter, Frankfurt a. M.

Aru-Inseln: Schmuck.